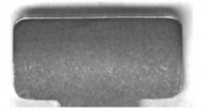

SAXONIA.
Fünfter Band







Friedrich August

der Gerechte,

König von Sachsen.

Saxonia.

Museum

für

Sächsische Vaterlandskunde.

Fünfter Band

in

24 Lieferungen, mit 72 lithographirten Beilagen.

Dresden,
Eduard Pietzsch und Comp.
1841.

Gedruckt in B. G. Teubner's Officin in Dresden.




BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schlußworte

an

die geehrten Interessenten der Saxonia.

Nachdem in den Vorworten zu den vier ersten Bänden der Saxonia gesagt worden ist, was in derselben geleistet werden sollte, so hält sich jetzt die Verlagshandlung, da die Saxonia mit diesem fünften Bande geschlossen wird, für verpflichtet, in diesen Schlußworten den geehrten Interessenten nicht nur für die wohlwollende und ausdauernde Theilnahme an diesem vaterländischen Werke ihren verbindlichsten Dank zu sagen, sondern ihnen auch Rechenschaft abzulegen, in wieweit dieses Museum der sächsischen Vaterlandskunde das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Was zunächst die Geschichte Sachsens — seines angestammten, ehrwürdigen Regentenhauses, seiner politischen und religiösen Entwickelung und der damit verknüpften freudigen und traurigen Schicksale, seiner Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, in Gewerbfleiß, Verkehr und Handel — betrifft; so ist in den Biographien der einflußreichsten sächsischen Regenten, einzelner Prinzen und Fürstinnen, einiger Staatsmänner und Feldherren, mehrer ausgezeichneten Gelehrten und Künstler und anderer merkwürdigen Personen, die Geschichte des Staates, der Kirche, der Kriege, der Kultur des Landes und Volkes von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt, sowie bei Beschreibung der Städte, Schlösser, Kirchen und anderer öffentlichen Bauwerke, Denkmäler und Ruinen, nebst den merkwürdigsten Begebenheiten, in Verbindung mit den äußeren Verhältnissen Sachsens, überall berührt worden.

Nicht nur die bedeutendsten Städte des Königreichs, bis auf die kleineren herab, sondern auch die vornehmsten des Großherzogthums Weimar, der Herzogthümer Koburg-Gotha, Meiningen-Hildburghausen und Altenburg, sowie der preußischen Provinz Sachsen, sind topographisch und historisch, mit ihren mannichfaltigen Merkwürdigkeiten, ausführlich dargestellt worden. Gleiche Aufmerksamkeit hat man den Fabrikdörfern, Schlössern, Burgen, Kirchen, Klöstern und anderen merkwürdigen Gebäuden, den wichtigsten Denkmälern, den malerischen Gegenden, den vorzüglichsten Bädern, den verschiedenen Kunstgegenständen und Sammlungen, den öffentlichen Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten, dem Gewerbfleiße,

dem Bergbaue und einigen Aktien=Unternehmungen, im Allgemeinen und Besondern gewidmet, wie aus dem beifolgenden Gesammt=Register über alle fünf Bände leicht zu ersehen ist.

Neben den Aufsätzen bilden die, mit aller Sorgfalt ausgeführten, 362 lithographischen Beilagen von Portraits, Ansichten und Abbildungen, 386 an der Zahl, eine ausgewählte, kleine Bildergalerie, welche schon an sich, ohne Rücksicht auf die schriftlichen Darstellungen, ihren unläugbaren Werth hat. Indessen sieht jeder Sachverständige, daß, selbst mit dieser Masse von Gegenständen, die gesammte Vaterlandskunde, in jeder wichtigen und wissenswerthen Beziehung, nicht erschöpft ist und nicht erschöpft werden konnte, wenn die gewählten Gegenstände nicht allzu kurz und oberflächlich behandelt werden sollten. Wer aber die vielen und großen Schwierigkeiten, welche mit der Ausführung eines so umfassenden Doppelwerkes verbunden sind, nur einiger Maßen zu würdigen versteht, der wird es um so billiger beurtheilen, je mehr er dennoch aus dem Geleisteten wahrnimmt, daß die Verlagshandlung mit dem größten Eifer und selbst mit Opfern nach Vollendung und Vollständigkeit gestrebt hat, wie dieß namentlich die vielen Doppelbilder und zahlreichen Doppelbogen unverkennbar beweisen. Es darf ihr daher auch gewiß eine große Freude gewähren, dieses in seiner Art bis jetzt einzige Werk über die sächsischen Lande ausgeführt, wie es den Gönnern der Saxonia zur besonderen Ehre gereicht, dasselbe durch ihre gütige und beharrliche Unterstützung gefördert zu haben. Schließlich ist auch noch dankbar zu erwähnen, daß die Saxonia von Seiten der königlichen Bibliothek und des königlichen Kupferstichkabinets mit allen Hilfsmitteln, welche diese reichen Anstalten für die sächsische Vaterlandskunde darbieten, auf die gefälligste Weise unterstützt worden ist.

So möge denn dieses Museum der sächsischen Vaterlandskunde, wie es selbst so viele Freunde gefunden hat, durch seine weitere Verbreitung, die Zahl der Vaterlandsfreunde mehren und die alte sächsische Treue und Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland bewahren helfen!

Dresden, im December 1841.

Die Verlagshandlung.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß

zum fünften Bande.

*) Alle Gegenstände ohne Sternchen haben entsprechende lithographirte Abbildungen.



Saxonia.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 1. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Friedrich August der Gerechte,

König von Sachsen.

Der vierte Band der Saxonia theilte in seinen beiden letzten Lieferungen die Biographie des um Sachsen hochverdienten Kurfürsten August I., eines Regenten mit, der gleich groß als Gesetzgeber und Staatswirth, in der Geschichte unsers Vaterlandes dasteht, und, vorzüglich in dieser letzten Eigenschaft von keinem Fürsten seiner Zeit übertroffen wurde. Würdig, ein Vater seines Volks, erscheint in den Annalen desselben das Bild Friedrich Augusts des Gerechten, dessen Leben und Wirken in allen Beziehungen seines großen Regentenberufes wir daher billig die ersten Blätter des fünften Bandes dieser Zeitschrift widmen.

Friedrich August, der älteste Prinz des unvergeßlichen, am 17. December 1763, nach einer nur zweimonatlichen Regierung, vom Thron seiner Ahnherren durch den Tod abgerufenen Kurfürsten Friedrich Christian und seiner ihn überlebenden Gemahlinn Maria Antonia von Baiern, Tochter Kaiser Karls VII., ward am 23. December 1750 geboren. Bei dem Tode seines edlen Vaters war der Kurprinz mithin erst 13 Jahre alt, und sein Oheim, der älteste Bruder des verewigten Kurfürsten, Franz Xaver, übernahm daher für den noch minderjährigen Neffen das Staatsruder. Noch bluteten die Wunden, welche der siebenjährige Krieg dem von Feinden und Freunden gemißhandelten Sachsen geschlagen hatte. Drei Städte desselben, Dresden, Wittenberg und Zittau, lagen größtentheils in der Asche. Die Haupt- und Residenzstadt, vorher der Sitz der Pracht und des Wohllebens, war 1760 von den Preußen, Wittenberg in demselben Jahre und Zittau 1757, beide Städte von den Oestreichern zerstört worden und auf ihnen, wie auf den übrigen verarmten Einwohnern des Landes, deren Zahl sich beträchtlich vermindert hatte, lastete eine Schuld von nicht weniger als 29 Millionen Thalern. Handel, Gewerbe und Landwirthschaft, diese Grundsäulen des sächsischen Wohlstandes waren erschüttert, der öffentliche Kredit schien vernichtet und das Münzwesen durch preußische Münzjuden im höchsten Grade zerrüttet. Die Herabsetzung des verschlechterten, überall verbreiteten Geldes von seinem Nominalwerth, den das Gepräge zeigte, auf den wahren innern Gehalt, oder die angeordnete Einlieferung desselben zum Schmelzen nach dem eigentlichen Werthe, mußte nothwendig dazu beitragen, die allgemeine Noth zu vermehren. Friedrich Christian, der das Elend seines Volks mit eigenen Augen gesehen hatte, that Alles, um dem Lande wieder aufzuhelfen. Vorzüglich ließ er sich die Herstellung des Steuerkredits angelegen sein und ward dabei von den Ständen bereitwillig unterstützt. Diese übernahmen die, auf 29,432,328 Thaler 3 Gr. 5¼ Pf. festgesetzten, Landesschulden, und es ward jährlich 1,100,000 Thaler aus den sichersten Landeseinkünften abzuzahlen beschlossen; wobei der Kurfürst, einem Antrag der Stände gemäß, erklärte, daß alle der Kammer gehörige Steuerscheine aus der jährlichen zur Tilgung der landschaftlichen Schulden anzuordnenden Verloosung weggelassen werden sollten, sich aber ihre Anerkennung und künftige Bezahlung, so wie ihre Verzinsung mit 3 Procent vorbehielt. Auch setzte er die Milizbeiträge von den alten Erblanden auf 85,000 Thaler herab, mit dem Versprechen, die fehlenden 150,000 Thlr. aus seiner Chatoulle zu ergänzen, und zeigte sich, indem er die vom Könige Friedrich August I. im Jahre 1697 gestiftete Malerschule zu einer Akademie der zeichnenden und bildenden Künste erweiterte und ihre Einkünfte auf 16,000 Thaler erhöhte, als einen großmüthigen Freund und Beschützer solcher Anstalten. Der Administrator Prinz Xaver fuhr in diesem würdigen Streben, das allgemeine Landeswohl zu befördern, mit Eifer und Umsicht fort. Durch ihn ward die, schon im Jahre 1735 bestandene Commerziendeputation am 14. April 1764 in eine, die gesammte Landesökonomie beaufsichtigende Behörde umgeschaffen.

Ein unsterbliches Verdienst um das Vaterland erwarb sich der Administrator ferner durch die Stiftung der Bergakademie zu Freiberg, welche auf Anregung des damaligen Generalbergkommissärs und nachherigen preußischen Staatsministers Anton Friedrich Freiherrn von Heinitz, bei einer Lustreise der kurfürstlichen Familie nach dieser Stadt am 13. November 1765 beschlossen wurde. Die Stiftungsurkunde ward am 4. December gedachten Jahres ausgestellt, die Anstalt selbst aber, nachdem schon zu Ostern 1766 die Vorlesungen in derselben begonnen hatten, im Jahre 1767 öffentlich angekündigt. Die ersten Lehrer der Akademie waren der Kommissionsrath Christlieb Ehregott Gellert, (ein Bruder des berühmten Dichters) und Johann Wilhelm Charpentier. Wohlthätig war auch die Errichtung der Kammerkreditkasse, wodurch die kurfürstlichen Kammerschulden, welche anfänglich zu 12,191,733 Thalern, später aber zu 9,000,000 Thalern berechnet wurden, nach und nach getilgt werden sollten, so wie die Herstellung der schon unter dem Kurfürsten August I. bestandenen, aber allmählich in Verfall gerathenen Kreishaupt- und Amtshauptmannschaften, ingleichen die Errichtung einer Artillerieschule in Dresden und des Sanitäts-Kollegiums daselbst, welches, in Verbindung mit den Hochschulen Leipzig und Wittenberg, des allgemeinen körperlichen Wohls der Einwohner des Landes wahrnehmen und über Aerzte, Wundärzte und Apotheker die Aufsicht führen sollte.

Nach fast sechsjähriger Regentschaft, während

welcher mehre heilsame Gesetze gegeben worden waren, legte der Administrator am 16. September 1768 die Regierung in die Hände Friedrich Augusts nieder.

Der junge Fürst hatte in seinen ersten Lebensjahren eine schwächliche Gesundheit gehabt, die aber durch öftere Spaziergänge und Bewegung in freier Luft nach und nach zu einem nur selten gestörten Wohlsein erstarkte. Sein erster Erzieher war der Abbé Victor, ein Piemonteser, welchem der Freiherr von Forell, Hauptmann der Schweizergarde, folgte. In den Anfangswissenschaften ertheilte ihm Jean Baptiste von Merlo, und in der Schönschreibekunst Melchior Wilhelm Gans Unterricht. Zwei edle und ausgezeichnete Männer, der nachherige Konsistorialpräsident von Burgsdorf und Christian Gotthelf, (später Freiherr von) Gutschmid wurden zu Lehrern des fürstlichen Jünglings erkoren. Letzterer unterwies den Prinzen in der Rechtskunde und den Staatswissenschaften. Unter der Leitung dieser Würdigen erwarb sich ihr erlauchter Zögling die vielseitigsten und gründlichsten Kenntnisse, und indem er späterhin Beide zu Conferenzministern, den Freiherrn von Gutschmid aber 1790 zum Kabinetsminister und Staatssekretär der innern Angelegenheiten erhob, zeigte er, wie dankbar er ihre Verdienste zu schätzen wisse.

Der Regierungsantritt dieses Fürsten geschah zu einer Zeit, in welcher der größte Theil Europas die Wohlthaten des Friedens genoß und verhieß auch unserm Vaterlande eine glückliche Zukunft. Der neue Regent desselben, welcher, nachdem er sich am 17. Januar 1769 zu Mannheim mit der Prinzessinn Maria Amalia Augusta von Pfalz-Zweibrücken durch Procuration vermählt hatte, am 4. April dieses Jahres die feierliche Erbhuldigung in Dresden und später in Leipzig, Wittenberg und Freiberg annahm, ließ es sich eifrig angelegen sein, das Wohl seines Volks nach außen und innen auf alle Weise zu befördern.

Um seinem Lande den wiedererlangten Genuß des Friedens zu erhalten und zu sichern, suchte Friedrich August, durch frühere traurige Erfahrungen belehrt, in ein freundschaftliches Verhältniß mit seinem großen Nachbar Friedrich II. zu treten, ohne dadurch dem Hofe zu Wien Anlaß zum Mißvergnügen zu geben. Dieß Letztere zu vermeiden, hatte schon der Administrator, obgleich er die Regierung fast drei Monate vor der Volljährigkeit seines Neffen in dessen Hände niederlegte, die äußern Angelegenheiten und die Geschäfte auf dem Reichstage zu Regensburg noch in Vormundschaft des Kurfürsten fortgeführt.

In der That blieb auch das gute Vernehmen zwischen dem österreichischen und sächsischen Hofe bis zum Jahre 1777 ungestört, ward aber in diesem Jahre durch Irrungen, welche über den Lehensverband der Grafen von Schönburg entstanden, unterbrochen. Bereits seit 1768 hatte sich Graf Albrecht Christian Ernst, Besitzer der hintern Grafschaft Glauchau, der kursächsischen Landeshoheit, unter dem Anführen, daß die Rezesse von 1740 weder von Kaiser und Reich, noch vom Könige von Böhmen, als Oberlehnsherrn, bestätigt worden seien, zu entziehen gesucht und einige günstige Entscheidungen des Reichshofraths zu Wien für sich ausgewirkt. Dieser erließ sogar, nachdem die Lehnshauptmannschaft zu Prag der kursächsischen Landesregierung eröffnet hatte, daß die schönburgschen Herrschaften nicht sächsisches Afterlehn, sondern der Krone Böhmen unmittelbar lehnspflichtig seien, eine Vorladung, „der Vernichtung jener Rezesse beizuwohnen, und solche mit anzusehen und anzuhören." Der Kurfürst hatte bis dahin den Grafen mit schonender Rücksicht behandelt; allein im Frühjahre 1777 gab er dem Amte Zwickau den Befehl, militärische Execution nach Glauchau zu legen. Der Graf, welcher kurz zuvor die römisch katholische Religion angenommen hatte, ging nach Wien, und flehte die Kaiserinn Maria Theresia um Schutz an. Ohne weitere Erklärung des wiener Hofes rückten von Böhmen aus österreichische Truppen mit Geschütz in Glauchau ein und führten den Grafen dahin zurück. Eine ihn begleitende kaiserliche Kommission untersagte zugleich allen Unterthanen des Grafen von Schönburg, den sächsischen Gesetzen zu gehorchen, dem Kurfürsten Steuern zu entrichten, an dessen Gerichtshöfe zu appelliren, oder Prozesse an sächsische Spruchkollegien zu verschicken und das Kurhaus Sachsen im Kirchengebete zu erwähnen. Zur Bekräftigung dieser Schritte wurden an den Gränzen der drei schönburgschen Herrschaften, Glauchau, Waldenburg und Lichtenstein, die Reichsadler aufgestellt. Der Kurfürst ertheilte, um die Mißverhältnisse mit Oesterreich nicht zu vermehren, seinen Truppen Befehl, die Ortschaften, wohin das kaiserliche Militär kommen würde, zu räumen und begnügte sich, seine Gerechtsame, welche später im Frieden zu Teschen anerkannt wurden, auf diplomatischem Wege zu verwahren. Die schönburgschen Unterthanen, denen die Kosten der kaiserlichen Kommission und die Einquartierung der österreichischen Truppen zur Last fielen, waren bei diesen Streitigkeiten am meisten benachtheiligt.

Ernsthaftere Besorgnisse für den Frieden des Vaterlandes führte das am 30. December 1777 erfolgte Ableben des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern herbei. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz besaß die giltigsten Ansprüche auf die Erbfolge, und hatte auch bereits von den sämmtlichen Ländern des Verstorbenen Besitz genommen, war aber von Oesterreich, einen Vertrag, worin er diesem den größten Theil des Landes überließ, einzugehen genöthigt worden, und österreichische Truppen und Kommissarien hatten bereits Baierns Gränze überschritten. Der feurige Geist Josephs II. suchte durch diese Erwerbung seine Staaten zu erweitern und seine Macht zu vergrößern. Dieß konnte jedoch Friedrich II. nicht mit Gleichgiltigkeit ansehen, sondern fand sich bewogen, sich diesem Unternehmen mit allem Nachdruck zu widersetzen. Friedrich August war hierbei in so fern interessirt, als ihm seine Mutter Maria Antonia, die einzige Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Baiern, ihre Rechte auf die baiersche Allodialerbschaft bereits am 1. Mai 1776 abgetreten hatte. Zur Behauptung derselben ward der Geheimrath Freiherr von Zehmen mit Vollmacht nach Baiern gesendet, die Allodialgüter in Besitz zu nehmen, und die Versiegelung der Mobiliar- und Archivbehältnisse zu besorgen. Dieser Bevollmächtigte fand jedoch in München so großen

Widerspruch, daß er sich, zur Verwahrung der Rechte seines Herrn, eine feierliche Protestation einzulegen genöthigt sah, und da der Hof zu Wien weder die Vorstellungen des Kurfürsten von Sachsen, noch die Verwendung des Königs von Preußen beachtete, sondern vielmehr am 24. Juni 1778 Nichts herauszugeben kategorisch und definitiv erklärte, auch den Wunsch Friedrich Augusts, seinem Lande bei dem bevorstehenden Kampfe die Neutralität zuzugestehen, nur unter der Bedingung, „daß die sächsische Armee bis auf 4000 Mann vermindert, dem Kaiser die Festung Königstein auf zwei Jahre eingeräumt und freie Elbschifffahrt, nebst freiem Durchmarsch gestattet werde, bewilligen wollte; so wurden endlich mit Anfang des Juli 1778 alle Unterhandlungen abgebrochen und der baiersche Erbfolgekrieg am 3. gedachten Monats und Jahres eröffnet.

Zwei preußische Heere, deren eines Friedrich II. selbst, das andere sein Bruder Prinz Heinrich führte, setzten sich gegen Oesterreich in Bewegung. Jenes drang über Glatz und Nachod, dieses über Rumburg in Böhmen ein. Mit letzterem hatten sich 22,000 Mann Sachsen unter dem Grafen von Solms vereinigt. Dem Könige stellte sich eine österreichische Armee, bei welcher sich Joseph II. in Person befand, unter dem Kommando des Grafen Lascy entgegen, und ein anderes österreichisches Heer unter Laudon war an den sächsischen Gränzen erschienen. Während der König und sein Bruder sich vergebens bemühten, die Oesterreicher aus ihren festen Stellungen zu bringen, knüpfte Maria Theresia durch ein eigenhändiges Schreiben an Friedrich II. die frühern Unterhandlungen wieder an, welche, nachdem die Armeen die Winterquartiere bezogen hatten, erneuert, am 7. März 1779 einen Waffenstillstand und unter Mitwirkung Frankreichs und Rußlands, indem jenes die dem wiener Hofe versprochene Hilfe verweigerte und dieses den König von Preußen mit 60,000 Mann zu unterstützen sich bereit erklärte, am 13. Mai dieses Jahres den Frieden zu Teschen zur Folge hatten. Obgleich in diesem, mit einem Feldzuge beendigten, Kriege keine Schlacht vorgefallen war, hatte doch Sachsen, durch feindliche Streifzüge in das Gebirge und die Oberlausitz, große Drangsale gelitten. Annaberg hatte 50,000, Marienberg 20,000, Ober- und Unter-Wiesenthal 30,000, Olbernhau 20,000 Thlr. und Zittau sogar 200,000 Gulden oder 100,000 Speciesthaler zahlen sollen, und bei der Unmöglichkeit waren in diesen Städten Geißeln ausgehoben worden. Der ganze Gewinn, den Sachsen und sein Fürst in jenem Frieden davon trug, bestand darin, daß ihm die Lehen über die schönburgschen Rezeßherrschaften zugesichert, und für die auf 47 Millionen Gulden berechneten Erbansprüche 6 Millionen Reichsgulden, in 24 halbjährigen Fristen zahlbar, bewilligt wurden. Friedrich August ließ diese Summe nicht zu seiner Chatoulle, sondern zur Hauptkasse bezahlen und dadurch, nach Befriedigung seiner Geschwister, ein Darlehn von 3½ Million Thalern, welches König Georg II. von England, als Kurfürst von Hannover, für Rechnung des Aerars der sächsischen Steuer, gegen 5% Verzinsung, unter der Regierung Augusts III. in den Jahren 1744, 1745 und 1750 vorgeschossen hatte, allmählig abtragen.

Nachdem Kaiser Joseph II. durch den am 29. November 1780 erfolgten Tod seiner Mutter auf die Erbthrone Oesterreichs gerufen worden war, faßte er von neuem den Entschluß, Baiern seiner Monarchie einzuverleiben. Dieses dem teschner Frieden geradezu widersprechende Beginnen des Kaisers veranlaßte Friedrich II. im Jahre 1785, den deutschen Fürstenbund, dessen Zweck die Erhaltung der Integrität des deutschen Reichs war, zu stiften. Friedrich August, der persönliche Freund des Königs, war der erste Regent in Deutschland, der sich demselben anschloß. Seinem Beispiele folgten bald mehre deutsche Fürsten, und dieser Schritt Friedrich Augusts war, wie Johannes von Müller bemerkt, „der väterlichen Sorgfalt gemäß, mit welcher er die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte." Die Frucht davon konnte nicht erwünschter sein. Noch ehe der Bund völlig unterzeichnet war, erklärte der Kaiser: „Die Unterhandlung wegen Baiern sei aufgehoben und er werde Nichts unternehmen und geschehen lassen, was der Verfassung des Reichs und dessen Gesetzen zuwider, oder andern Reichsständen beschwerlich sein könnte."

Am 20. Februar 1790 starb Joseph II., und die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz wurden, der Reichsverfassung gemäß, zu Vikarien ernannt. Friedrich August hatte zwar bereits mit seinen Mitständen Kurbrandenburg, Kurpfalz, Mainz und Hannover über die Art, wie der Reichstag, während des Interregnums, in Thätigkeit erhalten werden könnte, Unterhandlungen gepflogen; allein es entstanden über die Leitung desselben Schwierigkeiten, und in Regensburg verlangte man nichts Geringeres von dem Kurfürsten von Sachsen, als daß derselbe alle Beschlüsse des Reichstags unbedingt genehmigen sollte; dieser aber erklärte: „die Leitung der deutschen Angelegenheiten nur dann zu übernehmen, wenn er das Recht habe, da, wo sich gegen die Ansicht des Reichs erhebliche Anstände fänden, solche den Ständen zur weitern Berathung vorzulegen," und behauptete auf diese Weise seine Würde als Reichsverweser, welche außerdem zu einem Schattenbilde herabgesunken wäre. Leopold, Großherzog von Toskana, ward indeß zum Kaiser gewählt, ehe jene Streitsache entschieden war, und als der am 1. März 1792 erfolgte Tod des neuen Kaisers dieselbe wieder zur Sprache brachte, ward sie auf eine Art ausgeglichen, wodurch die Reichsverweser ihren Zweck vollkommen erreicht sahen.

Das Jahr 1791 öffnete dem Kurfürsten Friedrich August und seiner Dynastie eine scheinbar glänzende Aussicht. Die erste Theilung Polens, eine Folge der innern Zerwürfnisse dieses Reichs, war der Nation im treuen Gedächtniß geblieben und der Krieg zwischen Rußland und der Pforte im Jahre 1788, so wie der Kampf, den König Gustav III. von Schweden gegen Katharina II. in eben diesem Jahre begann, schien den Polen der günstigste Zeitpunkt zu sein, sich eine neue Staatsverfassung zu geben und von Rußland unabhängig zu machen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, ward ein Bündniß mit Preußen beschlossen und am 29. März 1790 zu Stande gebracht. In der neuen Verfassungsurkunde vom 3. März 1791 ward der polnische

Wahlthron, der zeither eine unversiegbare Quelle von Streitigkeiten gewesen war, in einen Erbthron für das Kurhaus Sachsen verwandelt und Friedrich August, in Anerkenntniß seiner Weisheit, Gerechtigkeit und Milde, zum König von Polen ernannt. Ihm sollte sein ältester Sohn, und wenn der Kurfürst keinen männlichen Nachkommen hinterließe, der von ihm, mit Beistimmung der Reichsstände, für seine Tochter, die Prinzessinn Maria Augusta Nepomuzena, welche daher zur Infantinn von Polen erklärt wurde, gewählte Gemahl, auf dem Throne nachfolgen. Der Fürst Adam Czartoriski erschien, von der Reichsversammlung abgesendet, in Dresden, dem Kurfürsten die polnische Krone anzutragen; allein Friedrich August konnte nicht vom Schimmer geblendet werden, und sah, die Zeitumstände und die innern und äußern Verhältnisse Polens reiflich erwägend, im Geist das Schicksal dieses Landes voraus. Vergebens suchte Czartoriski die Bedenklichkeiten des Kurfürsten durch die Versicherung zu beseitigen, daß Preußen der Republik, bei der Einmischung fremder Mächte in ihre Angelegenheiten, Schutz zugesagt habe; Friedrich August erbat sich Frist zur Ueberlegung und lehnte, nachdem er durch seinen Gesandten, den Baron von Völkersahm, die Gesinnungen des Hofes von Petersburg hatte erforschen lassen, gleich Friedrich dem Weisen, der die deutsche Kaiserkrone ausschlug, die ihm ungesucht dargebotne polnische Königswürde wohlbedächtig ab. Wie richtig der Kurfürst geurtheilt hatte, ergab sich nur zu bald. Schon im März 1792 theilten Rußland und Preußen das in sich uneinige Polen zum zweiten, und im Jahre 1795 mit Zuziehung Oesterreichs, zum dritten Male. Bei dieser letzten Theilung kam die Hauptstadt Warschau an Preußen, und Sachsen sah dadurch den noch übrigen Schatten seiner ehemaligen Herrschaft in diesem Reiche verschwinden. Die sächsischen Könige hatten in der krakauer Vorstadt zu Warschau einen prächtigen Pallast erbauen und herrlich ausschmücken lassen. Noch war er ein Privateigenthum der sächsischen Regenten. In dem Palais, wozu auch ein Vorwerk außerhalb der Stadt, eine Meierei und andere liegende Gründe gehörten, befand sich eine Niederlage von meißner Porzellan. Der Hof zu Dresden hielt darin noch ein Kommando von 76 Dragonern, mit einem Hauptmann, drei Lieutenants, einen Polizeibeamten, Oekonomie-Inspektor und andere Offizianten. Nachdem Warschau im Jahre 1796 unter preußische Botmäßigkeit gekommen war, mußte das sächsische Militär, welches, da man es schon seit einiger Zeit nicht mehr ergänzt hatte, damals nur noch aus zwölf Mann bestand, sofort entlassen und das Porzellan, welches nach Wilna gebracht wurde, weggeschafft werden. Die Offizianten begaben sich theils nach Dresden, theils traten sie in preußische Dienste; das Palais aber, nebst Zubehör, ward an Preußen für 70,000 Dukaten, in acht Terminen zahlbar, überlassen und somit alle bisherige Verbindung zwischen Sachsen und Polen aufgehoben.

Ein merkwürdiges Ereigniß in dem Leben Friedrich Augusts war die berühmte Zusammenkunft des Kaisers Leopold II. mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen, auf dem Lustschlosse Pillnitz am 25. August 1791, bei welcher sich auch, von Seiten Rußlands, der Prinz von Nassau, sowie der Graf von Artois, letzterer ohne Einladung, nebst dem Marquis von Bouillé und dem Minister Calonne, eingefunden hatten. Die Veranlassung dazu war bekanntlich die französische Revolution, durch welche nicht allein die monarchische Verfassung Frankreichs in ihren Grundfesten erschüttert, sondern auch viele Rechte deutscher Reichsstände im Elsaß, Lothringen und andern deutschen Reichsprovinzen, aufgehoben worden waren. Auf diesem Kongreß erhielten die ausgewanderten französischen Prinzen von Oesterreich und Preußen die Erklärung: „daß diese beiden Mächte die wirksamsten Mittel anwenden würden, um den König von Frankreich in den Stand zu setzen, mit völliger Freiheit eine monarchische Regierung zu befestigen, die den Rechten des Souverains und dem Wohle des Volks angemessen sei.“ Hatte Friedrich August schon bei den frühern Irrungen zwischen Frankreich und Deutschland letzteres zur größten Vorsicht und Mäßigung zu bewegen gesucht und öfters, bei den Reichstagsverhandlungen, den Wunsch ausgesprochen, daß diese wichtige Angelegenheit durch gütliche Uebereinkunft ausgeglichen werden möchte; so lehnte er auch den Beitritt zu dem am 7. Februar 1792 zwischen dem Kaiser und dem Könige von Preußen gegen Frankreich abgeschlossenen Bündnisse wohlbedächtig ab, leistete aber, als nach dem Tode Leopolds II. die Franzosen in die österreichischen Niederlande und in die Rheingegenden einbrachen und das deutsche Reich den Krieg gegen Frankreich erklärte, seinen Verbindlichkeiten als Reichsstand, durch Stellung des dreifachen und später des fünffachen Kontingents, ohne als Macht wider Frankreich aufzutreten, vollkommen Genüge. Im Jahre 1793 fochten zwar die Sachsen, in Verbindung mit den Preußen und Hessen unter dem Herzog von Braunschweig rühmlich bei Pirmasens und Kaiserslautern, trugen auch, durch ihre Tapferkeit, zur Wiedereroberung von Mainz bei; mußten aber, nachdem Wurmser von Pichegru bei Lautern geschlagen worden war, der Bewegung der Preußen und Hessen folgend, über den Rhein zurückgehen. Mißverständnisse zwischen den Feldherren Oesterreichs und Preußens veranlaßten den Herzog von Braunschweig, den Oberbefehl niederzulegen und ihn dem Feldmarschall von Möllendorf zu übergeben; allein, obgleich Preußen an dem Feldzuge des Jahres 1794 nur unbedeutenden Antheil nahm, und sogar am 5. April 1795 zu Basel einen Separatfrieden mit Frankreich schloß, welcher allen in der nördlichen Hälfte von Deutschland gelegenen Reichsständen, wenn sie ihre Kontingente von der Reichsarmee abriefen, die Neutralität zusicherte, trug Friedrich August doch Bedenken, einem Vertrage beizutreten, der mit der deutschen Reichsverfassung nicht vereinbar schien, und ließ sein Kontingent im September 1795 zu dem österreichischen, von Clairfait befehligten Heere stoßen. Erst, nachdem die Franzosen den Rhein überschritten hatten und die innern Provinzen Deutschlands bedrohten, der österreichische Oberfeldherr aber sich auf das linke Mainufer zurückgezogen hatte, gab Friedrich August seinen Truppen Befehl, sich von den Oesterreichern zu trennen und nach Sachsen zurückzukehren; sandte sie jedoch schon zu Anfang des Jahres 1796 wieder an den Oberrhein, wo sie zu dem Siege, den der Erzherzog

Karl bei Wetzlar über den General Lefevre erfocht, das Meiste beitrugen und nur die schnelle Wendung, welche der Kampf in Italien, wo der junge Obergeneral Buonaparte, und in Deutschland, wo Moreau im Süden und Jourdan in die Oberpfalz unaufhaltsam vordrangen, genommen hatte, konnte den Kurfürsten von Sachsen bestimmen, zur Rettung seines Landes, für sich und im Namen des obersächsischen Kreises, am 13. August 1796 in Erlangen einen Waffenstillstands- und Neutralitätsvertrag mit Frankreich abzuschließen und seine Truppen an der südlichen Gränze Obersachsens zur Behauptung dieser Neutralität aufzustellen.

Die nämliche Sorgfalt, mit welcher Friedrich August die äußere Ruhe seiner Länder zu beschützen bemüht war, bewog ihn, nach dem Frieden von Campo Formio, sich bei dem Kongresse zu Rastadt, als Mitglied der Reichsdeputation, für die möglichste Erhaltung der Selbstständigkeit des deutschen Reichs zu verwenden, und eben diesen Patriotismus zeigte er auch, nach Abschluß des lüneviller Friedens, bei dem hinsichtlich der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich eingeleiteten Entschädigungsgeschäfte, indem er wiederholt „die strengste Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entschädigungsmasse, die genaueste Fürsorge für diejenigen Personen, welche ohne ihr Verschulden ihre verfassungsmäßige Existenz aufzuopfern genöthigt wurden und die billigste Schonung wohlerworbener Rechte der Stände und Unterthanen" anempfahl und sich vorzüglich auch der, von keinem seiner Mitstände beachteten, deutschen Reichsstädte, die er, wenn ihre bisherige Freiheit dem allgemeinen Interesse geopfert werden sollte, wenigstens den bevorzugtesten Städten des künftigen Landesherrn, dem sie zu Theil würden, gleichgestellt zu sehen wünschte, mit Nachdruck annahm.

Der neue Krieg, welcher im Jahre 1805, nachdem Buonaparte die konsularische Gewalt mit der kaiserlichen vertauscht und Franz II. die Würde eines Kaisers von Oesterreich angenommen hatte, zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach, berührte Sachsen nur insofern, als es schon damals viel von preußischen Durchmärschen leiden und 15,000 Mann zur Deckung seiner Gränzen mobil machen mußte. Größer waren die Drangsale, welche das Jahr 1806 über unser Vaterland brachte. Frankreichs Kaiser hatte den Rheinbund gestiftet, sich zu dessen Protector aufgeworfen, das deutsche Reich nicht weiter anzuerkennen erklärt und Franz II. die römisch deutsche Kaiserwürde niedergelegt; Preußen aber war von Frankreich, dessen Truppen im Jahre 1805 durch Anspach und Baireuth gezogen waren und dadurch seine Neutralität verletzt hatten, noch mehr aber durch das Gerücht, daß Napoleon Hannover, welches er an Preußen abgetreten, an England zurückgeben wolle, beleidigt worden. Unter diesen Umständen mußte sich Friedrich August entweder an Preußen, das sich zum Kriege rüstete, anschließen, oder ihm feindlich entgegen treten. Schon im September 1806 überschwemmten preußische Heere die sächsischen Fluren und der Kurfürst, dem Drange der Verhältnisse folgend, ließ 22,000 Mann seiner Truppen zu ihnen stoßen. Diese vereinigten Streitkräfte wurden in der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt vernichtet und Sachsen, welchem die Durchzüge der preußischen Heerestheile in den Jahren 1805 und 1806 achtzehn Millionen Thaler kosteten, sah sich von seinen zeitherigen Bundesgenossen verlassen und der Willkür des Siegers Preis gegeben. Zwar hatte Napoleon, vom Schlachtfelde aus, zwei gefangene sächsische Stabsoffiziere, die Herren von Funk und Thielemann, an den Kurfürsten gesendet und die friedlichsten Versicherungen ertheilt, auch durch Berthier Sachsen für neutral erklärt; allein dessenungeachtet wurden Dörfer und Flecken ausgeplündert; die sächsische Cavalerie ihre Pferde an die Franzosen abzugeben genöthigt, Leipzig, welches die von den Franzosen in Beschlag genommenen englischen Waaren für 7 Millionen Franken zurückkaufen mußte, mit ungeheuern Requisitionen und das ganze Land mit 25 Mill. Franken, oder 7,053,358 Thalern Kriegssteuer belegt. Friedrich August deckte nicht nur sogleich ein Dritttheil dieser Kontribution durch Vorschuß, sondern eilte auch den Nothstand seines Landes durch einen baldigen Frieden zu beseitigen. Dieser wurde bekanntlich am 11. Dezember 1806 zu Posen, zwischen dem Marschall Düroc und dem Grafen von Bose abgeschlossen. In Folge desselben nahm der Kurfürst den königlichen Titel an, trat dem Rheinbunde bei und machte sich verbindlich, vor der Hand 6000 Mann gegen Preußen, künftig aber 20,000 Mann als Kontingent zu stellen; Napoleon aber verpflichtete sich, in einem künftigen Frieden mit Preußen den cotbusser Kreis an den König von Sachsen abtreten zu lassen; wogegen Sachsen seinen Antheil an Mannsfeld, Barby, Gommern und einigen Aemtern dem neuen Königreiche Westfalen einräumen mußte. Der Friede von Tilsit machte dem Kriege zwischen Frankreich, Preußen und Rußland, in welchem die sächsischen Truppen mit Auszeichnung gefochten hatten, im Juli 1807 ein Ende und Friedrich August erhielt, ohne sich darum bemüht, oder auch nur davon früher Kenntniß gehabt zu haben, das aus den im Jahre 1772 abgetrennten Stücken von Polen neu gebildete Herzogthum Warschau, eine Erwerbung, die weder ihm, noch seinen Erbstaaten den geringsten Vortheil gewährte. Napoleons Anwesenheit in Dresden gab dem König Veranlassung, den Orden der Rautenkrone zu stiften, und der Kaiser ward der erste Ritter desselben.

Die Hoffnung auf einen dauerhaften Frieden, wurde indeß schon im folgenden Jahre getrübt, als der Kampf in Spanien entbrannte und Oesterreich durch seine Rüstungen Napoleons Mißtrauen erregte. Zwar ward der Ausbruch eines neuen Kriegs in Deutschland durch den Kongreß in Erfurt, wo die Kaiser Alexander und Napoleon und die vier Könige des Rheinbundes vom 27. September bis 14. Oktober 1808 zusammenkamen, noch verzögert und das sächsische Heer, welches bereits zwei Lager bei Pirna und Budissin bezogen hatte, ging am 7. Oktober in seine Standquartiere zurück; allein das Jahr 1809 sah Oesterreich und Frankreich von neuem in blutigem Streite gegen einander auftreten. Deutschland, Italien und das Herzogthum Warschau hallten vom Getöse der Waffen wieder und auch Sachsen, dessen König am 24. April, auf Napoleons Verlangen, den Krieg an Oesterreich erklärt hatte und dessen Streiter bei Wagram mit Ruhm gefochten hatten, ward, während

sich sein Regent im Auslande befand, von feindlichen Streifcorps beunruhigt. Der Friede von Wien, den 14. Oktober 1809, erweiterte die Gränzen des Herzogthums Warschau und verschaffte dem Königreiche Sachsen sechs von der Oberlausitz eingeschlossene böhmische Ortschaften: Guntersdorf, Taubentranke, Gerlachsheim, Leutersdorf, Schirgiswalde und Winkel, mit ungefähr 4000 Einwohnern, ohne daß deren Uebergabe an Sachsen erfolgte; allein dieß war keine Entschädigung für die großen Opfer, welche Sachsen auch in diesem Kriege dem Interesse des Protektors gebracht hatte, und das Jahr 1810 durch die Anlegung der Festung Torgau, deren Kosten französische Ingenieurs auf 4,020,000 Thaler, sächsische Sachkundige aber, mit Einschluß der Vergütung an die Grundbesitzer, auf 6,074,519 Thaler 6 Gr. veranschlagt hatten, noch vermehrte.

Nach dem wiener Frieden und der Vermählung Napoleons mit der Erzherzoginn Marie Luise von Oesterreich, wähnte man die Ruhe Deutschlands auf lange Zeit gesichert und auch das erschöpfte Sachsen hoffte sich nach und nach wieder erholen und zu seinem frühern Wohlstande gelangen zu können. Schon am Schlusse des Jahres 1810 aber ließ sich ein neuer Kampf zwischen Frankreich und Rußland, das sich durch die Mediatisirung des Herzogthums Oldenburg beleidigt und durch seinen Beitritt zum Kontinentalsystem gedrückt fühlte, mit Bestimmtheit voraussehen. Wie zwei einander grollende Riesen standen sich im Jahre 1812 die Streitkräfte des Nordens und Südens gegenüber. Napoleon, der am 12. Mai dieses Jahres in Dresden angekommen war und sich hier mit dem Kaiser von Oesterreich und dem Könige von Preußen besprochen hatte, kündigte am 22. Juni dieses Jahres Rußland den Krieg, den er den zweiten polnischen nannte, an, und überschritt Tags darauf mit seinen Heeren den Niemen. Die Sachsen befanden sich bei dem österreichischen Armeecorps, welches der Fürst von Schwarzenberg befehligte, bis vier Cavalerieregimenter und eine berittene Artilleriebatterie von Napoleon theils zum Hauptheere, theils zum 9. Armeecorps gerufen wurden. Sie nahmen an dem Ruhme und an den Gefahren jener Kämpfe Antheil, und trugen wesentlich zu dem Siege an der Moskwa bei, in dessen Folge das alte, ehrwürdige Moskau von den Franzosen besetzt wurde; hatten aber auch, in dem Gefechte bei Kobryn, in der Schlacht an der Moskwa und bei Wilkowiski furchtbar gelitten. Die Verheerung von Moskau, das in Flammen aufging, der Rückzug der großen französischen Armee über die Berezina, bei welchem der größte Theil derselben umkam, so daß etwa noch 30,000 Streiter kampffähig blieben, sind Thatsachen, deren ausführliche Erzählung nicht hieher gehört. Auch von Sachsens Kriegern sahen nur Wenige die Heimath wieder. Der General von Thielemann ging, nebst mehren sächsischen Offizieren, mit den Resten der Cavalerie und der Infanterieregimenter von Rechten und Low, zuletzt über die Brücke der Berezina, nach deren Abbrennung noch 5 bis 6 sächsische Cavalerieoffiziere sich in den Strom warfen und glücklich das jenseitige Ufer erreichten. Die Trümmer dieser sächsischen, bei der französischen Hauptarmee gestandenen Heerabtheilung gelangten am 8. Dezember nach Wilna, am 20. nach Königsberg und am 15. Januar 1813 nach Guben. Die Garde du Corps bestand noch aus 7 Offizieren und 4 Gemeinen und das Regiment von Zastrow aus 17 Offizieren und 3 Mann. Später kehrten von beiden 5 Offiziere und 40 Gemeine aus der russischen Gefangenschaft zurück. Noch am 13. Februar 1813 kämpften 6000 Sachsen unter dem General Le Coq bei Kalisch, mußten sich aber, nach vierstündigem, blutigem Gefechte, vor der Uebermacht zurückziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarzenberg,

eine kleine, freundliche, offene Bergstadt im Kreisamte gleiches Namens und zwickauer Kreisdirectionsbezirk, am rauschenden Schwarzwasser, in einer ziemlich milden und höchst malerischen Gegend, welche mit der nahen sachsenfelder Flur und den an der annaberger Chaussee gelegenen, zum Theil großen Dörfern alle Formen reizender Thäler vereinigt, ringsum von ziemlich hohen Bergen, namentlich dem Rokelmann, dem Galgenberg, dem Mühlberg, dem Tannenwald mit dem Ottenstein, dem Brückenberg, dem Schafberg mit dem Schloßwalde, der doppelgipfligen Morgenleithe, 2501′ hoch, dem höchsten Berge der Gegend, dem Todtenstein, dem Magnetenberg, u. a. umgeben ist, und in dem Felsenthale des Schwarzwassers, welches gleich unterhalb der Stadt dem plauenschen Grunde gleicht, und in dem nahen Thale der Pöhl und des Oswaldbaches bei Wildenau ꝛc., woselbst die Bäche in das Schwarzwasser einfallen und bei Aue sich mit der Mulde vereinigen, herrliche An- und Aussichten darbietet. Diese Berge, meist aus Gneus und Glimmerschiefer, hier und da auch aus Granit bestehend, schützen den Ort vor den rauhen Winden und machen das Klima milder als es die Seehöhe (1120′ höher als Dresden) erwarten läßt, milder als es in Schneeberg und Freiberg ist; doch sollen sie auch die Ursache sein, daß Schwarzenberg, besonders seit der gänzlichen Abholzung des hohen Rokelmanns, so oft von mitunter schweren Gewittern heimgesucht wird und Schaden leidet.

Schwarzenberg hat 3 Vorstädte, einen Marktplatz, 2 Haupt- und einige Nebengassen, und wird von dem Schwarzwasser, über welches die Chausseebrücke, weiter oben ein Steg, beim Schießhause und beim Drahtwerke kleine steinerne Brücken führen, zur Hälfte umflossen. Die 3200 Ellen lange, über Berg und Thal gehende, Schloßwasserleitung versorgt die Stadt mit trefflichem Trinkwasser. Sie zählt gegenwärtig in 171 Häusern 1891 Einwohner (darunter 31 Katholiken), welche sich von Landwirthschaft, Klöppeln, Ausnähen, Brauerei, welche durch ein Kommunbrauhaus und zum Theil gute Keller begünstigt wird, von Bergbau und einigem Handel mit Spitzen-, Eisen-, Sporer-, Blech- und Materialwaaren nähren. Dazu kommt noch ein lebhafter Verkehr durch die günstige Lage des Ortes, 2½ Stunde von der böhmischen Gränze und an den Kunststraßen nach Schneeberg 2¼ Stunden, nach Lößnitz 3 St., nach Eibenstock und Johann-Georgenstadt 3¼ St., nach Annaberg 4 St., nach Zwickau 7 St., nach Chemnitz 8¼ St., nach Dresden 11 Meilen, nach Leipzig 12 M.; ferner durch 4 stark besuchte Jahrmärkte; endlich der Aufenthalt vieler königl. Beam-



Nach der Natur gez. von C. W. Arldt, lith. von C. Müller

Schwarzenberg.

ten, indem sich hier das seit 1835 vereinigte Kreis- und Kriminal-, 1 Forst-, 1 Rent-, 1 Floß- und 1 Untersteueramt, 1 Bezirkssteuereinnahme für die Aemter Schwarzenberg und Grünhain, 1 Chausseegeldereinnahme, eine Obergränzkontrole, eine Postverwalterei, eine königl. Pechniederlage seit 1820 befinden. Auch gibt es hier 2 Apotheken, 1 Baumwollspinnerei im Entstehen, 3 Ziegeleien, 1 Loh-, 1 Mahl- und 1 Schneidemühle, 1 Floßholzhof, von welchem die Stadtgemeinde einen Theil ihres Holzbedarfs erhält, und 1 Drahtwerk, welches dem Kaufmann Bonitz gehört und durch die Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit der Arbeiten ausgezeichnet ist. Im Jahre 1835 lieferte es 41 Nummern Draht, von 74 bis 581,760 Ellen auf das Pfund; außerdem Drahtseile, Stahlfedern, Stifte, Nieten, Krämpelbelege u. s. w.

Die vornehmsten Gebäude sind: das hohe und sehr malerisch auf Felsen gelegene königl. Schloß, aus einer alten Burg hervorgegangen, und durch eine steinerne Brücke mit der Stadt verbunden, seit 1555 durch den Amtshauptmann Wolf von Schönberg kastellartig hergestellt, und nach dem Brande von 1709 wieder erneuert, mit einem großen runden Thurme und 2 Thürmchen, sonst das Kreis-, Kriminal-, Forstrügen- und Rentamt enthaltend, in welches 1710 den 25. Febr. Lips Tullian eingebrochen sein soll, jetzt hauptsächlich zum Kriminalgefängnisse dienend; die schöne, 1690—99 erbaute Pfarrkirche mit einem zierlichen 83¾ Ellen hohen Thurm, im Innern ohne Pfeiler und sehr hell, mit einem schönen Taufstein aus schwarzem, weiß geadertem wildenfelser Marmor und mit einem geschmackvollen Ornate; die neue, 3 Stock hohe, schöne Forstamterei und Rentbeamtenwohnung seit 1824, und das seitdem gleichfalls erneuerte Rathhaus am Markte, welches das Lokal für die dasige Harmonie-Gesellschaft, so wie ein Sessionszimmer für das johanngeorgenstädter Bergamt enthält und zugleich auch das erste Gasthaus ist. — Außer einer Knaben- und Mädchenschule, mit einem Rector, Cantor und Collaborator besteht hier auch eine Klöppelschule. — Die Seelsorge hat nur ein Pfarrer, welcher auch die Gefangnen im Schlosse besucht. — Für den Mangel an Stadtmerkwürdigkeiten entschädigt den Naturfreund die Schönheit der Gegend und den Geognosten der Reichthum an seltenen Fossilien.

Außer den allgemeinen Naturschönheiten bei der Stadt und in der Umgegend sind noch zu merken: der Schloßberg mit seinen Gängen und Anlagen, der kleine Wasserfall, unterhalb der Chausseebrücke mit Anlagen beim Schießhause, wobei im Erlengebüsch auch eine Einsiedelei ist. Noch weiter unten führt der Poetengang, mit einer in den Granitfelsen gehauenen Grotte, von dem Landeshauptmann Grafen von Solms angelegt, bis in den sachsenfelder Schloßgarten. Einen zweiten ergötzlichen Spaziergang gewährt das Thal nach dem Erlhammer mit einer der wichtigsten Eisengießereien und Maschinenwerkstätten in Sachsen, und je weiter man geht, desto größer und erhabener werden die Felsenpartien, darunter die Kanzel, der Teufelstein u. a. Zu den nächsten Vergnügungsörtern gehören das Schießhaus, das raschauer Bad, die sogenannte grüne Wiese, der Kistenberg. Nicht minder interessant ist der Besuch der nahen König-Antonshütte, einer Silberschmelzhütte, welche 1828—31 mit einem Aufwande von 74,000 Thlrn. gebauet wurde, um die silberarmen Erze der nahen Reviere zu schmelzen.

Der Ort, ursprünglich Czuritz, von den Sorben gegründet, von niedersächsischen Bergleuten Schwarzenberg genannt, wie auch die Berge der Umgegend von ihnen heimathliche Namen erhalten haben, kam zuerst durch den Bergbau empor, welcher schon frühzeitig von den Sorben hier getrieben wurde und einst auf Silber, Eisen und Zinn so ergiebig war, daß man 1 Silber- und 1 Zinnhütte anlegte, sogar eine Münze hatte und Gröschel und Dreier schlug. Die Stadt hatte gewaltige Mauern und 2 Thore. Die ersteren zerstörten 1427 und 1430 die Hussiten, welche auch die Stadt niederbrannten. Sie ward von den ersten erwiesenen Besitzern, den Herren von Tettau, wieder aufgebauet, und blieb in deren Besitze bis 1533, wo der Kurfürst Johann Friedrich die Herrschaft für 126,000 Gülden kaufte. Gleich verderblich wüthete das Feuer 1495, 1535, 1649, 1691, 1709, wo rachsüchtige Zigeuner, von denen man 2 im Jahre 1707 hier gehenkt hatte, durch Abhauung der Wasserleitungsröhren, sowie ein heftiger Sturmwind, das Brandunglück vergrößerten, 1804 und 1824, den 2. Mai, wo die Stadt bis auf Schloß und Kirche in Flammen aufging und das Rathhaus seine vortreffliche Thurmuhr mit Repetirwerk verlor. Nicht minder litt sie durch 4 Seuchenjahre 1585, 1599, 1626 und 1637, durch einen Orkan 1577, durch Ueberschwemmung 1654 und 55, sowie im 30jährigen Kriege, wo auch das Schloß 1633, im Besitze der Oestreicher, von dem sächsischen Obersten Dietrich von Taube erstürmt wurde, 1706 und 7 von den Schweden, im 7jährigen und bairischen Erbfolge-Kriege, wo wegen Zahlungsunfähigkeit von 42,000 Thlr. Kriegssteuer der Senator Lorenz und der Viertelsmeister Plitzsch als Geißeln nach Ofen abgeführt wurden, durch Plünderung, Kriegssteuern und Durchmärsche. — Ehemals gab es hier ein Oberzehenden- und ein Bergamt, und eines der stärksten Hauptgeleite im Lande; zu Anfang des 18. Jahrh. Walk- und Schleifmühlen; eine Plättwalzenfabrik bis 1780, wie damals nur in Mailand und Genf, welche schon 1716 Gold- und Silberlahn lieferte; seit 1730 ein Fossilienwerk, wo jetzt der Drahthammer steht. Mit der Zeit nahm der Bergbau immer mehr ab, und seit dem Zollanschluß 1834 auch der einträgliche Gränzhandel; doch half sich der Ort immer wieder auf, und ward größer, volkreicher und schöner als vorher, besonders seit dem letzten Brande. M.

Lößnitz, Stadt und Justizamt,

zwischen Bergen, welche aus Gneus, Glimmer und Thonschiefer bestehen, in einem angenehmen Thale sich hinziehend, durch welches der Affalterbach, schöne Wiesen bewässernd, dahin fließt, und bei der Stadt lößnitzer Bach heißt, rechts von der Mulde, 1279' hoch gelegen, in der Herrschaft Stein und im zwickauer Kreisdirectionsbezirk, an der Straße von Chemnitz nach Aue 1¼ St., Bockau u. s. w., 1½ St. von Schneeberg, 1¾ St. von Grünhain, 4¼ St. von Zwickau, 6 St. von Chemnitz und Glauchau und 11 Meilen von

Dresden und Leipzig entfernt, hat 3 Vorstädte, 4377 E. (darunter 13 Katholiken und 2 Reformirte) und 705 zum Theil große, massive Häuser, welche mit Schiefer gedeckt sind, aber enge Gassen, 2 Kirchen, 1 ansehnliches 3 Stock hohes Rathhaus, 1 dergleichen Amthaus am Markte, 2 hübsche Gasthöfe, 1 wohl eingerichtetes Schießhaus, 1 stattliches Brauhaus, 1 reiches Hospital und andre milde Stiftungen, 1 Knabenschule mit einem Rector und 3 Lehrern, und eine besondere Mädchenschule schon seit 1550. Die Hauptkirche, seit dem Neubau 1817 ein großes, schönes Gebäude mit ansehnlichem Thurme, befindet sich im obern Theile der Stadt, während die Georgen- oder Hospitalkirche, worin von 1806 bis 1818 der Hauptgottesdienst gehalten wurde, seit 1712, schon erneuert in der nordöstlichen Vorstadt beim Hospitale und Friedhofe steht. An der Hauptkirche sind zwei Geistliche, ein Oberpfarrer, seit 1837 königlicher und schönburgischer Superintendent, und ein Diaconus, 1 Kantor und 1 Organist angestellt. Die Vorstädte theilt man hier, wie die Stadt, in 4 Viertel, und diese heißen: der Ober- und Niedergraben, einst wirkliche Gräben, erst nach dem 30jährigen Kriege ausgefüllt und bebauet, die lange Vorstadt mit dem Hasenschwanze und den auf dem Berge nach Hartenstein gelegenen Gütern (Häusern), der Steinweg, die Burgstädter oder Brunstädtel, auch Gräfenthal, eine lange, nach Niederlößnitz führende Gasse und der dittersdorfer Waffenhammer oder Dreihannsen. — Belustigungsörter sind das Schießhaus, Stein, die Prinzenhöhle, Niederlößnitz und Auerhammer.

Nahrungszweige sind: Landwirthschaft, Brauerei, Klöppeln, Ausnähen, Spinnen, Sticken, Strumpfwirkerei, Weberei in Flachs, Wolle und Baumwolle, Instrumentbauerei, Gerberei und Posamentmacherei; Handel mit Fabrik- und Materialwaaren, Dachschiefer, Tannenholz zu Resonanzböden. Man erbauet Korn, Weizen, Hafer, Flachs, Rübsen, Erdäpfel, Hopfen und etwas Gartenfrüchte und unterhält eine nicht unbedeutende Viehzucht. Die Kunsterzeugnisse sind Garn, Tuch, Leinwand, Kattun, Parchent, Piqué u. s. w. Auch gibt es hier 1 Fabrik chemischer Waaren, mehre Mahl-, Walk- und Bretmühlen, Kalk-, Schiefer- und Steinbrüche. Den Verkehr befördern 4 Jahrmärkte und die Straßen, welche nach Oelsnitz, Stollberg, Zwönitz, Grünhain, Schneeberg und Hartenstein führen. Auch ist hier eine Postverwalterei. — Der Stadtrath besteht aus 2 Bürgermeistern, 2 Stadtrichtern, 4 Beisitzern, 1 Stadtschreiber und dem Kämmerer. Die Stadt sendet ihre direkten Steuern nach Zwickau, die indirekten nach Schneeberg, wo sie auch an den Ständewahlen Theil nimmt.

Lößnitz, sorbischen Ursprungs, hieß urkundlich Ließnitz oder Leßenitz, d. h. Waldbach, war schon 1283 Hauptort der burggräflich meißnischen Besitzungen, später eine nicht unbedeutende Veste und Bergstadt, welche in der Blüthe ihres Bergbaues Vitriolwerke, ein Bergamt, 2 Silberhütten, eine burggräfliche Münze und bis 1740 ein eignes Bergrevier hatte. Man bauete auf Silber, Wißmuth, Kupfer und Eisen, später auch auf Kobalt im Gotteswalde, wo eine Gewerkschaft noch 1823 das frische Glück auf Arsenikalkies betrieb, und diesen in die Gifthütte bei Geier lieferte. Wie stark der ehemalige Bergbau war, ersieht man noch aus den zahlreichen Halden und Pingen, Hüttenstätten und Stollenmündungen. Der erste bekannte hiesige Bürgermeister 1372 hieß Hermann von Hutten. — Im Jahre 1436 kam der Ort an den Grafen Veit von Schönburg, und erhielt 1464 durch Ludwig Friedrich von Schönburg die ersten Statuten. Bis zur Einführung der Reformation 1542 hatten auch Kalandsbrüder (eine Gesellschaft, welche im 13. Jahrhunderte sich bildete, anfangs aus andächtigen, später aus lustigen Leuten bestehend) hier ihren Sitz, und die Bettelmönche (Terminirer genannt) des Franziskanerklosters zu Zwickau eine Terminei oder Bezirksort. — Die hohen Mauern und bethürmten Thore wurden theils schon längst, theils in den neuesten Zeiten zerstört und abgetragen, sowie die Festungsgräben ausgefüllt und bebauet. — Unter den hiesigen Handwerkern waren sonst die Messer- und Nagelschmiede, welche schon 1396 eine Innung bildeten, sehr zahlreich. An ihre Stelle traten später die Tuchmacher, welche 1487 hier zünftig wurden, mit Walkern seit 1400; die Zeug- und Leinweber 1650, die Loh- und Rothgerber seit 1686 und die Tuchscheerer erst seit 1705. Auch die Bierbrauerei war im Mittelalter sehr stark. —

Lößnitz litt von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten viel durch Brand, namentlich 1380. 1383, in den Jahren 1427 und 30 durch die Hussiten, 1521, wo die Kirche mit 25 Häusern abbrannte, und der Rath in der Noth ein berühmtes Marienbild mit einem silbernen Christuskinde nach Eger verkaufte, 1598, 1616, 1638, 1803, 1806, 1809 und endlich 1829; ferner durch Hagelschläge 1811, 1812 und 1814, sowie durch andre Unglücksfälle und die bekannten Kriege. Dazu kam der Verfall des Bergbaues. Gewerbe, Fabrikwesen und Handel halfen jedoch den Wohlstand immer wieder herstellen. Die Tuchmacher zählen noch jetzt über 100 Meister, während die Wirkerinnung 1815 nur 25, 1830 aber 34 Meister mit 48 Stühlen zählte. Der Handel ist aber seit den Jahren 1812—1817 und noch mehr seit 1834 gesunken, da der wichtige Materialhandel nach Böhmen seitdem aufhörte. Im Jahre 1827 gab es noch 7 Fabrik- und 7 Materialhandlungen.

Lößnitz ist der Geburtsort mehrer ausgezeichneter Männer in Kunst und Wissenschaft, namentlich des berühmten Orientalisten und Rectors zu Zwickau, Johann Zechendorf (1581—1662), des Historikers Ch. K. Am-Ende, Pfarrers zu Kaufbeuern (1730—1799), des Orgelvirtuosen Günther, eines Schülers von Hiller, jetzt Musikdirector in Dortmund, u. A. M.

Hierzu als Beilagen:

1) Schwarzenberg. 2) Friedrich August der Gerechte, König von Sachsen. 3) Lößnitz.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Nach der Natur gez. und lith. von C. Müller

Loessnitz.

Saxonia.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 2. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Friedrich August der Gerechte,

König von Sachsen.

(Fortsetzung).

Wenige Tage nach diesem Treffen schlossen Rußland und Preußen zu Kalisch ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß, und am 16. März 1813 erklärte Preußen den Krieg an Frankreich. Daß Sachsen, wohin die Ueberreste der französischen Armee und ihrer Alliirten eine verheerende Seuche gebracht hatten, bei dem Eintritt des Frühjahrs der Schauplatz eines Vertilgungskampfes werden würde, ließ sich nicht bezweifeln. Friedrich August ging, nachdem er die Einladung Napoleons, sich nach Frankfurt oder Mainz zu begeben, abgelehnt hatte, mit seiner Gemahlinn und Tochter am 23. Februar 1813 nach Plauen im Voigtlande, und nachdem Russen und Preußen die sächsischen Gränzen überschritten hatten, nach Regensburg; dann aber über Linz nach Prag. Vor seiner Abreise hatte er alle Appanagen, Pensionen und Besoldungen sämmtlicher Staatsdiener auf 6 Monate im voraus auszahlen lassen und zugleich eine von allen Kollegien und Instanzen unabhängige, ihm allein verantwortliche Immediat-Regierungs-Kommission angeordnet, welcher die Sorge für alle dringende Angelegenheiten, die den Kriegszustand und die dabei sich ereignenden Vorfälle, so wie die Sicherheit und Erhaltung der öffentlichen Ruhe betrafen, anvertraut wurde. Der König, welcher von jenem Auftrage alle politische Verhältnisse mit fremden Mächten ausdrücklich ausgeschlossen hatte, knüpfte bald nachher eine Unterhandlung mit Oesterreich an, das eine Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten hoffen ließ, wobei er zu allen von dem Hofe zu Wien dießfalls zu ergreifenden Maßregeln mitzuwirken versprach und sich im voraus zur Abtretung des Herzogthums Warschau erbot. Schon am 21. März ertheilte der König dem General Le Coq den Befehl, sich mit dem Reste der sächsischen Truppen von den Franzosen zu trennen und sich mit der Besatzung der Festung Torgau, wo der General von Thielemann kommandirte, zu vereinigen; diesem aber trug er auf, die Festung keinen fremden Truppen ohne Ausnahme zu öffnen. Die Verbündeten erließen zwar mehre Aufrufe an das sächsische Volk, sich ihnen anzuschließen, indem sie ihm Befreiung vom französischen Joche und Selbstständigkeit versprachen; allein so wenig auch die allgemeine Stimmung in Sachsen den Franzosen günstig war, trug man doch um so mehr Bedenken, jenen Aufforderungen zu folgen, je bestimmter der Kabinetsminister Senfft von Pilsach, daß dem Könige jedes willkürliche Aufstehen in Masse oder im Einzelnen zu militärischen Zwecken zum äußersten Mißfallen gereichen würde, erklärt hatte.

Obgleich Napoleon am 25. April 1813 nach Erfurt gekommen war und sein Hauptquartier am 28. April zu Naumburg und am 1. Mai zu Weißenfels genommen hatte, befahl Friedrich August doch noch am 5. Mai dem General von Thielemann, aus Rücksicht auf seine Verhältnisse mit Oesterreich, „die Festung Torgau den Franzosen selbst in dem Falle nicht zu öffnen, wenn sie das Glück der Waffen an die Elbe führen sollte.“ Indeß hatte am 2. Mai die Schlacht bei Lützen oder Großgörschen Statt gefunden und Napoleon den Sieg errungen. Die Verbündeten zogen sich über die Elbe zurück und am 8. Mai verließen der Kaiser Alexander und der König von Preußen die Residenz Dresden, in deren Altstadt Napoleon noch an dem nämlichen Tage eintraf. Schon am 3. Mai erhielt Friedrich August ein Schreiben des Herzogs von Weimar, worin dieser ihm meldete, daß der Kaiser eine bestimmte Erklärung, ob er für oder wider ihn sei? verlange, und am 6. Mai erschien der französische Gesandte Baron Serra bei dem Könige in Prag, mit der Anforderung, alle sächsische Truppen, welche der König bei sich habe, ungesäumt zur französischen Armee stoßen zu lassen. Der geheime Rath Graf von Hohenthal, welcher am 7. Mai in Prag eintraf, theilte dem Könige die Aeußerungen Napoleons über das bevorstehende Schicksal Sachsens mit, und ein Bericht der Immediatkommission bestätigte dieselben und schilderte den Unwillen Napoleons über Thielemanns Weigerung, seinen Truppen die Festung Torgau zu öffnen. Am 9. Mai endlich meldete Napoleon dem Könige seine Ankunft in Dresden durch den Grafen von Einsiedel und den Obristen von Montesquieu, mit der Aufforderung: „in seine Hauptstadt zurückzukehren, Torgau und alle sächsische Truppen zur Verfügung des Kaisers zu stellen und seine Obliegenheiten als Mitglied des Rheinbundes zu erfüllen.“ Dem Könige wurden zwei Stunden Zeit zur Antwort gelassen und die Drohung hinzugefügt, Sachsen, im Weigerungsfalle, als erobertes Land zu behandeln. Bisher hatte Friedrich August immer auf Nachrichten aus Wien geharrt und deßhalb sogleich, nachdem er in Prag angekommen war, den General von Langenau dahin gesendet, allein der Graf von Stadion, der diese Nachrichten überbringen sollte, erschien, angeblich durch Krankheit behindert, nicht, und so blieb dem Könige nichts übrig, als der gebietenden Nothwendigkeit nachzugeben, nach Dresden zurückzukehren und Torgau und seine Truppen dem Sieger zu überlassen. Hatte Napoleon die Abgeordneten der geängstigten Stadt früher mit finsterem Blick und barscher Anrede empfangen, so ging er am 12. Mai dem ankommenden König mit

pomphaftem Gepränge entgegen und führte ihn, wie im Triumph, in seine Residenz ein. Diesem leeren Prunk folgten jedoch nur zu bald Tage der Trauer. Die Schlachten von Bautzen und Wurschen füllten die Stadt mit zahllosen Verwundeten und die Alliirten räumten in Folge derselben Sachsen nur, um nach vergebens versuchten Friedensunterhandlungen und Aufkündigung des Waffenstillstandes, durch den Beitritt Oesterreichs verstärkt, von neuem darin vorzudringen, und Dresden, den Stützpunkt der französischen Kriegsmacht, anzugreifen. Die Schlacht vom 27. August befreite diese Hauptstadt von der ihr gedrohten Erstürmung und war der letzte Sieg, den Napoleon auf deutschem Boden erkämpfte, ward aber durch die Niederlage an der Katzbach, bei Großbeeren, Kulm, Dennewitz und Wartenburg erfolglos. Der Kaiser sah sich genöthigt, Dresden am 7. Oktbr. zu verlassen und Friedrich August mußte ihm nach Leipzig folgen. Die Völkerschlacht bei Leipzig, der Uebergang eines Theils der sächsischen Truppen zu den Verbündeten, der siegreiche Einzug der letztern in die eroberte Stadt, in welcher der König, den Antrag Napoleons, ihn bis Weißenfels zu begleiten, ablehnend, seine Gegner erwartete, und die Erklärung des Kaisers Alexander, daß er ihn als seinen Gefangenen betrachte, sind, so wie die Wegführung des greisen Monarchen nebst Gemahlinn und Tochter nach Berlin, zum Theil dunkle, zum Theil zu traurige Ereignisse, um dabei länger zu verweilen. Umgeben von 120 Kosaken trat Friedrich August am 23. Oktbr. früh um 4 Uhr die Reise an. Sein Gesuch um persönliches Gehör war, wie das Erbieten, sich der Sache der Verbündeten anzuschließen, vergeblich gewesen. Während der König sich im Schlosse zu Berlin und später in Friedrichsfelde befand, ward Sachsen durch einen russischen Generalgouverneur, den Fürsten Repnin, der seinen Sitz nach der Uebergabe Dresdens in dieser Stadt nahm, verwaltet, an dessen Stelle am 8. Nov. 1814 der preußische Staatsminister von der Reck und der Generalmajor von Gaudi traten.

(Fortsetzung folgt.)

Eibenstock,

unter 50° 29′ 47″ n. B. und 30° 15′ 27″ ö. L., mehr als 1900′ über dem Meere, am Anfange des sogenannten sächsischen Sibiriens, mit rauhem Klima, unfern der westlichen Mulde, am Dorfbache, welcher durch den größten Theil des Ortes fließt, und durch die Denitz und den zu Wildenthal aus der Buckau geleiteten grünen Graben verstärkt wird, an der leipzig-karlsbader Straße, 2 Stunden von der böhmischen Gränze, daher im Zollgränzdistrikte, 4 Stunden von Schwarzenberg, 7 St. von Zwickau, 12 Meilen von Leipzig, 14 M. von Dresden, jetzt Hauptort des Amtes Eibenstock im zwickauer Kreisdirektionsbezirk, zählt in 405 Häusern 4818 Einwohner (darunter 18 Katholiken und 1 Reformirter), ist als e te alte Bergstadt ohne alle Symmetrie gebauet, und gleicht eher einem großen, engen Dorfe als einer regelmäßigen Stadt, wiewohl es nicht an einzelnen, hübschen Gebäuden fehlt. Ein Theil derselben, mit dem Markte und der Kirche, zieht sich steil in einer Schlucht ostwärts hinauf nach der leipzig-karlsbader Straße. Sie zerfällt in die 4 Viertel: Rehmen, im Bach, ringer Viertel (von Ring, Markt) und krotenser Viertel. Die ziemlich weite, aber zum Theil öde Stadtflur wird meist von waldigen Bergen, Thälern und Gründen umgeben: nördlich dehnt sie sich über flache Höhen, namentlich den Bielberg und das hohe Thor aus; östlich zieht sich, etwa ¾ St. entfernt, das tiefe, felsige und einsame, aber wild schöne Waldthal der Buckau hin, jenseits dessen die bucker Berge als Vorstufen des Auersbergs ansteigen; südlich erhebt sich die Heckleithe, der Vorberg der Wintergrün, einer großen Waldhöhe, die mit dem Ellbogen die Quellen des Dorfbaches, mit dem Zeißiggesang jene der Denitz einschließt; westlich lagert in der Nähe der Krünitzberg bei Schönheide, wohin ein angenehmer Weg führt, entfernter südwestlich der Rückertberg. In der Nähe des Krünitzberges wurde erst 1579 die Straße nach Auerbach durchgebrochen. Gegenwärtig führen Kunststraßen nach Kirchberg, Schneeberg, über Wildenthal theils nach Johanngeorgenstadt, theils nach Karlsbad, über Karlsfeld nach Fribus, endlich nach Rautenkranz.

Die vornehmsten Gebäude sind: die alte, reiche Kirche mit gutem Geläute, 1539, 1604 und 1665 theils erneuert, theils erweitert; das 1568 gegründete Rathhaus, beide am Markte gelegen; das Amthaus, das Hauptzollamt am oberen Ende des Ortes seit 1834, und die Gebäude der 3 Freihöfe.

Landwirthschaft, Verfertigung von Klempner- und Flaschnerwaaren, welche 1827 eine Anzahl von 73 Meistern beschäftigte, das Hausiren mit denselben, mit Spitzen und Arzneimitteln, die Bereitung derselben und der dazu nöthigen Schachteln ꝛc., der Anbau von Arzneikräutern und deren Einsammlung in der Gegend, Fertigung von Nadeln, Brauerei, Viehhandel der Fleischer, Fuhrwesen ꝛc. sind die wichtigsten Gewerbe der männlichen Einwohnerschaft, während die weibliche sich jetzt weniger dem Klöppeln als dem Ausnähen und Sticken widmet, und ihre Erzeugnisse nicht nur im Orte, welcher auch Band, Borten, Nesseltuch ꝛc. dem Handel liefert, an etwa 6 Handlungen und wohl 100 Factors, sondern auch an Handlungshäuser in Schneeberg, Lößnitz, Annaberg und Plauen absetzt. Denn für die Fertigung dieser Waaren ist Eibenstock der ursprüngliche und wichtigste Ort im Lande. Man arbeitet theils mit der Näh-, theils mit der Tambourirnadel. Diese letztere hat Klara Angermann, Tochter eines Oberförsters in der byalistocker Gegend, welche das Tambouriren in einem Nonnenkloster zu Thorn erlernt hatte, und später zu ihrem hiesigen Oheim, dem Förster Angermann gekommen war, 1775 hierher verpflanzt, wie 1561 Barbara Uttmann aus Nürnberg das Spitzenklöppeln in Annaberg erfand. Durch Dorothea Nier verbreitete sich das Ausnähen über einen großen Theil des Erzgebirges und Voigtlandes. — Außer in der vorhandenen einen Apotheke beschäftigen sich noch drei Laboranten mit Bereitung von Arzneimitteln (Olitäten). Bis 1823 war diese allgemein gestattet, seitdem aber durch obrigkeitliche Prüfung vor der Koncession beschränkt. — Auch 3 Jahrmärkte werden hier gehalten. — Stark ist die Rindviehzucht, durch treffliche Wiesen und Hutungsfreiheit in den Stadtwäldern begünstigt.



Eibenstock.

Verkehr und Geselligkeit befördert auch das zahlreiche Beamtenpersonal; denn es befindet sich hier 1 Justizamt, 1 Rentamt, 1 Oberzollamt, unter welchem der hiesige Oberkontroleur, die Oberkontroleurs zu Klingenthal und Adorf, die Nebenzollämter 1. und 2. Klasse, die Untersteuerämter, die Ansagepoften, die Chausseegeldereinnahmen der Umgegend, endlich 7 Steueraufseher, 7 berittene und 6 Fußgränzaufseher stehen, 1 Postverwalterei, 1 Oberförster, 1 Förster und 1 Unterförster für das Auersbergs-Revier, während das Forstamt des eibenstocker Forstbezirks in Schneeberg ist. — Die städtische Verwaltung besorgt 1 Bürgermeister mit 4 Rathmännern. An der Kirche sind 1 Pfarrer und 1 Diaconus, an der 1703 erbauten Knaben- und der Mädchenschule 4 Lehrer. Die aus 3 schwachen Kompagnien bestehende Schützengilde vertritt hier die Stelle der Kommunalgarde. Zu erwähnen ist der Vergnügungsort für den Sommer: das Nonnenhäuschen und als Gasthaus: die neu erbaute Stadt Leipzig.

Eibenstock, früher gewöhnlich Eybenstock, selbst Eisenstock, als Dorf unstreitig sorbischen Ursprungs, wie auch der Name der Denitz und der daran liegenden Wendisch-Wiesen andeutet, später aber von harzer Bergleuten, welche hier ihren Auersberg und Eybenberg wiederfanden, nachdem mehre Familien bei Freiberg seit 1170 so gutes Fortkommen gefunden hatten, mehr und mehr bevölkert, ward 1534 zur freien Bergstadt erhoben. Jenisius, der annaberger Chronist, betrachtete sie jedoch als eine Kolonie von Schneeberg. Daß der Bergbau, namentlich auf Zinn und Eisen, besonders aber der Seifenbau, hier frühzeitig betrieben wurde, davon zeigen sich noch jetzt längs den Bächen fast überall viele Spuren, und an der Denitz besonders fand man die schönsten Berylle des Erzgebirges. — Dazu kam die wiederholte Einwanderung böhmischer Flüchtlinge. Der Bergbau nahm so zu, daß man 1560 ein Bergamt errichtete, und Kurfürst August mit seiner Gemahlinn die Stadt 1563 besuchte. Die Abnahme desselben, zunächst durch die Pest 1599 und die Drangsale des 30jährigen Krieges veranlaßt, bewirkte aber vor 40 Jahren die Vereinigung des Bergamtes mit dem zu Johanngeorgenstadt, dessen Revier bis 1662 unter dem hiesigen gestanden hatte. Im Jahre 1823 gab es hier nur noch 6 gewerkschaftliche und 36 Eigenlöhnerzechen. — Die Reformation fand in Eibenstock, wie im ganzen Erzgebirge, sogleich eifrige Anhänger, und der dortige Priester, Kaspar Stahl, heirathete schon 1524, war aber, wie die Mehrzahl seiner Amtsbrüder, so unwissend, daß er, bei der allgemeinen Einführung derselben, seine Stelle niederlegen und gemeiner Bergmann werden mußte. M.

Die Societäts-Brauerei zum Waldschlößchen bei Dresden,

liegt auf dem rechten Elbufer, eine halbe Stunde von der Neustadt entfernt, an der nach Bautzen führenden Straße, wo diese zu der beginnenden Gebirgskette sich erhebt, und die Gebäude derselben bilden einen großartigen Anfang zu der an den Weinbergen sich hinziehenden Reihe von Villen und Weinbergshäusern.

Die Brauerei führt den ihr vom Publiko gegebenen und dann von ihr angenommenen Namen von einem kleinen, sehr hübsch gebauten Jagdschlosse, welches einige hundert Schritte von der bautzner Straße seitwärts im Walde liegt, und von dem Grafen Marcolini gebauet worden ist. Es gehörte früher zu dem weiter nach der Stadt zu liegenden sogenannten marcolinischen Vorwerke, und wurde mit demselben nach des Grafen Marcolini Tode öffentlich versteigert. Mehre Jahre vor dem Entstehen der Brauerei hatte ein früherer Besitzer in dem sogenannten Waldschlößchen eine Schenkwirthschaft angelegt, und dasselbe, welches bisher ziemlich unbekannt gewesen war, ward durch die von einer Seite nach Dresden und den meißner Gebirgen sich darbietenden zwar beschränkten, aber hübschen Aussicht sehr beliebt.

Im Jahre 1836 ward das marcolinische Jagdschloß, nebst einigem zu dem Vorwerk gehörigen Areal von der Direktion der in demselben Jahre zusammengetretenen Aktiengesellschaft gekauft, und es läßt sich nicht verkennen, daß diese Lage für eine derartige Anstalt sehr vortheilhaft war; denn der sandige Boden war zu Anlegung der Keller, da diese sehr tief und kühl sein müssen, am geeignetsten, und die Nähe des Flusses erleichterte nicht nur den Bau, indem alle Bausteine auf der Elbe herbeigeschafft und in der Nähe ausgeladen werden konnten, sondern ist auch für den Vertrieb sehr vortheilhaft. Abgesehen hiervon dienen aber auch die großartigen Gebäude der Brauerei der ganzen Gegend zur Zierde.

Die Erbauer der Brauerei sind die beiden Baumeister, Mauermeister Kluge und Zimmermeister Schumann in Dresden. Bei Feststellung des Planes derselben scheint die Direktion vorzüglich die pschorrsche und die zacherlsche Brauerei in der Auvorstadt in München vor Augen gehabt zu haben, obschon beide Anstalten weder von außen eine Aehnlichkeit mit der zum Waldschlößchen haben, noch die innere Einrichtung in den letztern durchgängig dieselbe ist; denn namentlich sind von beiden Brauereien die Keller gänzlich getrennt, und es ist daher wohl kaum in dieser sachgemäßen Zusammensetzung eine ähnliche Anstalt vorhanden.

Das Ganze besteht aus zwei Vierecken, welche durch einen großen in der Mitte liegenden Hof, und die denselben auf den beiden Seiten einschließenden Oekonomiegebäude verbunden sind, und ist auf einem Abhange, der sich von dem sogenannten Waldschlößchen nach der Straße hinabzieht, erbauet.

Das erste Viereck steht auf dem tiefsten Punkte an der Straße, und ist festungsartig in die Höhe gehoben. Den Vorgrund bildet eine große, schöne Terrasse, auf welche zu beiden Seiten Freitreppen führen; dieselbe gehört zur Wirthschaft und gewährt die schönste Aussicht auf einen Theil des Elbthales und die auf dem jenseitigen Ufer liegenden Anhöhen. Das mit derselben verbundene Gebäude ist das Brauhaus, welches ein regelmäßiges Viereck bildet, dessen jede Seite 90 Ellen Länge hat, und in dessen Mitte noch ein Hof von 40 Ellen in's Gevierte sich befindet. Das Gebäude hat, außer dem Erdgeschoß, zwei Stockwerke und durchgängig 25 Ellen Tiefe. In der vordern Abtheilung desselben ist im Erdgeschoß auf der einen Seite das aus vier großen Zimmern bestehende Schenklokal, auf der an-

dern Seite das Geschäfts-Comptoir und die Wohnung des Braumeisters. In der hintern Abtheilung und auf den beiden Seiten befindet sich in großen gewölbten Hallen, die bis an den Fußboden des zweiten Stockwerkes reichen, das Sudwerk und das Kühlhaus. Das erstere ist auf doppelten Sud eingerichtet, und es gehören dazu zwei große kupferne Pfannen, von welchen jede 120 Eimer hält, sowie zwei große Wasserbehälter, ein großes steinernes, welches 16 Ellen lang und 12 Ellen breit ist, und ein kleineres von Kupfer, welches zugleich von dem Sudfeuer erwärmt wird. In dem ersten Stockwerke befindet sich die Wohnung des Rechnungsführers, welcher zugleich Bevollmächtigter der Gesellschaft ist; die übrigen Zimmer dienen theils zu den Versammlungen der Direktion, des Ausschusses und der sämmtlichen Aktionäre, theils sind sie dem Schankpachter überlassen. Das zweite Stockwerk ist, mit Ausnahme des Raumes für die Malzdarre, gleich dem Dachbodenraume, durchgängig zum Schuttboden eingerichtet. Die Kellergeschosse enthalten in einer Abtheilung die Malztenne, in der andern den Gährkeller, welcher gerade unter dem Kühlhause liegt.

In dem Oekonomiehause befinden sich auf der einen Seite die gewölbten Mastviehställe, auf der andern die gewölbten Pferdeställe, das Göpelgebäude, und der 60 Ellen tiefe Brunnen. Der Göpel, welcher von Pferden oder Ochsen getrieben wird, setzt sowohl die in 4 kupfernen Röhren gehenden Saug- und Druckwerke des Brunnens in Bewegung, welcher das ganze zum Malzen und Brauen und sonst zum Betriebe erforderliche Wasser liefert, als werden auch durch denselben die in dem Stockwerke über demselben befindlichen Quetschmühlen getrieben.

Das zweite Viereck bilden die Kellergebäude. Diese dienen hauptsächlich zur Aufbewahrung der leeren Biergefäße. Der Raum in dem ersten Stockwerke ist durch Hilfe eines gut konstruirten Säulgewerkes, welches die Decke trägt, ganz frei von Säulen, wodurch ein bedeutender Gewinn an Raum erlangt worden ist. Unter den Kellergebäuden befinden sich in doppelten Reihen nebeneinander die Lagerkeller, welche für mehr als 30,000 Eimer Raum enthalten, und eine ausgezeichnete Frische haben, indem zwischen denselben und dem Erdgeschoß 15 Ellen Sandboden aufgeschüttet liegen. Es führen zwei Wendeltreppen, jede von 63 Stufen hinab, und die Gefäße werden in zwei großen Aufzügen herauf und hinunter gebracht.

Die ganze Einrichtung der Brauerei zeichnet sich durch richtiges Verhältniß sowohl in den Räumen, als durch vortheilhafte Vertheilung derselben aus, und durchgängig sind, zur möglichsten Erleichterung des Betriebes, zweckmäßige Vorkehrungen getroffen.

Der Fonds der Aktiengesellschaft besteht aus 400,000 Thalern und ist nach dem von der Direktion in den Hauptversammlungen gegebenen Nachrichten zum Ankaufe des nöthigen Areals, zur Anlegung der Gebäude und Keller und zur Anschaffung des Geräthes größten Theils verwendet worden; außerdem wird ein Reservefonds von 50,000 Thlrn. gebildet, in welchen von dem jährlichen Gewinn 20 8 fließen, und der statutenmäßig in dem Geschäftverband angelegt werden kann. J.

Ostritz,

an der Neiße in einem breiten und fruchtbaren Wiesenthale, 700′ über dem Meere, an der zittau-görlitzer Straße, $\frac{3}{4}$ Stunde von der böhmischen, 1 St. von der preußischen Gränze, $1\frac{1}{2}$ St. von Herrnhut, 2 St. von Bernstadt, $3\frac{1}{2}$ St. von Zittau und $4\frac{1}{2}$ St. von Görlitz, kleines, katholisches Städtchen, dem nahen Nonnen-Kloster Marienthal (s. B. I. S. 62, wo aber, statt Herren von der Lippe, von der Leipe, statt 18, 14 Dörfer, nachdem einige preußisch geworden sind, zu lesen ist,) gehörig, zählt in 252 Häusern gegen 1500 Einwohner, (darunter 107 Evangelische)· deren Hauptnahrungszweige Tuch-, Nanking- und Leinweberei, Brauerei, Landwirthschaft und Landhandel sind, und hat 1 Kirche, 1 Schule mit 3 Lehrern, 1 Untersteueramt, 1 Postexpedition, 1 Schnupf-Tabacksfabrik, 3 Jahr-, Vieh- und wöchentliche Kornmärkte, 2 Gasthöfe, 1 Mühle und 1 Ziegelei. An dem nahen Galgen- und Hutberge sind gute Basaltbrüche; gegenüber liegen die Dörfer Rußdorf und Blumberg, wo eine Linde steht, die noch größer als die berühmte kaditzer sein soll, und nächst der Stätte der Burg erhebt sich der Venusberg, ein heidnischer Opferhügel.

Ostritz, in Urkunden auch Ostrasen, wendisch Wotrow, ursprünglich ein wendisches Dorf, dann Marktflecken, kam im 14. Jahrhunderte von den Burggrafen von Dohna an das Kloster, erhielt 1346 vom Kaiser Karl IV. freies Brauen, Brod- und Salzhandel und ward 1368 unter Begünstigung dieses Kaisers von der damaligen Aebtissinn zur Stadt erhoben, indem sie zugleich ein Rathhaus und Thore bauen ließ und dem Orte ein eignes Weichbild gab. Da aber dieß zum Nachtheile der Stadt Zittau geschah, so zerstörten die Sechsstädter den Bau in seiner Anlage wieder, und zwar in Gegenwart der Aebtissinn und ihrer Nonnen. In der Folge behauptete jedoch die Aebtissinn das angemaßte Stadtrecht. — Die Reformation fand auch hier Eingang, und bis zur Religionsverfolgung 1668 waren die meisten Einwohner evangelisch, indem sie sich zum Pfarrer in Leuba hielten. — Beim Jubelfeste des Königs Friedrich August 1818 ward ein neues Schulhaus erbauet. Brandunglück legte das Städtchen mehrmals in Asche: 1527 brannte es gänzlich nieder; 1661 wurden 140 Häuser, 1683 mit dem Kloster 100 Häuser und 1824, den 17. und 18. Febr., 102 Häuser mit 18 Scheunen ein Raub der Flammen. Seitdem ist es aber schöner als erst wieder aufgebauet worden. — Ostritz ist der Geburtsort des Malers Gareis, welcher 1775 hier geboren ward und 1803 in Rom starb. M.

Hierzu als Beilagen:

1) Eibenstock. 2) Die Dresdner Societäts-Brauerei (Waldschlößchen). 3) Ostritz.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



I c. Nach der Natur gez. und lithogr. von C. Müller B. III.

Ostritz.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 3. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Friedrich August der Gerechte,

König von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Das durch epidemische Krankheiten entvölkerte, von Feinden und Freunden verheerte und ausgeplünderte Land, dessen Verluste auf 40 Millionen Thaler berechnet wurden, mußte auf seine Kosten, für die Zwecke der alliirten Mächte, eine Landwehr von 20,000 Mann, nebst einem Banner von 3000 Mann und ein neues Heer Linientruppen von 28,000 Mann in's Feld stellen. Den Oberbefehl über dieselben führte der Herzog von Weimar, der dafür von Sachsen monatlich 2000 Thaler Tafelgelder bezog. Ueberdieß ward noch eine außerordentliche Steuer von zwei Millionen Thaler und später eine Anleihe von einer Million Thaler in Kassenbillets ausgeschrieben. Das sächsische Volk brachte willig und gern jedes Opfer, da ihm die Versicherung ertheilt worden war, daß seine Anstrengungen nur der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche dienen sollten, und es sich der Hoffnung überließ, daß die damit verbundenen unvermeidlichen Uebel vorübergehend seien, und durch die baldige Rückkehr seines Königs gemildert und geheilt werden würden. Diese Hoffnung ward, nachdem die Kunde von der Einnahme der Stadt Paris und der Thronentsagung Napoleons nach Sachsen gekommen war, besonders aber, nach Abschluß des pariser Friedens, noch mehr gesteigert und Friedrich August und sein Volk unterließen nichts, was auf rechtlichem Wege zu ihrer Erfüllung beitragen konnte. Schon im Jan. 1814 hatte sich der König gegen den Kaiser Alexander erboten, die Festung Königstein, unter gewissen Voraussetzungen, den Verbündeten zu übergeben und seinen Gesandten aus Paris zurückzurufen, nach dem pariser Frieden und der Rückkehr des Kaisers Franz nach Wien, sendete er den Generallieutenant von Zeschau und den Generalmajor von Watzdorf an die Monarchen von Oesterreich, Rußland, Frankreich und Preußen, mit Glückwünschungsschreiben; in Sachsen selbst aber traten im Mai 1814 die verschiedenen Stände des Landes in Leipzig zusammen, um eine Deputation an die Verbündeten, welche ihnen die Wünsche des Volks für die Rückkehr des Königs an's Herz legen sollte, abzusenden und in den Monaten Julius und September wurden von den Viertelsmeistern und Repräsentanten der Stadt Dresden, von der Ritterschaft, den Städten und den Beamten des thüringischen Kreises, von den Ständen der Ober- und Niederlausitz und von dem sächsischen mobilen Heere am Rhein in gleich patriotischem Sinn Adressen an die verbündeten Monarchen gerichtet. Alle diese Schritte hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg; vielmehr wurde die Ständeversammlung zu Leipzig von dem Generalpolizeidirector von Rosen auseinander gesprengt und an die Gouvernementskommissarien im Königreiche eine Instruktion erlassen, welche jene Schritte der Stände für aufrührerische Bewegungen erklärte und mit Einlegung eines russischen Armeecorps von 60,000 Mann drohte; ja, der Generalgouverneur Fürst Repnin befahl sogar, noch kurz vor seinem Abgange, daß vom 6. Novbr. 1814 an nicht mehr bei dem öffentlichen Gottesdienste für Friedrich August und dessen Familie, sondern nur im Allgemeinen „für die Obrigkeit" gebetet werden solle; eine Anordnung, welche im ganzen Lande große Bestürzung verursachte, außerhalb Dresden aber wenig oder gar nicht befolgt wurde.

Die Nachricht von der provisorischen Besitznahme Sachsens durch Preußen bewog den König Friedrich August, unter dem 4. November 1814, eine Rechtsverwahrung dagegen bekannt machen und sie am 21. November durch den Grafen von der Schulenburg allen Kongreßmächten mittheilen zu lassen. In Wien, wo die Kaiser von Oesterreich und Rußland und die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, nebst mehren Fürsten anwesend waren, wurden zwischen den Ministern der großen Mächte über die Angelegenheit Sachsens mehre Noten gewechselt. Der Gang dieser Verhandlungen ist zur Gnüge bekannt. Rußland verlangte das Herzogthum Warschau, und Preußen wollte dafür durch Einverleibung des Königreichs Sachsen in seine Monarchie entschädigt werden. Oesterreich und Frankreich traten vermittelnd auf, und endlich kam man überein, daß Rußland nicht auf den Besitz des ganzen Herzogthums Warschau bestand, sondern ein Bezirk desselben, unter dem Namen Großherzogthum Posen, an Preußen und zwei Fünftheile des Königreichs Sachsen an eben diese Macht übergehen sollten. Von Oesterreichs Kaiser eingeladen, verließ der König von Sachsen, am 22. Februar 1815, Friedrichsfelde, einen in einer öden Sandgegend bei Berlin gelegenen Landsitz, und traf am 4. März zu Presburg ein. Hier wurden ihm am 9. März von dem Fürsten von Metternich, dem Herzoge von Wellington und dem Prinzen Talleyrand die zwischen den fünf Mächten Oesterreich, Rußland, England, Frankreich und Preußen, in Bezug auf Sachsen verabredeten Artikel, zur Genehmigung vorgelegt. Vergebens setzte der König in einer, durch seinen Kabinetsminister Grafen von Einsiedel, übergebenen Note, die Gründe auseinander, warum er jenen Artikeln seine Zustimmung nicht ertheilen könne; man beachtete sie eben so wenig, als die Bitten der Deputationen, welche, im Namen des sächsischen Volks, aus Dresden, Leipzig und andern Theilen des Landes in Wien erschienen waren, und der König gab daher, um dem von den Mächten gefaßten Beschluß, daß die an Preußen fallende

Hälfte Sachsens sofort von diesem Staate in Besitz genommen, die andere aber, wenn Friedrich August die Unterschrift zu verweigern fortfahre, von Preußen provisorisch verwaltet werden solle, auszuweichen, am 6. April seine vorläufige Einwilligung in die verlangte Gebietsabtretung. Zwar hatte er an diese Zustimmung einige Bedingungen geknüpft; allein die Bevollmächtigten der Mächte beharrten auf einer unbedingten Annahme ihrer dem Könige vorgelegten Artikel und setzten ihm dazu am 27. April eine Frist von fünf Tagen, nach deren Verfluß die ihm gemachten Anträge völlig zurückgenommen und über die, nach den bestehenden Verträgen, übrig bleibenden Landestheile anderweite Verfügungen getroffen werden würden. Auf diese Weise kam am 18. Mai 1815, nachdem der König am 2. Mai in Laxenburg eingetroffen war, der wiener Friede zu Stande, durch welchen der ganze wittenberger, thüringische und neustädter Kreis, die ganze Niederlausitz, die kleinere Hälfte der Oberlausitz, die Hochstifter Naumburg, Zeitz und Merseburg, das Fürstenthum Querfurt, der königlich sächsische Antheil an Henneberg und Mannsfeld, und sogar Theile des leipziger und meißner Kreises, mit 845,000 Seelen, von Sachsen getrennt wurden; dem Könige Friedrich August aber blieb sein reines Bewußtsein und die Liebe seiner ihm gelassenen Unterthanen, zu denen er, unter dem Jubel derselben, nach einer schmerzlichen Trennung von 20 Monaten, um die Wunden, welche fremde Gewalt dem Vaterlande geschlagen hatte, zu heilen, am 7. Juni 1815 zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Lengenfeld,

auch Lengefeld, längs dem Forellenbache, bis in die Nähe des linken Gölzschufers hinabreichend, und an dem Höhenzuge, welcher sich, oberhalb Auerbach beginnend, bis unter Mylau erstreckt, zwischen Auerbach und Reichenbach (beide 1¾ Stunde davon), 1½ St. von Treuen, 4½ St. von Schneeberg, 11 Meilen von Leipzig und 15 M. von Dresden entfernt, 1250′ über der Nordsee gelegen, ist gegenwärtig ein blühendes Fabrikstädtchen im zwickauer Kreisdirectionsbezirk und Kreisamte Plauen, mit einer Bevölkerung von 3665 Einwohnern (darunter 5 Katholiken) in 382 Häusern. Die Lage desselben, im Grunde des Forellenbaches, ist eben so angenehm, als vortheilhaft an den Haupt- und Nebenstraßen nach Eibenstock und Böhmen, nach Kirchberg, Planitz, Auerbach und Falkenstein. Daher hat der Ort auch ein Chausseehaus, einen Postverwalter und 2 Gasthöfe. Er ist übrigens ganz schmal, und besteht nur aus 2 Hauptgassen, welche sich, mit einzelnen hübschen Gebäuden, ¼ St. südwestlich aufwärts bis zur großen, schönen, mit einer Dampfmaschine und ungefähr 6000 Spindeln versehenen, aber neuerlich durch die widrige Konjunktur ins Stocken gekommenen Woll-Spinnerei der Herren Gebrüder Bonitz hinziehen, wo die Höhen anfangen, flacher zu werden. Im Süden erhebt sich der hohe Finkenberg, auf welchem 2 kleine Vorwerke, nebst dem Schießhause, stehen, worin die hiesige Ressource ihr Lokal hat, während ein andrer Belustigungsort, das Gartenhaus, an der Straße nach Plauen liegt. Unfern sind die Meisterei und Ziegelei. Die Hauptnahrungszweige der Einwohner sind Tuch-, Wollenzeug- und Baumwollenweberei, zum Theil auf Jacquardstühlen, Handel, Rindviehzucht, Feldbau und Brauerei, welche sehr stark getrieben wird und eines der beßten Biere des Voigtlandes liefert. Dazu kommen 5 Schönfärbereien (vorzüglich Scharlach), von denen einige auch Scheidewasser bereiten, 7 Wollspinnereien für Streich- und Kammgarne, 2 Bleichen, 1 Apotheke, viele Tuch-, Musselin- und andre Fabrikhändler, Walk- und andre Mühlen, namentlich die Hammermühle und die Hoyersmühle mit 5 Gängen. Auch werden jährlich 4 Jahr- und Viehmärkte gehalten.

Der Stadtrath, aus einem Bürgermeister und 3 Rathmännern bestehend, hat einen Theil der Rechtspflege, der durch einen Stadtrichter besorgt wird. Den größern und wichtigern Theil der Gerichtsbarkeit übt jedoch der Gutsherr durch seinen Gerichtsverwalter aus. Die Ständewahl für den städtischen Deputirten theilt der Ort zu Reichenbach mit Mylau, Treuen und Netzschkau, und liefert die direkten Steuern nach Plauen, die indirekten nach Reichenbach. Für die Wahl eines Vertreters des Fabrik- und Handelsstandes gehört der Ort zum 5. Wahlbezirk. — Die hiesige Pfarrkirche zu Aegidien, bis zur Einführung der Reformation 1546 ein Filial von Treuen, mit 1 Pfarrer, und die Schule werden von dem Gutsherrn besetzt. Die Knaben unterrichtet ein Rector, mit Hilfe des Organisten, der zugleich Kirchner ist, die Mädchen der Cantor. Für die Lehrlinge bestehet seit 1835, unter Leitung des Rectors, eine Sonntagsschule.

Lengenfeld, ursprünglich blos ein Rittergut, gehörte im 13. Jahrhundert mit Mylau den Voigten von Plauen, und war schon 1328 ein meißnisch burggräfliches Lehen, bald nachher aber im Besitze Derer von Lengenfelt. Im Jahre 1422 kam es mit Mylau und Reichenbach unterpfändlich an die Markgrafen von Meißen und bei der nachherigen Landestheilung 1485 an das ernestinische Kurhaus. Nach der wittenberger Kapitulation 1547 zog König Ferdinand von Böhmen diese Herrschaften als verwirkte Lehen ein, und verkaufte sie 1549 an den damaligen Burggrafen von Meißen und Herrn von Plauen. Allein durch Verpfändung kamen sie 1563 wieder an das albertinische Kurhaus. Später ward das Rittergut von der Herrschaft getrennt, und gehörte 1634 dem reichen Karl Bose, später aber den Edlen von der Planitz, seit 1819 dem Herrn K. F. Förster.

Nach der Ansiedelung vieler Handwerker erhielt der Ort das Stadtrecht, während das Gut erst 1805 landtagsfähig ward. Die Einwohnerzahl mehrte sich mit der Zeit so, daß die Kirche 1717 zum dritten Male erweitert werden mußte, wobei man auch den Thurm erbaute. Noch mehr hat sich das Städtchen in neuern Zeiten durch das Fabrikwesen gehoben; denn 1779 zählte es nur 1150, 1802 schon 2104, 1815 2370, und 1830 2786 Einwohner. Im Jahre 1835 stellten die Gebrüder Meißner eine Cylinder-Tuchscheermaschine auf, und erhielten dafür von der Regierung, wie ein Herr Thomas für eine neue Benutzung des Jacquardstuhles, und die Tuchmacher Lenk und Seyferth für die erste



Nach der Natur gez. von C. W. Arldt. lith. von C. Müller

Lengenfeld im Voigtlande.



Siegmund August Wolfgang
Freiherr von Herder,
Königl. Sächs. Oberberghauptmann.

Tuchappreturanstalt und Rauhmaschine im Lande, eine besondere Belohnung. Im Jahre 1802 arbeiteten 150 Tuchmacher, 12 Tuchscheerer und 5 Schönfärber. — Auch etwas Bergbau auf Eisen trieb man 1823 auf der Johanna Sophia, während Försters Glück in Frist lag. Der Handel, welchen 1828 8 Tuch-, 7 Mousselin-, einige Garnhändler und Andere trieben, ging nach Franken und Schwaben, in die Schweiz und noch weiter. Seit dem Eintritt des Zollverbandes hat die Fabrikation von Baumwollgeweben im Orte außerordentlich zugenommen, jedoch nicht mehr, wie früher, beinahe ausschließlich für die Levante und Böhmen, sondern für die Zollvereinslande.

Bis zur Einführung der neuen Städteordnung 1832 bestand der hiesige Stadtrath aus 2 Bürgermeistern, 1 Stadtschreiber und 6 Beisitzern. — In der Umgegend findet man Bergkrystalle und Rauchtopase, in der Gölzsch zuweilen erbsengroße Hyacinthe, welche man sonst irrig für Almandinen hielt. M.

Siegmund August Wolfgang Freiherr von Herder,

Königl. Sächs. Oberberghauptmann.

> Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
> Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt! —
>
> Schiller.

Wie Sachsen fast in allen Fächern des menschlichen Wissens und Könnens eine große Anzahl ausgezeichneter Männer hervorgebracht und gebildet hat, so stehen auch in den Jahrbüchern des Bergbaues der glänzenden Namen viele, deren mannichfache Leistungen und Verdienste die Saxonia dankbar feiern sollte; allein der beschränkte Raum gestattet leider nicht mehr, als einige derselben, Agricola, von Wichmannshausen, Gellert, von Charpentier, Mende, von Trebra und Werner flüchtig zu nennen, und nur von Einem, der Knappen treuestem Freunde, eine kurze Lebensskizze zu liefern.

Siegmund August Wolfgang Freiherr von Herder, der zweite Sohn des berühmten Herder, geboren den 18. Aug. 1776 zu Bückeburg in Schaumburg-Lippe, wo sein Vater Superintendent und Konsistorialrath war, kam noch als Säugling im Sept. desselben Jahres nach Weimar, und verlebte daselbst eine eben so glückliche als geistanregende Jugend. Seine Mutter, Maria Karolina, geborne Flachsland aus Darmstadt, war eine Frau von edlem Geiste und wahrer Bildung, welche mit dem trefflichen Vater in der Wohlfahrt ihrer Kinder durch eine sorgfältige Erziehung ihr ganzes Glück suchte. „Es waren heilige, festliche Tage für uns," schreibt sie, „wenn uns Gott Kinder schenkte; tiefe Rührung und fromme Wonne erfüllten Herders ganze Seele, nie zeigte sie sich schöner!" — Daß auch Herder nicht, wie mancher geistreiche und hochgestellte Mann, die Erziehung seiner Kinder vernachlässigte, sondern sich liebevoll darum bekümmerte, geht unter Anderem aus einem Briefe aus Rom von 1788 hervor, worin er an sie schreibt: „Dir, lieber Gottfried, will ich von römischen Alterthümern, Dir, lieber August, von schönen Göttern und Göttinnen, Dir, braver Wilhelm, von vortrefflichen Gebäuden, Dir, Du kernfester Adelbert, von italienischen Ochsen, Kühen, Bäumen, Dir, liebes Luischen, von Gärten und hübschen Bildern, Dir, Du lieber Emil, von Weintrauben und andern schönen Sachen schreiben. Mich freut's, liebe Kinder, daß ihr so fleißig, gehorsam und artig seid. — Du lernst hübsche Lieder, liebes Luischen, und Deine Blättchen an mich sind recht hübsch; insonderheit freue ich mich über das Lied: Befiehl du deine Wege." — Dazu kam das rege, geistige Leben in Weimar, an welchem die Familie Herder den lebhaftesten Antheil nahm. So wuchs unser August, von seinen fünf lieben Geschwistern umgeben, in den schönsten und aufmunterndsten Verhältnissen auf. Schon als Knabe hatte er, der Liebling der geistreichen Herzoginn Amalia, Göthes und Knebels, Zutritt zu den hochgebildeten Kreisen derselben, und besuchte mit Erfolg, nachdem er die Anfangsgründe im älterlichen Hause erlernt hatte, das dortige Gymnasium, zuletzt unter unserem Böttiger als Director. Nach den Worten jenes Briefes zu urtheilen, scheint erst später die besondere Neigung zu den mineralogischen Wissenschaften und zum Bergbau durch die Lieblingsbeschäftigung einiger hohen Freunde mit der Mineralogie, durch einige Reisen mit Göthe in Gebirgs- und Bergwerksgegenden und durch die Freundschaft seines Vaters mit dem Bergrath von Einsiedel in ihm entstanden und genährt worden zu sein.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien schickte ihn der Vater, seine Vorbildung zu vollenden, auf ein Jahr nach Neufchatel. Hierauf bezog er, 19 Jahre alt, 1795 zuerst die Universität Jena, wo er besonders Mathematik, Physik, Chemie und Mineralogie studirte; ging dann im folgenden Jahre nach Göttingen, wo ihn Heyne, Eichhorn und Blumenbach als Landsmann und Sohn ihres Freundes, Kästner, Lichtenberg, Beckmann und Andere als hoffnungsvollen Sohn eines berühmten Mannes freundlichst aufnahmen und ihm alle Vortheile ihres nähern Umgangs zu Theil werden ließen. Von da mit den rühmlichsten Zeugnissen zurückgekehrt, widmete er sich, seit der Mitte des Jahres 1797, in Freiberg der Berg- und Hüttenkunde mit solchem Eifer, daß er, von dem genialen und edlen Werner, welcher der Gründer seines Glücks und sein zweiter Vater ward, von dem Berghauptmann von Heinitz, sowie von den Bergräthen von Charpentier, von Gutschmid und von Oppel wohlwollend unterstützt, schon in 3 Jahren dieses weitläufige Gebiet durchwandert hatte, und im Juni 1800 zu seiner berg-juristischen Ausbildung, da er wünschte und hoffte, in sächsische Bergwerksdienste zu treten, auf die Universität nach Wittenberg gehen konnte, wo er durch seine, noch jetzt für klassisch gehaltene, berg-juristische Abhandlung: „De jure quadraturae metallicae" und deren wackere Vertheidigung am 3. Juli 1802 seine gründlichen Kenntnisse auch in diesem Felde bewährte und die philosophische Doctorwürde erlangte.

Unterdessen hatte sich sein Vater 1801 von dem Kurfürsten Maximilian von Baiern, zum besseren Fortkommen seiner Söhne, in den Adelsstand

erheben lassen, und unser August war auch so glücklich, gleich nach seiner Rückkehr nach Freiberg, durch Werner und die geheimen Finanzräthe von Oppel und von Manteuffel, zum Bergamtsassessor in Marienberg, Geyer und Ehrenfriedersdorf, und schon 1803 zum Assessor im Bergamte Schneeberg, mit theilweiser Fortdauer seiner frühern Berufsgeschäfte, und nebenbei mit besondern Aufträgen von Wichtigkeit beehrt, ernannt zu werden. In Schneeberg hatte er die große Freude, daß ihn sein Vater auf einer Reise nach Eger besuchte und zu seiner Stärkung und Erheiterung 14 Tage bei ihm verweilte. Zum Andenken bauete er an dem Orte, wo er so oft im traulichen Gespräch mit dem Theuern gesessen hatte, am Eingang in den Wald unter Fichten und Buchen einen Altar, umgab denselben mit Sitzen und nannte ihn „Herders Ruhe."— Seines Vaters Besuch in Dresden, auf der Rückkehr von Eger, war, wie die Mutter berichtet, seinem künftigen Glücke auch sehr förderlich. Friedrich August selbst, von dessen herablassender Güte und interessanten Unterredung Herder ganz entzückt war, sagte ihm zuvorkommend, als er seinen Sohn empfehlen wollte: „Von der Erziehung eines solchen Vaters kann man nichts Anderes als das Beßte erwarten." — Solche Empfehlung und vielseitige Brauchbarkeit bewirkten auch bald seine weitere Beförderung. Dabei war es freilich höchst schmerzlich für ihn, daß er zu gleicher Zeit den Verlust seines theuern Vaters zu beklagen hatte. Denn nur 2 Tage nach diesem ward er den 22. Decbr. 1804 als Assessor beim Oberberg- und Oberhüttenamte, mit dem Charakter eines Bergkommissionsrathes, nach Freiberg berufen, wodurch er mit seinen Gönnern, den geheimen Finanzräthen von Oppel und von Manteuffel, sowie mit allen Mitgliedern des Oberbergamtes in engere Verbindung trat. Seit dieser Zeit stieg unser Herder von Stufe zu Stufe immer höher, sowie sich Gelegenheit dazu darbot. Nach Charpentiers Tode 1806 gab man ihm nicht nur die Aufsicht über die Blaufarbenwerke, sondern auch andere wichtige Aufträge, welche er alle zur höchsten Zufriedenheit vollbrachte. Daher erhielt er 1809, nachdem der König mit dem Herzogthume Warschau das Eisenhüttenwerk Panki als Krongut bekommen und die warschauer Verwaltungsbehörde die Aufsuchung von Salzsoolen und Steinsalz beantragt hatte, von seiner Regierung den ehrenvollen Auftrag, dieses Alles, sowie den polnischen Bergbau überhaupt zu untersuchen, zu ordnen und die nöthigen Vorschläge zu thun. Darauf ward er 1810 zum Bergrath ernannt und mit der Leitung der wegen des damals gemeinschaftlichen Besitzes der Salzbergwerke von Bochnia und Wieliczka, von Seiten Oesterreichs und des Herzogthums Warschau anzuknüpfenden Verhandlungen, sowie mit der Ausarbeitung eines allgemeinen Organisationsplanes für das Bergwerkswesen des Herzogthums überhaupt beauftragt. Ueber alle diese Angelegenheiten erstattete er dem in Warschau anwesenden König mündlich Bericht und begleitete ihn auch bei der Besichtigung der Salzbergwerke. Zweimal schickte ihn der König in diesem Geschäfte nach Wien, wobei er seine freie Zeit benutzte, den Bergbau in Ungarn, Oestreich und Steiermark kennen zu lernen. In Folge des Krieges von 1812 wurden zuletzt jene Verhandlungen abgebrochen und der König erhob Herdern, zum Beweise seiner besondern Zufriedenheit, 1813 in den Freiherrnstand. Als er von Wien durch Baiern nach Freiberg zurückkehrte, fand er Sachsen schon von den Truppen der Verbündeten überschwemmt, welche durch das Voigtland und Erzgebirge nach Leipzig zogen, um für Deutschlands Befreiung von Napoleons Herrschaft zu kämpfen.

Wie nun für die übrigen Gegenden Sachsens, so folgte auch für das Erzgebirge jene unglückliche Zeit, in welcher nicht nur der Krieg im Lande schrecklich wüthete, fremde Herrschaft schaltete und waltete, sondern auch, was das Unglück noch vermehrte, der hilfreiche, stets besorgte Landesvater in Gefangenschaft geführt und des Volkes treue Anhänglichkeit an ihn zu unterdrücken gesucht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sorbenburg,

eine historische Merkwürdigkeit der Stadt Saalfeld, auch der hohe Schwarm genannt, weil sich zu gleicher Zeit mit einer weißen Taube, welche die sorbischen Priester, wie die Volkssage erzählt, ausfliegen ließen, um die Wahl eines vortheilhaften Platzes zu einer Veste durch die Götter selbst zu bestimmen, ein Bienenschwarm auf einer hohen Eiche niedersetzte, ward von den Sorben erbauet, als diese im 6. Jahrhunderte in die deutschen Länder zwischen der Saale und Elbe einfielen. Sie bestand ursprünglich, wie erzählt wird, aus 4 hohen Thürmen, zwischen denen ein Haus in Ketten schwebend hing. Nach der Unterwerfung der Sorben durch die Deutschen und bei der Gründung der Stadt Saalfeld ward die Burg in deren Ringmauern mit eingeschlossen, wo noch gegenwärtig die ansehnlichen Ueberreste von 2 hohen Thürmen mit anderem Gemäuer verbunden übrig sind. Schon 876 war sie ein königlicher Palast. — In den Zeiten des Faustrechts, seit Ludwig dem Kinde († 912), ward sie ein Raubschloß, welches der Landgraf Hermann von Thüringen, zugleich mit der Stadt Saalfeld, 1199 belagerte und einnahm, Kaiser Rudolf von Habsburg aber 1290 mit vielen andern Burgen in Thüringen zerstören ließ.— Ausführliche Nachrichten von der Sorbenburg aus der Ritterzeit hat der Oberbergamtssekretär Maurer zu Saalfeld in den vom Herrn von Beust herausgegebenen sächs. Provinzialblättern (Bd. 4. S. 3.) mitgetheilt. M.

Hierzu als Beilagen:

1) Lengenfeld im Voigtlande. 2) Oberberghauptmann Freiherr von Herder.
3) Die Sorbenburg.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Gezeichn. und lith. von C. W. Arldt

Die Sorbenburg.

Saxonia.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 4. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Friedrich August der Gerechte,

König von Sachsen.

(Fortsetzung.)

Wenn Friedrich August, in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse seines Staates, sich stets als einen, den Frieden liebenden Fürsten zeigte und den Ausspruch eines um Sachsen hochverdienten Ministers, des unvergeßlichen Gutschmid, daß seine Politik die des ehrlichen Mannes sei, rechtfertigte; so stellt ihn uns die Geschichte auch hinsichtlich der inländischen Angelegenheiten, während seiner ganzen Regierung, als einen edlen Vater seines Volkes dar und wir stimmen freudig in das Urtheil ein, welches Pölitz über ihn fällte, „daß seit den Zeiten des in den Jahr„büchern Sachsens fortlebenden Augusts, „der sächsische Staat keinen Regenten ge„habt habe, der, nach dem Umfange und „der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, nach „der Kraft und Festigkeit seines Willens, „nach der gewissenhaftesten Frömmigkeit „und Sittlichkeit, nach der strengsten „Rechtlichkeit und Wirthschaftlichkeit und „nach der reinsten Vatermilde gegen sein „durch ihn beglücktes und ihm mit der „treuesten Anhänglichkeit lohnendes, gu„tes und gebildetes Volk, mit Friedrich „August III. verglichen werden könne.“ Wie wahr dieß bis auf die Zeit sei, als er seine Augen im Tode schloß, wird durch die ganze Regierung dieses Monarchen, wir mögen sie nun aus dem Standpunkte der Verfassung oder des Staatshaushaltes, der Gesetzgebung oder des Wirkens für Wissenschaften und Künste, Bergbau, Handel, Gewerbe und Oekonomie betrachten, oder unsere Blicke auf seinen Charakter und sein Privatleben richten, unwidersprechlich bestätigt.

Der Hauptgrundsatz, von welchem Friedrich August bei der Verwaltung seines Regentenamtes ausging, war der, daß sein Volk und Land ein ihm von Gott anvertrautes Gut sei. Daher seine Achtung für das Recht, seine gänzliche Enthaltung von aller Willkür und seine gewissenhafte Bedenklichkeit, das rechtlich Bestehende, bevor das Gegentheil sich durch Erfahrung bewährt hatte, aufzuheben oder abzuändern. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, lehnte er nicht nur den ihm von Friedrich II. wiederholt gemachten und selbst von Oesterreich unterstützten Antrag, die beiden Lausitzen bis an die schwarze Elster an Preußen abzutreten und dagegen die Erbfolge in den Fürstenthümern Anspach und Baireuth, nach dem Tode des letzten kinderlosen Markgrafen zu übernehmen, mit der bestimmten Erklärung ab: „daß er sich nicht entschließen könne, treue Unterthanen gegen andere zu vertauschen,“ sondern ehrte auch, selbst nachdem er durch den Frieden von Posen die Souverainität erlangt hatte, die ständische Verfassung seines Landes, indem er sie in ihrem ganzen Umfange auf dem Ausschußtage des Jahres 1807 von neuem bestätigte, und zeigte sich, aller ihm durch die Zeitereignisse dargebotenen Gelegenheiten ungeachtet, eben so abgeneigt, sich auf Kosten seiner Nachbarn zu bereichern und seine Herrschaft über andere deutsche Provinzen zu erweitern, (denn die Grafschaft Mannsfeld fiel ihm 1780, so wie das Amt Walter-Nienburg 1793 als erledigtes Lehen anheim) als er weit davon entfernt war, durch die in jenem Frieden festgesetzte Gleichstellung der Katholiken und Lutheraner in Sachsen, welche während des Landtags von 1811 auch auf die Reformirten ausgedehnt wurde, die Gerechtsame und Freiheiten der Landeskirche zu beeinträchtigen, oder in die Justizverwaltung und den Rechtsgang durch Kabinetsentscheidungen einzugreifen.

Mit der größten Gewissenhaftigkeit befolgte Friedrich August den unter der Regierung seines Vaters zur Tilgung der Steuerschulden entworfenen Plan, und beförderte durch strenge Ordnung und Pünktlichkeit den Landeskredit so sehr, daß die Staatspapiere in dieser Zeit nicht nur dem baaren Gelde gleich, sondern sogar, ungeachtet der geringen Zinsen, einige Procent höher standen und dieser Kredit, selbst nicht durch den, während des baierischen und französischen Krieges eingetretenen Aufschub der Verloosung landschaftlicher Obligationen, geschwächt wurde. Da nach und nach über 11 Millionen Steuerschulden getilgt worden waren und sogar für die landschaftlichen Obligationen Aufgeld bezahlt wurde, so trugen zwar die Stände darauf an, daß bei den künftigen Ziehungen der Steuerkreditkasse die für dieselbe bestimmten 11 Tonnen Goldes um 100,000 Thaler vermindert werden möchten; allein Friedrich August schlug dieses wiederholte Gesuch mit folgender Erklärung, die wir, als ein Denkmal seines hohen Rechtssinnes, hier wörtlich mittheilen, ab: „Es ist zwar einer „Unsrer angelegentlichsten Wünsche, Un„sern getreuen Unterthanen mit einer Ver„minderung der zu den Landesbedürfnis„sen erforderlichen Abgaben in nur immer „thunlicher Maße zu Statten zu kommen; „indeß können Wir von der unwandelbaren „Regel Unsers Verhaltens, geschehene Zu„sagen, so lange nicht außerordentliche „Fälle eine als stillschweigend vorausge„setzte Ausnahme rechtfertigen, genau zu „erfüllen, in deren Beobachtung Wir nicht „nur den Ruhm Unsrer Regierung setzen, „sondern wodurch auch zum allgemeinen „Beßten des Landes der öffentliche Kre„dit aufrecht erhalten wird, nicht abge„hen.“ Die eigentlichen Steuern wurden nur sel-

ten erhöhet und selbst außerordentliche Landesbedürfnisse aus den bisherigen Fonds bestritten; ja, Friedrich August gab sogar eine ihm auf dem Ausschußtage von 1778 von den Ständen überreichte Urkunde, welche ihn berechtigte, bei dem damaligen baierischen Erbfolgekriege zwei Millionen auf den Kredit des Landes aufzunehmen, ohne davon Gebrauch gemacht zu haben, am 8. Januar 1781, und ein ähnliches Dokument, das ihm die Stände, während des Reichskrieges mit Frankreich, auf dem Landtage von 1793 ausgestellt hatten, am 9. Januar 1799 mit der Erklärung zurück: „Der Gebrauch „dieser Urkunde ist nur dadurch zu vermei„den gewesen, daß Wir, da der Kriegs„aufwand den von den getreuen Ständen „hierzu bewilligten Zuschuß und die von „den Stiftern Merseburg und Naumburg, „ingleichen von den Markgrafthümern „Ober- und Niederlausitz geleisteten Bei„träge bei weitem überstiegen hat, nicht „nur das Meiste durch Zuschüsse aus Un„sern Kassen, außer dem Steuerärario und „von dem durch die, auch bei der Kam„merkreditkasse sistirte Kapitalauslo„sung bewirkten Ersparniß haben bestrei„ten, sondern auch, um das Land mit ei„ner neuen zinsbaren Schuld nicht zu be„schweren, ein sehr beträchtliches Quan„tum Uns eigenthümlich zugehöriger zins„barer Steuerscheine, landschaftlicher Obli„gationen und Kammerkreditkassenscheine, „nach dem Cours zum Theil mit Verlust „verkaufen, und das Geld zur Bestreitung „der dringendsten Bedürfnisse haben ver„wenden lassen. Ob nun wohl die Verbind„lichkeit dieser Urkunde bis mit Ende des „jetzigen Jahres fortdauerte, so fanden „Wir gleichwohl für gut, selbige den ge„treuen Ständen schon jetzt hierdurch zur „Kassation zurückzustellen, in der beruhi„genden Ueberzeugung, durch eigene Auf„opferungen von Unsern Landen die Ueber„nahme neuer Schuldenlasten abgewendet „zu haben." — So wie überhaupt das Steuerwesen unter Friedrich Augusts Regierung auf festen Fuß gesetzt, und der Landeskredit gehoben worden war, so erhielt auch letzterer, nach der Rückkehr des Königs im Jahre 1815, obgleich vor dem Abzuge der Preußen alle Kassen bis auf die Reste an dieselben hatten abgeliefert werden müssen, und sich die Schuldenmasse, durch die unglücklichen Ereignisse von 1813, um das Doppelte vermehrt hatte, neues Leben; die Staatspapiere standen nach der Theilung des Landes bald wieder über pari, und schon 1816 wurden für 200,000 Thaler Kassenbillets öffentlich verbrannt, und zugleich ward die Erklärung gegeben, daß dieselben bis auf zwei Millionen 500,000 Thaler vermindert werden sollten.

Große Verdienste erwarb sich Friedrich August besonders um die Rechtspflege seines Landes, die er durch weise Gesetze zu fördern bemüht war. Sehr wichtig und heilsam war in dieser Hinsicht die allmälige Aufhebung des Justizpachtes in den Aemtern, womit im Jahre 1784 der Anfang gemacht wurde. Im Kriminalrecht fanden mehre Verbesserungen Statt. Die Tortur ward im Jahre 1770 abgeschafft, der Gebrauch der Reinigungseide vermindert und die Landesverweisung in verhältnißmäßige Gefängniß- oder Zuchthausstrafe verwandelt. Im Jahre 1783 wurde die Todesstrafe nicht allein bei solchen Verbrechen, welche in Entwendung oder unrechtmäßiger Anwendung fremden Eigenthums bestehen, sondern auch bei dem Ehebruch gänzlich aufgehoben, und 1770 und 1783 erschienen zwei Landesgesetze, das Verfahren in Untersuchungssachen betreffend und zweckmäßige Vorschriften in Hinsicht der Besetzung der Gerichtsbank, der Einschränkung der Spezialinquisition, der Abhörung der Zeugen und der Vertheidigung der Verbrecher, so wie der bessern Einrichtung der Gefängnisse enthaltend. Unter den bürgerlichen Gesetzen verdient ohne Zweifel die allgemeine Vormundschaftsordnung von 1782 die größte Aufmerksamkeit, und ward wegen ihrer weisen und wohlthätigen Bestimmungen, in Ansehung der Aufsicht über die Person und das Vermögen der Minderjährigen, in andern Ländern nachgeahmt. Die meisten übrigen bürgerlichen Gesetze beschäftigten sich mit Entscheidung zweifelhafter Rechtsfälle, und es ward deßhalb im Jahre 1791 eine besondere Gesetzkommission in Dresden errichtet, deren Geschäftskreis zugleich alle Zweige der Staatsverwaltung umfassen sollte. Auch verschiedene heilsame Polizeigesetze wurden gegeben, welche theils die Aufrechthaltung der allgemeinen bürgerlichen Ruhe und Ordnung, theils einzelne Klassen der Unterthanen betrafen. Höchst ersprießlich für die Beschleunigung der Prozesse war die schon 1777 anbefohlene jährliche Einsendung der Prozeßtabellen, und die 1788 getroffene Einrichtung des Appellationsgerichts, nach welcher, statt der bisherigen halbjährigen Sitzungen, in jeder Woche eine dreimalige Sitzung angeordnet, die Zahl der wirklichen Räthe vermehrt und das Collegium, wie die Landesregierung, in zwei Senate getheilt wurde.

(Beschluß folgt.)

Frohburg,

ein Vasallenstädtchen im leipziger Kreisdirectionsbezirk und Amte Borna, liegt an der Wyhra, welche den zum größern Theil am linken Ufer etwas erhöhet gelegenen Ort zur Hälfte umfließt, in etwas hügeliger, angenehmer, jedoch südwestlich kahler Gegend, hat 350 Häuser mit 480 Bürgern, gegen 2800 Einwohner, und gehört mit der größern Hälfte des Dorfes Greifenhain zum Rittergute Frohburg, welches sich südlich an die Stadt anschließt, 1 Schloß, zahlreiche Wirthschaftsgebäude mit einer Pachter- und Jägerwohnung, 1 Schäferei, 1 Ziegelei, das Vorwerk Röthgen, eine Brauerei und Brennerei, eine in der Stadt selbst gelegene Mühle und eigene Patrimonialgerichte hat, wozu auch noch das nahe Rittergut Kleineschefeld gehört, welches zugleich mit dem Dorfe gleiches Namens nach Frohburg eingepfarrt und eingeschult ist.

Stadt und Rittergut Frohburg bilden eine Flur und einen Heimathsbezirk, obgleich das Rittergut vom Stadtbezirk getrennt ist. Die Flur hat gegen 1600 Aecker, wovon nahe an 1000 Aecker zum Rittergut gehören, auch 200 Aecker im Besitz von Einwohnern in umliegenden Dörfern sich befinden. Der Ackerbau ist in Frohburg selbst deßhalb gering. Die Hauptnahrungszweige sind Weberei und



Frohburg.

Töpferei; auch gibt es viele Schuhmacher. Die hiesigen Weber, Zeug-, Lein- und Wollenweber fertigen größtentheils feine, schafwollene Waaren, vorzüglich feine Thibets und Merinos. Leinene Zeuge werden wenig gefertigt, und Tücher nur durch einzelne Meister. Das Töpfergeschirr hat einen guten Ruf und findet daher auf Märkten starken Absatz. Die Stadtbrauerei, für welche mitten auf dem ansehnlichen Markte das Brauhaus steht, und welche sonst von ungefähr 80 brauberechtigten Häusern betrieben wurde, ist seit längerer Zeit verpachtet und liefert ein sehr gutes, beliebtes Bier, wie die Schloßbrauerei. Die Lage des Ortes an der Hauptstraße von Leipzig über Chemnitz nach Prag, die Nähe der Städte Borna, Laussigk, Geithain, Kohren und Altenburg, so wie 2 Jahrmärkte, 2 Roß- und Viehmärkte nebst einem Wochenmarkte befördern den Verkehr. Auch gibt es hier 1 Untersteueramt, 1 Apotheke, 1 Chausseehaus, 1 Postverwalterei, 1 Schießhaus und 2 Gasthöfe. Der Stadtrath, welcher aus 1 Bürgermeister und 4 Rathmännern besteht, aber kein Rathhaus besitzt, hat die Verwaltung der Stadtangelegenheiten, während die Patrimonialgerichte die Polizei ausüben. — Die Kirche hat einen Oberpfarrer und einen Diaconus, einen Cantor und einen Organisten, welche letztere zugleich Lehrer an der Schule sind, die außerdem noch einen Elementarlehrer hat.

Südlich von der Stadt steht auf einem Hügel das große, ältliche Schloß, auf welchem 1634 den 30. April Kurfürst Johann Georg I., 1813 den 3. Mai Kaiser Alexander und den 16. Okt. der König Joachim (Murat) von Neapel sein Hauptquartier hatte. Es enthält eine werthvolle Gemäldesammlung. Daran stößt ein großer, schöner Garten. — Zwischen Groß- und Kleinescheefeld liegt der große Teich, von einer Stunde Umfang, ohne anmuthige Ansicht, da seine Ufer fast ringsum kahl sind. Außer andern Wasservögeln bewohnen ihn Möven und Seetauben. Er wird alle 2 Jahre mit 150—170 Schock Karpfen besetzt und gibt, wenn nicht Wassermangel eintritt, jährlich 150—160 Zentner Karpfen. — Hart an der Stadt befinden sich 2 Steinbrüche: einer der Stadt Borna, der andre 4 Bürgern von Frohburg gehörig, welche in einem großen Umkreise das Baumaterial zu allen Gebäuden liefern. Im nahen Streitwalde, bei dem ebenfalls zum Schlosse Frohburg gehörigen Jägerhause, sieht man noch die Stätte der kleinen Wolfsburg, welche der Prinzenräuber (1455) Kunz von Kaufungen besessen haben soll.

Frohburg, unbekannten Ursprungs, kommt vor dem 12. Jahrhundert, soviel bekannt ist, in Urkunden nicht vor. Im 14. Jahrhunderte nannten sich die osterländischen Erbkämmerer und Erbmarschälle davon, und die ältesten bekannten Besitzer waren seit dem 15. Jahrhundert Die von Bresen. Darauf besaßen es die Familien von Bünau, von Draschwitz und von Minkwitz, und zu Ende des 16. Jahrhunderts kam es an die Herren von Creutzen. Im 17. Jahrhundert gehörte es den Herren von Kötteritzsch und den Freiherren von Borna, von denen es zu Anfang des 18. Jahrhunderts an eine Linie der Familie von Bose kam. Im Jahre 1726 kaufte es der großbritannische geheime Rath von Eltz, von diesem 1727 Philipp Adam von Hardenberg, und von dessen Sohne Georg Ludwig von Hardenberg, 1777 Joh. Gottf. Blümner, Kreisamtmann zu Leipzig. Nach dessen Tode erhielt es zu Anfange des 19. Jahrhunderts sein Sohn Ernst Blümner, welcher 1810 zum königl. sächs. Legationsrath und Edlen von Frohburg ernannt wurde. Dieser hat sich um die Stadt durch Anlegung eines freundlichen Gottesackers, in dessen Mitte sein prunkloser Denkstein steht, und auf welchen ein sinnvoll angelegter Eingang führt, ein besonderes Verdienst erworben. — Was die übrigen Schicksale des Städtchens betrifft, so hat es mehrmaliges Brandunglück gehabt, namentlich den 17. Juni 1600, den 11. Okt. 1632 von den Kaiserlichen, 1641 von den Schweden unter Banner angezündet. Im Jahre 1719 ging es abermals in Feuer auf, und 1633 raffte die Pest 1151 Einwohner weg. Seitdem ist die Bevölkerung fortwährend im Steigen gewesen und die Zahl der Häuser hat sich gleichfalls vermehrt.

M.

Siegmund August Wolfgang Freiherr von Herder,

Königl. Sächs. Oberberghauptmann.

(Beschluß.)

In dieser traurigen Lage der Dinge zeigte auch Herder rücksichtslos seinen geraden, edlen Sinn. Den Befehlen der fremden Verwaltung in seiner amtlichen Stellung zwar gehorchend, war er indessen eifrig bemüht, alle verführerische Umtriebe, welche die alte Treue und Anhänglichkeit der Gebirgsbewohner an den allgeliebten König wankend machen sollten, so viel als möglich zu vereiteln. Eine deßhalb im Obergebirge angesponnene Intrike hintertrieb er dadurch, daß er die Absendung einer Schrift an den wiener Kongreß, deren Inhalt eben so unwahr als schimpflich war, durch eine von den Knappschaftsvorstehern bei dem Rathe zu Schneeberg eingelegte Appellation verhinderte, und dagegen eine Bittschrift des gesammten sächsischen Bergmannsstandes um die ungetheilte Erhaltung Sachsens unter seinem Könige an die Kongreßmächte beförderte. —

Bei der ersehnten Rückkehr des Königs, den 7. Juni 1815, war er zum festlichen Empfange desselben in Dresden, und ward sogleich zum Ritter des neuen Ordens für Verdienst und Treue ernannt. Später ordnete er auch in Freiberg die zur endlichen Rückkehr des Landesvaters veranstaltete Feier. — Die verderbliche, aller öffentlichen Zusicherungen, aller großen Aufopferungen, aller dringenden Bitten ungeachtet geschehene Theilung des Landes machte auch beim Bergwesen mancherlei Veränderungen nothwendig, und da gab unser Herder nicht nur die zweckmäßigsten Gutachten ab, sondern reichte auch, als vorsitzender Kommissar, mit dem freiberger Bergamte, neue Grubenbetriebsplane ein, welche den ungetheilten Beifall des Königs und des Finanzcollegiums hatten, und nach seinen Rathschlägen mit Erfolg zur Ausführung kamen. Er ward deßhalb 1817, mit Beibehaltung seines Charakters als Bergrath mit Sitz und Stimme in das geheime Finanzcollegium nach Dresden versetzt.

Diese Stellung Herders in Dresden, wo ihn der Kaiser Alexander für seine Verdienste um den polnischen Bergbau mit dem Komthurkreuz des Stanislaus-Ordens belohnte, ward dem Finanzcollegium und dem Bergbau gleich ersprießlich. — Um das Berg- und Hüttenwesen in Schweden und Nor-

wegen, zur Verbesserung des sächsischen, kennen zu lernen, machte er im Sommer 1818 eine Reise dahin, und ward vom Könige Karl XIV. Johann und dem Kronprinzen, wie von den vornehmsten Männern und Behörden des Reichs, mit verdienter Auszeichnung empfangen. Ueber Kopenhagen reiste er nach dem Harz, besuchte dort die wichtigsten Berg- und Hüttenwerke, und kam im Frühjahr 1819 nach Dresden zurück. Bald darauf ließ ihm der König von Schweden das Ritterkreuz des Nordstern-Ordens überreichen. Noch im November dieses Jahres kehrte er, als der verdienstvolle Oberberghauptmann von Trebra gestorben war, nach seinem lieben Freiberg zurück, und vereinte mit dem Charakter eines geheimen Finanzrathes die Stelle eines Viceberghauptmanns. Nachdem er schon zum Komthur des Civilverdienst-Ordens und zum Mitgliede des Ordensrathes befördert worden war, gelangte er 1821, nach dem Tode des Berghauptmanns von Gutschmid, zu dem Amte eines Berghauptmanns und Oberbergamts-Directors, und endlich 1826 zur höchsten bergmännischen Würde des Oberberghauptmanns.

Groß und mannichfaltig sind die Verdienste, welche sich Herder, während er an der Spitze des sächsischen Berg- und Hüttenwesens stand, um dessen immer größere Vervollkommnung theoretisch und praktisch erworben hat, können aber hier nur ganz kurz erwähnt werden. Alles, was die Fortschritte desselben befördern, Alles, was den Kreis seiner Erfahrungen erweitern konnte, suchte er zu erforschen, sich zu verschaffen und dabei in Anwendung zu bringen. Hierbei kam ihm allerdings der Umstand sehr zu Statten, daß er die Gunst der Landesregierung, so wie der Großen überhaupt, in einem hohen Grade besaß und mit den ersten Männern des Auslandes bekannt war. Die Erstere gestattete ihm noch 1824, im Interesse des Berg- und Hüttenwesens, die Rheinlande, Belgien und Frankreich zu bereisen. Auf dieser Reise erneuerte er alte, oder knüpfte neue Verbindungen an, namentlich mit Alexander von Humboldt, der früher selbst in Freiberg studirt hatte, mit Arago, Cordier und andern Gelehrten des Auslandes. — Bei dem Grubenbetriebe führte Herder fünfjährige Betriebsplane ein, so daß die jährliche Silberausbeute, freilich auch mit Vermehrung des Aufwandes, von 47,300 auf 60,000 Mark stieg; bewirkte die Einführung eines neuen Lachtermaßes, die Errichtung und zweckmäßige Ausbildung der Maschinenbaudirektion, die Anlage des neuen Kurprinzkanals und des dittmannsdorfer Teiches zur freiberger Wasserversorgung, den Wiederangriff und die Gewältigung der beiden Berggebäude, alte Mordgrube und Segen Gottes zu Gersdorf, verschiedene Bauten zur Emporbringung mehrer Gruben, den Wiederangriff des Bergbaues bei Duttendorf und auf dem Stollengange, den Betrieb des Wernerstollens, des Anner- und erstuften Stollens &c. Auch bearbeitete er den Plan zur Anlegung eines tiefen Elbstollens, um den Flor des freiberger Bergbaues auf Jahrhunderte zu sichern. Im Obergebirge kam durch ihn unter Anderem der Wiederangriff und die Lösung des Bergbaues bei Berggießhübel durch den Betrieb des zwieseler Stollens und der Wiederangriff einiger verlassener Silber- und Kupfergruben bei Schneeberg zu Stande.

Das Hüttenwesen förderte Herder durch wissenschaftliche Prüfung und Leitung des Betriebes, durch Verminderung des immer kostbareren Holzkohlenverbrauches vermittelst des Schmelzens mit Kokes und des Röstens mit Steinkohlen, durch die Einführung des Schmelzens mit erhitzter Luft und des Schlackenschmelzens, durch die Vervollkommnung der Hitzverkohlung und Schrotfabrikation, durch die Absonderung des Haushalts des Amalgamirwerks von dem der Schmelzhütten, durch die Einrichtung der Gasbeleuchtung auf dem Amalgamirwerke, durch die Gründung einer Maschinenbauwerkstätte und endlich durch die Erbauung der Antonshütte bei Schwarzenberg, wodurch die großen Transportkosten nach Freiberg erspart, mehre silberarme Erze noch benutzt und viele arme Bergleute der Umgegend beschäftigt wurden. — Seine Aufsicht über die Blaufarbenwerke benutzte er zur Gewinnung ganz neuer, bald einen stärkern Vertrieb hervorbringender Handelsartikel, als der Kobaltoxyde und des Ultramarins. Auf dem fiskalischen Werke zu Oberschlema wurde 1827, nach seinen Anordnungen, ein kleines Amalgamirwerk angelegt, um aus der Nickelspeise das Nickel in verkäuflicher Gestalt zu gewinnen.

Die Bergakademie zu Freiberg verdankt Herdern, wie das Ganze der Bergwissenschaften, manche nützliche Ausführung. Nicht nur, daß er die Studirenden sowohl, als die Offizianten mit wissenschaftlichem Geiste zu beseelen wußte, und die Ersteren bei ihren Studien freundlich unterstützte, weßhalb er auch 1832 vom Kaiser Nikolaus, für sein Wohlwollen gegen die jungen Russen, das Großkreuz des Stanislaus-Ordens erhielt, sondern er veranlaßte auch die genaue Sonderung der Bergakademie von der Bergschule, nach ihren besondern Zwecken und Aufgaben; für erstere die Errichtung neuer Lehrstühle, ein neues Regulativ mit einem bestimmten Studienplane, überhaupt eine zeitgemäße Umgestaltung. — Für das Interesse der Wissenschaft bewirkte er in allen Revieren sorgfältige Beobachtungen über die Temperatur der Erde in verschiedenen Tiefen, die unterirdischen Beobachtungen über die magnetische Deklination und Intensität, die neuen Versuche über den Fall der Körper in dem 422 p. F. tiefen Dreibrüderschachte, die Feststellung des sächsischen Lachters auf 2 französische Meter, die Betreibung des 465 L. langen Wernerstollens in der Linie des wahren Meridians, die Einführung des musterhaften Bergkalenders, und die lebhafte Förderung der von Werner begonnenen und nun vollendeten geognostischen Landesuntersuchung und mineralogischen Karte. Durch diese Bemühungen erhielt sich nicht allein, sondern stieg noch mehr der hohe Ruf der Bergakademie und des sächsischen Bergbaues im Auslande, und es war gewiß nicht minder für unsern Herder, als für Sachsen rühmlich, daß ihn der Fürst Milosch 1835 nach Serbien berief, um das Land in mineralogischer Hinsicht zu bereisen und die Mittel zur Verbesserung des dortigen Bergbaues anzugeben. Ein ehrenvoller Empfang und ein prächtiger Ehrensäbel belohnten seine Bemühungen. — Groß sind endlich Herders Verdienste um die Belebung des bergmännischen Gemeingeistes, um die Bewahrung der unerläßlichen Freiheiten des biedern Bergvolkes und um jede thunliche Verbesserung des Zustandes der armen Berg- und Hüttenarbeiter, wofür ihn diese mit Recht als ihren Vater liebend ehrten, und ihm so manche Beweise dankbarer Anerkennung gaben.

Von seiner Reise nach Serbien zwar glücklich, aber schon körperlich leidend zurückgekehrt, war er noch in der vollen Kraft seines thätigen Geistes und ging erst im Sommer 1837, aus Eifer für die Beendigung einer wichtigen Berufsarbeit, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karlsbad, als ein mehrjähriges Körperleiden, in Folge organischer Fehler entstanden, sich bis zur Lebensgefährlichkeit ausgebildet hatte; aber leider dieses Mal ohne glücklichen Erfolg! Daher entschloß er sich, gegen Ende des Jahres, zu Dresden in einer eben so schwierigen, als schmerzhaften Operation die letzte Hilfe zu suchen. Die große Gefahr, in welcher dabei sein Leben schwebte, wohl kennend und mit dem Gedanken seiner möglichen Auflösung schon vertraut, machte er im voraus die nöthigen Anordnungen, beschäftigte sich noch eifrig mit dem Bergbau und seiner Wissenschaft, und setzte mit ruhiger Ergebung „den letzten Wunsch an seine lieben bergmännischen Brüder" auf:

Und sink' ich einst in jenes dunkle Reich der Nacht,
Aus dem auf seine Berge Keiner wiederkehrt;
Erhebt dann hoch, ihr treuen Knappen, mir das Grab,
Nur aufgehäufte Erd' und graue Stein',
Ein Zeichen eurer Liebe, Knappen!
Sitzt dann ermüdet an dem grünen Hügel einst
Der Wand'rer und gedenkt der Tag' entflohner Zeit:
„Hier" sagt er „ruht der Knappen treuster Freund!"
„Ihr Erster einst — ihr Erster auch in Wort und That," —
„Galt es der Berge und der Knappen Ruhm und Wohl."
Erhebet hoch, ihr Knappen, mir mein Grab,
Und denkt des treuen Freundes liebend noch,
Wenn längst das enge Haus ihn deckt! —

Er überstand die Operation glücklich, aber die Zeichen des nahen Todes erschienen nur allzu bald. Da nahm er, noch bei völligem Bewußtsein, mit christlicher Standhaftigkeit, von dem einzigen, tiefbetrübten Sohne und den gleichgerührten Freunden Abschied, sprach die letzten frommen Worte für Sachsens Bergbau, und entschlief früh halb 2 Uhr am 29. Jan. 1838 im 62. Jahre seines thätigen, verdienstvollen Lebens.

Allgemein war die Trauer bei der Nachricht von seinem Tode. Seinem Wunsche gemäß wurden die sterblichen Ueberreste des berühmten Mannes in aller Stille nach Freiberg gebracht, um in der heiligen Dreikönigshalde, wo er so oft und so gern, den Bergbau Freibergs überschauend und darüber nachdenkend, sich ausgeruhet hatte, beerdigt zu werden. Der dankbare Staat übernahm die bergmännnisch feierliche Bestattung, welche am Abend des 1. Febr. 1838 erfolgte, nachdem 60—70 Bergarbeiter, binnen 3 Tagen und Nächten, die nöthige Zubereitung des Grabes und die Unterlage zu Errichtung eines Denkmals vollendet hatten. Nach 6 Uhr Abends wurde die Leiche von 700 Berg- und Hüttenleuten mit Fackeln und Grubenlichtern, unter bergmännischer Trauermusik und dem Geläute der Glocken zu der gewählten Ruhestätte geleitet, nachdem am Paradebette der Ephorieverweser Gühloff von den Verdiensten des Verewigten gesprochen hatte. Ein langer Zug von Leidtragenden aus der Nähe und Ferne folgte mit den hiesigen Behörden, den Abgeordneten der obergebirgischen Bergämter und mehreren hochgestellten Männern (darunter der Cultusminister von Carlowitz und der Oberhofmarschall von Reitzenstein) aus Dresden, dem Sarge, welcher mit den erhaltenen fürstlichen Auszeichnungen geschmückt war, in ernster Würde durch zwei Straßen Freibergs nach der bezeichneten Halde, eine Viertelstunde nördlich von Freiberg. Dort angelangt, wurde zuerst der bergmännischen Erde die kirchliche Weihe ertheilt. Hierauf sprach, im Namen einer vom Finanzministerium nach Freiberg gesendeten Deputation, der geheime Finanzrath von Ehrenstein die innigste Theilnahme der hohen Behörde über den Verlust dieses so ausgezeichneten Staatsdieners aus; nach diesem rief der Bergrath und Ritter von Freiesleben, Herders würdiger Nachfolger, dem Entschlafenen in herzlichen Worten den Scheidegruß nach, und endlich hielt noch der Pastor Uhlmann eine ergreifende Rede an der Gruft, in welche nun Herders Leichnam gesenkt ward, während die rührenden Töne einer sanften Trauermelodie erklangen und die Bergleute Kränze hinabwarfen. — Seitdem ist ein würdiges Denkmal, dessen Abbildung und Beschreibung in der nächsten Lieferung folgen wird, von dem Berg- und Hüttenpersonale auf dem Begräbnißplatze des Verewigten errichtet worden. M.

Der Bielgrund.

Nachdem die Saxonia in einigen Lieferungen der früheren Bände die vornehmsten Ansichten auf der rechten Elbseite der sächsischen Schweiz — dieser romantisch schönen und erhabenen Gebirgslandschaft, wo hohe, steile Felsenwände mit Felsenketten und Felskegeln von den seltsamsten, oft Burgen und Burgtrümmern ähnlichen Gestalten, Berge von 12 bis 1400 Fuß Höhe, neben waldigen Hügeln mit bunten Wiesen und wallenden Saatfeldern, liebliche und schauerliche Gründe mit fürchterlichen Schluchten, Klüften und Höhlen in reizender Mannichfaltigkeit abwechseln; wo bald über Wiesenteppiche, bald über Felsblöcke rauschende Bäche Auge und Ohr des Wanderers ergötzen, und freundliche Städte, Dörfer und Schlösser die hier schauerliche, dort lachende Landschaft beleben, während in der Mitte der Elbstrom majestätisch zwischen malerischen Ufern, bald an hohen Felsenwänden, bald an lieblichen Fluren dahinfließt — den Kuhstall, das Prebischthor, die Bastei, den Brand ꝛc. den verehrten Lesern vorgelegt hat; so ist auf der linken Elbseite, wo sich der große Zschirn-, der Katz-, der Pfaffen- und der Königstein erhebt und der Schneeberg in Böhmen reizende Aussichten nach Sachsen und Böhmen darbietet, das schönste Thal, der Bielgrund hinter Königstein, mit seinen wunderbaren Felsenmassen und schauerlichen Höhlen, mit seinen lieblichen Wiesen und klappernden Mühlen noch übrig.

Wie die rechte Elbseite mit ihren Reizen und Naturwundern erst in neuern Zeiten, besonders durch die Pastoren Nikolai und Götzinger bekannter und Lieblingsausflug nicht nur der Dresdner, sondern auch der Fremden geworden ist; so hat man auch später die Naturschönheiten der linken Elbseite, namentlich die Schweizermühle im Bielgrunde, zugleich durch die Gastfreundlichkeit und Unterhaltung des Besitzers, Gottlob Geißler, angezogen, immer mehr zu besuchen angefangen und vorzüglich durch Karl Merkels Beschreibung (Biela, 1829) in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt.

Der Bielgrund hat seinen Namen von dem Flüßchen oder Bache Biela, welcher hinter dem böhmischen Dorfe Eiland im sogenannten Himmelreiche entspringt, und zieht sich 4 Stunden lang bis zum Einflusse der Biela in die Elbe beim Städtchen Königstein. Am Anfange liegt darin das Dorf Eiland, und von da bis über Neidberg herab wechselt Wiesengrund mit Waldung zwischen hohen Felsenwänden ab. Diese sind theils zusammenhängend, theils geklüftet, theils freistehende Felsengruppen, theils Felsenkegel von den sonderbarsten Gestalten und Stellungen, nach denen man sie mit eigenthümlichen Namen bezeichnet hat. Vom Neidberge aus besucht man zuerst eine links im Holze gelegene, sehr schöne Felsengrotte, deren Schönheit umstehende Fichten mit einem herabfließenden Quell erhöhen, während man von der Höhe eine höchst angenehme Aussicht auf die freundliche Umgegend genießt. Hinabgestiegen geht man die Fahrstraße fort bis zur ersten Brücke über die Biela, hinter welcher man sich rechts in das Raubgründel, ein kleines Seitenthal, wo man an der Felsenecke, sonderbar genug! das Bild Ludwigs XVI. in kolossaler Größe erblickt. Von da kommt man durch das Raubloch, eine große, weite Halle, vermittelst einer Schlucht, in den Bielgrund zurück. Der Eintritt durch diesen Felsen in den Grund ist höchst überraschend. Ringsum erheben sich hohe Felsenwände und große herabgerollte Felsstücke drohen den Weg zu versperren, während auf der linken Seite einige Häuser aus Obstbäumen freundlich hervorragen, neben welchen der Augustusstein mit einer großen Höhle die Aufmerksamkeit des Beschauers erregt. Darauf folgt hinter dem Hammergute Brausenstein, wenn man rechts den Berg hinaufsteigt, zwischen Felsen der Prinzessinngarten mit sehr hübschen Anlagen und reizender Aussicht in's Thal. Steigt man wieder in den Grund hinab und geht über die Biela, so gelangt man zuerst zum Eulenstein, einen stets von Eulen bewohnten großen Felsen, neben welchem sich eine andre Felsgruppe, die Stollörter genannt, befindet. Nicht weit davon erscheinen die kleine Bastei und Neusalzburg, ein Haus, unter einem mächtigen Felskoloß erbauet. Beide Felsen gewähren von ihrer Höhe eine herrliche Aussicht: vorn ein lieblicher Wiesengrund, durch den sich die Biela schlängelt, und wo die freundliche Schweizermühle mit ihren Gebäuden und Anlagen zur Erholung gastlich einladet; aufwärts das herrliche Felsenthal, oben von den Wächtersteinen, welche das Ansehen einer verfallenen Burg haben, romantisch begränzt, abwärts gleichfalls eine Strecke des Thales, hinter welchem man den Königstein erblickt. Bei diesen hohen Felsen liegt noch der Syrenengrund, aus welchem man, da er statt des Ausganges einen tiefen Abgrund darbietet, wieder den Berg hinaufsteigen muß, an dessen Fuße sogleich die Schweizermühle liegt.

Die Schweizermühle gehört unter das Justizamt Pirna, hat 2 Mahlgänge, 1 Schneide- und Lohgang und wird von der Biela getrieben. Sie liegt ¼ Stunde vom Amtsdorfe Rosenthal, 1 St. von der böhmischen Gränze, 1¾ St. von Berggießhübel, 2 St. von Königstein, 3 St. von Schandau, dem Mittelpunkte der östlichen, 3½ St. von Tetschen, fast in der Mitte der westlichen Schweiz, 6 St. von Dresden, und ward schon seit vielen Jahren von den Freunden der schönen Natur aus allen Ständen, selbst von den höchsten Herrschaften fleißig besucht. Die Menge und Vortrefflichkeit des Wassers hat den bisherigen Besitzer der Mühle, Geißler, 1837 bestimmt, auch eine Wasserheilanstalt, nach der Anordnung des Herrn Bezirksarztes Hoch in Pirna, mit allen Bequemlichkeiten zu errichten. Drei Gebäude mit einem Speisesaale zu ebener Erde, 18 Stuben und 15 Kammern sind zur Aufnahme von Kurgästen einfach, aber zweckmäßig eingerichtet. Man kann in der Biela und in Wannen baden; das Wellenbad am Wasserbette hat durch eine Vorrichtung einen so starken Wellenschlag, daß in einer Breite von 3 und in einer Länge von 8 Ellen nichts als Schaum zu sehen ist. Nicht weit davon befindet sich ein Bassinbad von 7 Ellen in's Gevierte, welches zugleich zum Schwimmen eingerichtet ist. Das Wasser hat stets eine Wärme von 6½° R., so daß es auch bei der strengsten Kälte nicht friert. Vier Douchen von 14 F. Fall erhalten ihren kräftigen Strahl vom Wassergerinne der Mühle, und dabei sind auch 2 Sturzbäder angebracht. Ganz in der Nähe entspringen die beiden Trinkquellen aus weißem Sandstein, deren Wasser, krystallhell, wohlschmeckend und frisch, auch eine Temperatur von 6½° R. hat. Die erste und stärkste derselben enthält zugleich eine nicht unbedeutende Menge gebundener Kohlensäure. Die Heilkraft des Wassers und die gute Einrichtung der ganzen Anstalt hat bis jetzt alle Jahre eine Menge Gäste aus der Nähe und Ferne herbeigezogen.

Von der Schweizermühle aus, zu welcher jetzt von allen Orten gut unterhaltene Wege führen, kann man die schon beschriebenen, so wie die folgenden Punkte bequem besuchen. Dicht hinter der Mühle liegt der Herr Nachbar, eine herrliche Felsenpartie mit einer überraschenden Aussicht, daneben Försters Vogelheerd, wo das Thal wieder in einer andern Gestalt erscheint, in der Nähe der Gemmi, der unter sich einen bewaldeten Abgrund hat, vor welchem die niederen Schrecksteine gleichsam Wache halten; weiter folgt der Emmerich, eine weit hervorspringende Felsenkante mit reizender Aussicht; daran reihen sich die übrigen nahen Punkte: Kastor und Pollux, der Kanzelstein, der Cekrops, die Wächtersteine und der Paulusstein, alle ausgezeichnet durch besondere Aussichten. Eine entferntere Wanderung beginnt mit dem Friedrichsstein, vor welchem der Wall, daneben die Johannisburg sich befindet; hierauf gelangt man zur Cyriaksburg und auf einem etwas beschwerlichen Wege zu den Kasernensteinen, zur Jungfrau und durch die Felsengasse zu den majestätischen Herkulessäulen, der vorzüglichsten Partie des ganzen Grundes; hierauf folgt der gewaltige Felsentempel der Natur von dem Hallensteine, der hohen Brigitte, dem Thurme von Pisa und dem dicken Muckmack gebildet. Von da geht man vor den sonderbar gestalteten Uhusteinen vorüber, bewundert die große Riesengestalt des langen Gottfrieds, über demselben den Frosch, noch höher bietet die Bequemlichkeit eine herrliche Aussicht; davor befindet sich das Kriechehaus und unter diesem stehen die oberen Schrecksteine. So kommt man zuletzt auf Ehrlichs Großvaterstuhl, welcher der oberen Mühle gegenüber liegt. Hinter

derselben befindet sich in tiefe
die merkwürdige Bennohöhle,
erst 1824 mit dem Unterförster P
Eine andere sehenswerthe Höhle
denloch, vor welchem noch de
und das große Ungethüm Sta
erregen. Von da führt der We
nach Eiland, wo auch noch ein
gruppen: der Schanzenstein n
Lottchen, der Schwan, der Zu
same Förster zu sehen sind. D
derung durch den Bielgrund bee
nicht noch die thyßner Wänd
land und ihre wunderbaren Felse
und den 2204 F. hohen Schneeb

Hohenstei

in der gräflich schönburgischen Her
rechts von der Mulde am hohen ... an der glauchau-chemnitzer Straße gelegen, mit täglicher Eilwagen-Verbindung zwischen diesen Orten, steht hinsichtlich des Bades, des rothen Vorwerks und der rothen Mühle, des Forsthauses, des zillschen Hauses, der Gärten zwischen der Stadt und dem Schießhause, überhaupt der vordern Neustadt zusammen nur mit 7 Häusern unter dem Amte Waldenburg, übrigens aber unter dem Amte Vorder-Glauchau; doch nimmt auch der Stadtrath, welcher in seiner seit 1837 vollendeten Wiederherstellung zwar einen Bürgermeister, aber keinen Stadtrichter hat, Theil an der Erbgerichtsbarkeit. Die Hüttenmühlen, welche bisher unter dem Bergamte standen, gehören nach Oberlungwitz, die Clausmühle dagegen nach der Abtei Lungwitz. Die Stadt nimmt Theil an den Ständewahlen zu Glauchau für den 14. städtischen Wahlbezirk, sendet die direkten Steuern nach Zwickau, und gehört in kirchlicher Hinsicht zur Ephorie Glauchau, so wie auch die vordere Herrschaft den Geistlichen ernennt, und zu den 5 Schulstellen einen der vom Stadtrathe ihr vorgeschlagenen Kandidaten wählt. Als eine uralte Bergstadt war Hohenstein bisher steuerfrei, die fürstlichen Unterthanen ausgenommen, welche in Lichtenstein 480 Sch. versteuern. Jetzt befindet sich hier ein Obersteuerkontroleur, ein Steueramt, eine Posterpedition und Postverwalterei. Den Stadtbrief gab, oder erneuerte um's Jahr 1510 die regierende Frau Anna Gratiosa. Damals nannte man den Ort nur uff den Hohnstein oder zum Hohenstein.

Er liegt 3 St. östlich von Glauchau und 2¾ St. südöstlich von Waldenburg, 3½ St. von Chemnitz und eben so weit von Penig, 1¾ St. von Lichtenstein, 2¼ Meile von Zwickau, 8½ M. von Leipzig, 10 M. von Dresden, an der glauchau-chemnitzer Straße, in hoher, jedoch nicht rauher Gegend, am südlichen Abhange des nach der Stadt benannten Gebirges, welches ½ Stunde nördlich von hier in der langenberger Höhe oder dem Kapellenberge seinen Gipfel erreicht. Dieser bietet, wie der Pfaffen- und Schießhausberg, eine überaus reiche Aussicht in's Niederland und nach dem Erzgebirge, wo sich der Greifenstein, der Fichtelberg und Auersberg ganz deutlich zeigen. Von dem Schießhause und einigen höheren Punkten kann man Leipzig und selbst den Petersberg bei Halle sehen, ... großartig ausnehmen. Die Aussicht vom Markte verbreitet sich nach der stollberger Gegend und dem Hochgebirge, welches man um Hohenstein von Morgenröthe bis zum Kahlenberg bei Altenberg überschauet. Straßen führen von hier nach Penig und Chemnitz, Lungwitz und Stollberg, Oelsnitz und Hartenstein, Lichtenstein, Glauchau und Waldenburg. Westlich theils neben, theils innerhalb der Stadt sind erst seit 30 Jahren, insbesondere durch den Fabrikanten Schnabel, ganze Häuserreihen unter dem Namen der Schnabelhäuser, der Schnabelgasse, der Neustadt u. s. w. entstanden. Die nahe dabei an der zwickauer Straße stehende Lerchenschenke wird zur Abtei Lungwitz gerechnet. Abgesondert stehen im Osten die Ziegelei und einige Zechengebäude, im Süden jenseits des ernstthaler Goldbaches, sonst die Freimaurerloge mit ihrem hübschen Garten, der Rest des zerstückelten rothen Vorwerks, jetzt nach Chemnitz verlegt, im Südwesten die rothe und die Hüttenmühle, bei letzterer aber die Hütten, Ziegelei und Forstgebäude im unteren Theile des anmuthigen Hüttengrundes.

Die Einwohnerzahl kann man gegenwärtig, ungeachtet 1837 von hier und Glauchau 40 Familien nach Nord-Amerika auswanderten, über 4500 angeben. — Die sehr weit sichtbare, hübsche, helle und geräumige Kirche hat 75 Ellen Länge und einen schlanken, hohen Thurm. Außer den Knaben-, Mädchen-, Armen- und 2 Elementarschulen besteht auch eine Privatanstalt. Mit dem 1772 vom Kaufmann Aug. Zill begründeten Armenhause ist anfangs ein Waisenhaus verbunden gewesen, fand aber nicht hinreichende Unterstützung. Vor 4—5 Jahren kam für die Armen eine segensreiche Speiseanstalt zu Stande, welche in harten Wintern noch fortbesteht. Einen besonderen Reichthum hat der Ort an trefflichem Wasser, das jedoch mit vielen Kosten herbeigeführt wird.

Die Weberei, als das bei weitem wichtigste Gewerbe des Ortes, geht hier mehr auf Baumwolle als auf Wolle, und hierauf wie auf die Strumpfwirkerei und Weberei der umliegenden Orte beruht Hohensteins ausgezeichneter Fabrikhandel, welchen 1827 16 Handlungen betrieben. Unter diesen sind die landgrafischen, schmidtischen und hagenschen Baumwollen-Waaren-Geschäfte, so wie die Garn-

handlung von Weber sehr bekannt. Insbesondere aber gehört das Haus Oelsner und Rahlenbeck zu den ersten, und dessen Chef Rahlenbeck ist nicht nur als Stifter und Director des chemnitzer Industrie-Vereins, sondern auch als Mitglied der 2. Kammer der Ständeversammlung rühmlich bekannt. — Man verfertigt und verhandelt hier allerlei Westen- und gemischte Zeuge, Piqués, Bettdecken, Strümpfe, Kattun, allerlei bunte Waaren nebst Band u. s. f. Uebrigens gibt es auch 3 Bleichen, 1 kleine Druckerei, 1 Lederfabrik, 1 Apotheke, mehrere Garn-, Wein-, i. J. 1827 5 Schnitt- und 9 Materialhändler, unter Letzteren mehre Grossisten. 1831 zählte der Handelsstand, 7 Grosso-, 7 Material- und Wein-, 12 Garn-, Tuch- und Schnittwaaren-, so wie noch 3 Handlungen und 29 Krämer. — Der Webermeister zählte man schon 1816 über 430, und 1831 waren 589 Stühle für baumwollene, wollene, halbseidene und halbleinene Waare im Gange mit 484 Meistern und 290 Gesellen. Die Strumpfwirkerinnung begriff früher auch die Gegend um Glauchau, 1830 aber nur 54 Meister mit 78 gangbaren Stühlen in sich, deren Zahl jedoch merklich zugenommen hat. 1831 gab es unter Anderem 1 Färberei, 3 Formenstecher, 3 Verfertiger von Strumpfwirkernadeln, 3 Appreteurs, 2 Tuchmacher, 3 Posamentirer, 4 Gerber, 1 Conditor (jetzt 2), 8 Nadler, 10 Tischler, 1 Mechanikus, gegenwärtig eine Menge. Der zwar nicht unbedeutende Feldbau ist wegen der steinigen, bergigen Flur nicht ergiebig und liefert daher nicht den nöthigen Bedarf. In einigen Gärten ist überaus üppiger Graswuchs, und es wird darin oft 3 und 4 mal, auch bisweilen noch öfter gemähet. Zu den Nahrungszweigen gehört auch der an den montägigen Wochenmärkten sehr bedeutende Schweinehandel, (jetzt vielleicht der stärkste in weiter Umgegend) Fuhrwesen, Waldarbeit, Beerensammeln u. s. w. Auch die wöchentlichen Korn-, Gemüse- und Garnmärkte sind sehr belebt. Dazu kommen noch 3 Jahr- und 2 Viehmärkte, welche durch die umliegenden großen Dorfschaften gar sehr besucht sind. Auch der Bergbau war sonst stark und das Rathhaus der Sitz des kurfürstlich und schönburgischen Communbergamtes, welches man jedoch schon zeitig mit dem scheibenbergischen (folglich auch 1787 mit dem annabergischen) vereinigte. Gleichwohl wird in amtlicher Sprache noch immer das Bergamt fortgeführt. Neuerdings wird der Bergbau wieder ziemlich schwunghaft betrieben, und bei zweckmäßigen, kraftvollen Angriffen möchten sich die günstigsten Erfolge erwarten lassen. Man fand ehedem auch Gold, theils selbstständig, theils im Kupferkiese; in den 90er Jahren und bis mit 1803 brachte man 5¼ Mark Gold und 107 Mark Silber aus; ja vor mehr als 100 Jahren prägte man sogar Dukaten aus hiesigem Golde, deren jeder aber 27 Thaler Unkosten gemacht haben soll; nach älteren Kirchrechnungen dagegen wird der Kirchenkure auf der Goldzeche so gedacht, daß man auf bedeutende Ausbeute schließen muß. Der 30jährige Krieg zerstörte den Bergbau gänzlich, der 7jährige zum Theil, und seitdem baute man meist nur auf Kupfer, Arsenik und Schwefelkiese nebst etwas Spießglanz; 1770 waren 6 Zechen im Betriebe und 1804 fuhren im gesammten Reviere (welches noch den lößnitzer Grund und überhaupt das Receßgebiet begreift), 50 Mann an. Damals war auch noch die uralte Silberhütte im Betriebe, in welche man später eine Ziegelei verlegte. Bei derselben sieht man noch die halb verfallenen Gebäude der früher sehr bedeutend gewesenen Gifthütte. Von jeher war der Lampertus die wichtigste Zeche, und gab 1584 bis 1590 43,000 Thlr. Ausbeute; jetzt ist er mit dem Willen Gottes und der Anna vereinigt. — Der dünnblättrige, horizontal gelagerte Glimmerschiefer enthält viel Thon (selbst in kleinen Lagern) und wird zu Platten gebrochen. Im hohensteiner Walde lagert, bis nach Kuhschnappel, Thierschheim und Grumbach hin, ein spröder und zum Theil schöngefärbter Serpentin mit Speckstein und Nephrit, Schillerspath, Pyropen, verhärteten und gemeinen Talk, Amianth und Asbest, Magneteisenstein ꝛc. Im Südosten dagegen findet sich ein achatreicher Porphyr mit grünlich schwarzem, splittrigem Hornstein, Jaspis, Chalcedon und Carneol, Achatjaspis, Amethist u. s. w. Nächstdem gibt es viel Holzstein, zum Theil von sehr dicken Stämmen; im Walde Spuren des einst lebhaften Eisenbaues, der auch noch neuerlich Thoneisenstein gewährte, ferner Eisenkiesel, Bronzit und in der Goldgrube eine gelblichweiße, talkähnliche Gänge bildende Erde. Die Versuche, ein Steinkohlenlager zu entdecken, nachdem man schon 1700 auf Nester gekommen war, sind in neuerer Zeit nicht ganz fruchtlos geblieben. Hohenstein ist Geburtsort des Erfinders des Fortepiano, Schröter (geb. 1690), welcher das erste noch als Kreuzschüler zu Dresden im 17. Jahre bauete; des guten Komponisten Ebhardt, Hoforganisten zu Schleiz und Schülers des 1811 verstorbenen, um die Kirchenmusik hochverdienten Kantors Tag allhier, des berühmten Hofraths und Professors von Schubert zu München, einst Lehrer des jetzigen Königs von Griechenland; Ernstthal, des berühmten Polyhistors, Staatskundigen und Historikers, Hofraths und Professors Pölitz in Leipzig († 1838).

Noch ist das 20 Minuten nordwestlich von der Stadt gelegene, vom ehemaligen Apotheker Beckert in Hohenstein 1830 eröffnete Mineral- und Dampfbad mit schönen Gebäuden und Gartenanlagen zu erwähnen. Die Lage desselben ist für den Naturfreund und Mineralogen gleich interessant und für alle Bedürfnisse und Annehmlichkeiten der Badegäste trefflich gesorgt, wird aber dessenungeachtet nicht so zahlreich besucht, daß der Besitzer für die großen Opfer, welche er dieser wohlthätigen Anstalt gebracht hat, hinreichend entschädigt würde. Ueber die Bestandtheile des Mineralwassers, über die Einrichtung der Bäder und der ganzen Badeanstalt, so wie über das gesellschaftliche Leben daselbst belehrt eine kleine 1834 erschienene Schrift: Die Mineralquelle und die Badeanstalt bei Hohenstein, historisch-topographisch, physikalisch-chemisch und medicinisch-praktisch beleuchtet (nebst einer lithographischen Ansicht). G.

Hierzu als Beilagen:

1) Frohburg. 2) Partie aus dem Bielgrunde. 3) Hohenstein.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 5. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Friedrich August der Gerechte,

König von Sachsen.

(Beschluß.)

Den schönsten Beweis seiner Achtung für die Rechte Anderer gab Friedrich August selbst, indem er dem geheimen Finanz-Collegio im Jahre 1787 die Instruktion ertheilte: „bei jedem Gegenstande vor allen Dingen darauf, was bei selbigem Recht und Billigkeit und der Wohlstand der Unterthanen „erfordert, sodann aber erst auf die davon zu ziehenden Nutzungen und Einkünfte das Absehen zu richten; insonderheit aber Niemanden ohne genugsamen „rechtlichen Grund und vorgängiges gnügliches Gehör seines Besitzes entsetzen, oder „darin stören zu lassen, auch wenn aus „der Fortsetzung eines Verfahrens ein „unwiederbringlicher Nachtheil zu besorgen wäre, so lange, bis der dagegen entstandene rechtliche Widerspruch erörtert „worden, anzustehen." Auch wurden, in Folge der neuen Kriminalgesetzgebung, unter seiner Regierung zwei neue Zucht- und Arbeitshäuser, zu Torgau in dem Schlosse Hartenfels und zu Zwickau im Schlosse Osterstein, jenes 1772, dieses 1775, und im Jahre 1803 zu Kolditz ein für 200 Personen eingerichtetes Arbeitshaus angelegt.

Für den Flor der Wissenschaften und Künste that Friedrich August viel, und es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß seit den Zeiten Augusts I. und Moritzens, unter keinem Regenten Sachsens so viele neue Anstalten gegründet, bestehende erweitert und besser ausgestattet worden sind, als unter ihm. Schon am 9. Septbr. 1780 befahl Friedrich August dem geheimen Consilium, ihm, zu Erreichung seiner Absicht, für die Aufnahme der beiden Landesuniversitäten, jährlich Verzeichnisse der Professoren und aller Lehrer an denselben einzureichen und dabei diejenigen unter ihnen, welche sich auszeichneten und Unterstützung bedürften, namhaft zu machen. Die Besoldungen der Lehrer wurden erhöhet; im Jahre 1784 auf der Hochschule zu Leipzig bei dem anatomischen Theater die Stelle eines Prosektors gestiftet; die anatomische Sammlung im Jahre 1785 auf landesherrliche Kosten, durch Ankauf der Präparate des verstorbenen Prosektors Werner vermehrt; die Sternwarte, wozu der Kurfürst den Thurm der Pleißenburg schenkte und mit einem Aufwande von 10,919 Thlr. ausbaute, 1786 bis 1790 errichtet, auch mit den erforderlichen Instrumenten versehen und 1800 die Summe von 3466 Thlr. zur Erbauung der Wohnung des Observators und seiner beiden Gehilfen, ingleichen 2000 Thaler zur Anschaffung der noch fehlenden Instrumente und Bücher bewilligt. Zum Bau des Paulinums 1799 erhielt die Universität Leipzig nach einem Versprechen Johann Georgs I. 10,000 Thlr. übereignet; und in eben diesem Jahre kam das früher oft beantragte klinische Institut; 1804 ein chemisches Laboratorium und 1810 eine Hebammenanstalt zu Stande. Auch die Universität Wittenberg hatte sich der Freigebigkeit Friedrich Augusts zu erfreuen. Durch Veräußerung des ihr von ihm geschenkten Lehnsritterguts Roitzsch gewann sie im Jahre 1787 eine Kaufsumme von 10,000 Thalern, welche als Kapital zu dem Stiftungsfiscus geschlagen wurde und deren Zinsen man als Besoldungszulage der ordentlichen Professoren verwendete. Auch trug der Kurfürst sowohl zur Wiederherstellung der im siebenjährigen Kriege eingeäscherten Schloß- und Universitätskirche, als auch zum Neubau im Vordergebäude des Augusteums ansehnliche Summen bei, und bereicherte die wissenschaftlichen Sammlungen der Akademie durch den Ankauf des von dem Botaniker M. Schkuhr hinterlassenen Herbariums, und einer Abtheilung des naturgeschichtlichen Kabinets des Professors Dr. Langguth. Wie großmüthig Friedrich August beide Universitäten bei ihren Säkularfesten 1802 und 1809 unterstützte, ist bekannt. Die großartigste Schenkung dieses Regenten aber war die am 18. September 1811 geschehene Ueberlassung der ihm durch den wiener Frieden 1809 angefallenen Güter des deutschen Ordens in Thüringen, der Komthurhöfe Zwätzen, Lehsten, Liebstädt, Nägelstädt und Griefstädt, an die beiden Universitäten und die drei Landschulen „zu einem wahren, unwiderruflichen „Eigenthume auf immerwährende Zeiten," deren, nach Abzug aller Ausgaben, in 15,735 Thalern 18 Groschen bestehender Ertrag, theils zum Besten dieser Lehranstalten, theils zu Stipendien für unbemittelte Studirende verwendet werden sollte. Wie die Universitäten und die drei Fürstenschulen, welche letztere wesentliche Verbesserungen erhielten, war auch die Bergakademie zu Freiberg, an welcher mehre neue Lehrstühle begründet, die Besoldungen der Lehrer erhöhet und die Mittel des Unterrichts, durch zeitgemäße Ausstattung der Apparate und Erbauung eines eigenen Laboratoriums, vermehrt wurden, ein Gegenstand der landesväterlichen Sorgfalt Friedrich Augusts, und es ist unläugbar, daß diese Akademie unter seiner Regierung eine Berühmtheit erlangte, deren keine andre sich erfreuen kann. Auch das Schul- und Erziehungswesen in Sachsen machte unter diesem Fürsten die glücklichsten Fortschritte. So wurde im Jahre 1788 das Schullehrer-Seminarium in Friedrichsstadt-Dresden, und im Jahre 1794 ein ähnliches zu Weißenfels eröffnet; die Privatseminarien zu Freiberg und Plauen aber wurden zu öffentlichen Anstalten erhoben und den

Schulen in kleinen Städten und auf dem Lande durch bessere Besoldung der Lehrer und zweckmäßige gesetzliche Verfügungen in Betreff des Schulbesuchs aufgeholfen. Das Erzgebirge hat dem Könige die Errichtung der niedern Bergschulen; das ganze Land aber die im Jahre 1816 geschehene Gründung der medizinisch-chirurgischen Akademie zu Dresden, welcher das ehemals herzoglich-kurländische Palais eingeräumt wurde, der Thierarzneischule daselbst und der Forstakademie zu Tharand zu verdanken. Auch die Institute für Blinde und Taubstumme wurden von ihm kräftig unterstützt und die Heilung für Gemüthskranke auf dem Schlosse Sonnenstein 1811, ingleichen das Soldatenknaben-Institut zu Struppen 1822 angelegt. Die prachtvolle Aufstellung der königlichen öffentlichen Bibliothek im japanischen Palais zu Dresden, welche am 8. Febr. 1786 begann und am 8. April dieses Jahres vollendet wurde, ist ein sprechender Beweis, wie sehr Friedrich August, selbst der gelehrteste Fürst seiner Zeit, die Wissenschaften ehrte; und wie hoch er die Künste schätzte, zeigt, unter Anderem, die Aufstellung und Vermehrung der Galerie der Antiken in eben diesem Palais, und der Ankauf der mengsschen Gypsabgüsse im Jahre 1792, denen im Erdgeschoß des Galeriegebäudes zu Dresden ein würdiges Lokal angewiesen wurde. Am meisten aber fühlte sich der König von der Tonkunst angezogen, in der er nicht bloß Dilettant, sondern gründlicher Kenner war, wie er denn selbst ernste Tonstücke komponirte.

Nicht weniger war die Regierung Friedrich Augusts dem Bergbau, Handel und Gewerbe und der Oekonomie förderlich. Die Gränzen dieser Blätter gestatten uns auch hier nur kurze Andeutungen. Auf den praktischen Bergbau verwendete der König bedeutende Kosten. Ihn zu erleichtern, wurden Kanäle gegraben, Maschinen gebaut und weder Aufwand, noch Mühe gescheut, verfallene Werke wieder in Gang zu bringen. Ein solches großartiges Unternehmen ist besonders das berühmte Amalgamirwerk bei Freiberg, welches im Jahre 1787 gegründet und 1791 vollendet, nach einem Brande 1794 schöner wieder hergestellt wurde. Auch den mit dem Bergbau verwandten, jetzt nicht mehr zu Sachsen gehörigen, Salzwerken, widmete Friedrich August seine Aufmerksamkeit, und gab zu ihren Bauten im Jahre 1787 die beträchtliche Summe von 21,540 Thalern her. Den Handel, welcher vor der Regierung des Königs nicht allein durch den siebenjährigen Krieg, sondern auch durch die von dem Administrator im Jahre 1767 auf ausländische Waaren gelegten Imposten sehr gelitten hatte, begünstigte er am meisten dadurch, daß er ihn frei gab; dem schlechten Zustand der Landstraßen, der früher ganz unbeachtet geblieben war, nach und nach durch Anlegung von Chausseen abhalf, die Verbindung verschiedener Flüsse des Landes durch Kanäle und Schiffbarmachung derselben anordnete und beginnen ließ und das Postwesen verbesserte. Das Fabrikwesen wurde durch Prämien, Vorschüsse, Anlegung von Spinnmaschinen und Anstellung von Zeichnern, so wie die Oekonomie durch Aufmunterung, wüste Gegenden urbar zu machen, die Stallfütterung und den Kleebau einzuführen, ingleichen die Obstkultur zu pflegen, befördert. Die Viehzucht, namentlich die der Schafe, gewann theils durch den unbeschränkten Wollhandel, theils dadurch, daß der König die schon 1765 eingeführten 200 Stück spanischer Stäre 1768 vermehrte und Schäfereien errichtete, von wo aus solche veredelte Schafe um billige Preise abgelassen wurden.

So wirkte Friedrich August beinahe 59 Jahre lang zum Segen seines Volkes und Landes! Ehrwürdig als Regent, war er es nicht weniger als Mensch. Inniges Wohlwollen gegen seine Unterthanen und gegen Jedermann, ungeheuchelte Frömmigkeit und herzliche Liebe für die Seinen, waren die Grundzüge seines Charakters. Daher übte er oft und gern da, wo er strafen konnte, das schöne Vorrecht der Begnadigung; daher zeigte er sich in den Jahren der Theuerung 1772, 1804 und 1805 und bei den furchtbaren Ueberschwemmungen 1784, 1799 und 1804 durch Unterstützung der Armen und Verunglückten und Anlegung von Magazinen, als den Retter und Vater vieler Tausende, und bethätigte den von ihm selbst dabei ausgesprochenen Grundsatz: „ich will lieber, daß zehn minder „Bedürftige der Hilfe theilhaftig werden, „als daß ein Nothleidender derselben ent„behre!“ daher begann er jeden neuen Tag mit Gebet und nahm pünktlich und andächtig Theil an der öffentlichen Gottesverehrung; daher widmete er den größten Theil seiner Zeit den Pflichten seines hohen Berufs und fand in den Wissenschaften, vorzugsweise in der Beschäftigung mit der Pflanzenkunde, und im Kreise der erlauchten Glieder seines Hauses, Erholung und Aufheiterung.

Durch ein Alter von bald 77 Jahren und durch eine auf lange Erfahrung gegründete Weisheit, war er der Gegenstand der Verehrung und Liebe seiner Familie und seines Volkes geworden, und seine geregelte Lebensweise, verbunden mit einer kräftigen Natur, rechtfertigte die Hoffnung, ihn noch lange zu besitzen, als der 5. Mai des Jahres 1827, eben der Tag, an welchem dreihundert Jahre zuvor Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, starb, sein vielbewegtes Leben, nach kurzer Krankheit, endigte. Mit Recht rief schon der selige Reinhard an heiliger Stätte am Neujahrstage 1798 aus, und wir rufen es ihm mit freudiger Rührung nach: „Wer soll nicht mit Ehrfurcht, Liebe, Zärtlichkeit und Treue an den Vater des Vaterlandes denken, dem es so wichtig ist, an der Spitze eines christlichen Volkes zu stehen, der die Gewalt des Herrschers durch die Liebe des Christen mildert und den Glanz des Thrones durch seine Tugend erhöhet?!“ So lebt sein Andenken in den Herzen seines Volkes und wird fortleben, so lange der ehrwürdige Name: Sachsen! von der Geschichte genannt wird.

H—dt.

Aue,

ein sogenanntes Bergstädtchen mit 1293 Einwohnern in 136 Häusern, liegt in dem tiefen, sehr milden und fruchtbaren Thalkessel, wo die Mulde sich mit dem Schwarzwasser vereint, und über welche steinerne Brücken führen, an der schneeberg-schwarzenberger und chemnitz-lößnitzer Straße, im zwickauer Kreisdirectionsbezirk und Kreisamte Schwarzenberg, welches letztere auch die Ober- und Erb-Gerichtsbar-



Johann Gottlieb Fichte.

keit über diesen Ort, mit geringer Ausnahme, ausübt, während für die Verwaltung des städtischen Vermögens ein besonderer Verwaltungsrath besteht. Der Ort hat nur kleine Gassen, im Einzelnen hübsche Häuser, eine kleine, mit Schiefer gedeckte Kirche, und auf einem Marktplätzchen ein mit Thurm versehenes Rathhaus, welchem zugleich die Gastgerechtigkeit zusteht. In der unmittelbaren Nähe des Städtchens liegt das Rittergut Zella mit Klösterlein und das pfannenstieler Blaufarbenwerk, so wie das ehemalige Eisenhüttenwerk Auerhammer, wo die Mulde einige Wasserfälle bildet und sich die mit den Brünnlasbergen in Verbindung stehende Felsenmasse des hohen Holzes erhebt. An dieser läuft, hoch über der Mulde, der Flößgraben dem minder hohen Klosterberge entgegen. Ungleich höher ist der weit hin ragende Heidelberg, wie der durch den Lumbach getrennte, meist der Stadt Zwickau zugehörige Burkertswald.

Was die Erwerbszweige des Ortes betrifft, so nährt sich der weibliche Theil der Einwohner hauptsächlich von Klöppeln, Ausnähen und Sticken, der männliche von Bergbau, Wald- und Flößarbeit, Fuhrwesen, ꝛc. Außerdem treiben die Bewohner auch Feldbau und Viehzucht; auch hält der Ort 2 Jahrmärkte. Durch den lebendigen Straßenverkehr auf den von Schwarzenberg und Lößnitz kommenden und hier zusammentreffenden Chausseen erhält sich auch die neue Brauerei als Nahrungsquelle im Aufschwunge. Zu diesem lebhaften Verkehr hat aber auch wesentlich die seit einigen Jahren erbaute holbergsche Bleich- und Appreturanstalt beigetragen, welche einen noch größern Aufschwung durch die bald darauf errichtete großartige Maschinenweberei zu Auerhammer mit mehreren hundert Maschinenstühlen nahm, an deren Spitze gegenwärtig die HH. Oppe, Schmidt, Dr. Geitner und Stargardt als Directoren stehen. Eben so trägt auch die laukensche Spinnfabrik hierzu viel bei. — Der Ort hat einige Mühlen und vorzügliche Steinbrüche. Sehenswerth ist die Oberstube im dasigen Gasthofe, die sogenannte Tausendguldenstube, welche an den Wänden und Gewänden mit schöner nürnberger Holzschnitzerei verziert ist, wo ehedem die Bergamtssitzungen gehalten worden sind, und welche später als kurfürstliches Jagdabsteigequartier gedient haben soll. Nahe bei der Stadt wird auch die berühmte Porzellanerde, welche die schöne Masse liefert, auf welcher die Güte des meißner Porzellans beruht, gefunden. Sie wird im weißen Andreas bergmännisch gewonnen, gereinigt und in Fässern an die meißner Porzellanfabrik gesendet. Die Grube gehört Gewerken und liefert jährlich gegen 1200 Zentner zu 2½ Thlr. Die meisten Kure bauet der Staat. Sie besitzt eigene Poch-, Wäsch- und Schlemmwerke, welche im Busche versteckt am Abhange des Heidelberges liegen, und steht unter der Aufsicht und Leitung des Bergamtes Schneeberg. Veit Hans Schnorr entdeckte dieses damals sogenannte weiße Zeug, als er eine Strecke in der Eisenzeche rother Andreas bauen ließ, und muthete daher im Jahre 1700 die neue Zeche weißer Andreas. Anfangs benutzte man die Erde nur als Thon, und der damalige Besitzer jener Gegend, ein Herr von Rechenberg, ließ seine Perücken damit pudern. Erst als Böttger 1709 das Porzellan aus rother Erde von Okrylla erfunden hatte, erkannte man ihren Werth, und die Regierung verbot hierauf jeden andern Porzellanerdebau, so wie 1740 die Ausfuhr derselben, erst bei hoher Geldbuße, endlich gar bei Strafe des Stranges. Dieselbe Erde findet sich auch bei Zwönitz und Elterlein, bei Gefell im Voigtlande und bei Zehren unweit Meißen.

(Beschluß folgt.)

Johann Gottlieb Fichte.

Die Ideen und Ideale der Vernunft und sittlichen Begeisterung in das wirkliche Leben einzuführen, dieß machten immer die edelsten Charaktere des Menschengeschlechts zur höchsten Aufgabe ihres Denkens und Strebens. Daß aber das Leben und die Wirklichkeit nicht nur den unüberwindlichsten Widerstand stumpfsinniger Gleichgiltigkeit oder zerstörender Selbstsucht entgegenstellt, sondern auch in eigener Niedrigkeit und Unfähigkeit für Hohes und Edles die Reinheit und Hoheit der Absichten selbst mit neidischer Verkennung oder schadenfroher Verläumdung antastet und zu beflecken sucht, diese sich in der Welt- und Völkergeschichte ebenso, wie in den Schicksalen einzelner berühmter Menschen aufdrängende Erfahrung ist das traurige Resultat aller Welt- und Menschenkenntniß. Aber hier offenbart sich zugleich die wahre Seelengröße und Charaktererhabenheit, die durch diese Erfahrung nicht getrübt und ermüdet, mit Freudigkeit und warmen Eifer fortfährt, für das Wohl und die höheren Zwecke der Menschheit zu wirken und zu sorgen. — Diese Gedanken und Betrachtungen treten uns lebhaft vor die Seele, wenn wir mit Aufmerksamkeit bei dem bewegten und wechselvollen Leben des berühmten Philosophen Johann Gottlieb Fichte verweilen. Der kernhafte Geist und der ächtdeutsche Charakter dieses Mannes ist des ruhmvollsten Andenkens und der allgemeinsten Hochachtung würdig. Durch dieses Andenken und diese Hochachtung möge ihm Saxonia, sein nächstes und eigentliches Vaterland, die Schuld des Dankes und der Anerkennung abtragen, die ihm während seines Lebens versagt wurden, und deren Entbehrung seinem Herzen so wehe that. —

Fichte wurde geboren den 19. Mai 1762 in Rammenau, einem schönen und anmuthigen, durch einfach altväterliche Sitte und Gottesfürchtigkeit glücklichem Dorfe der sächsischen Oberlausitz. Fichtes Vater, ein Bandmacher und Krämer, war ein Mann von starkem Willen und festem Wort; seine Mutter, welcher er an Gestalt, Geist und Charakter vorzüglich ähnlich war, eine kluge, verständige Frau, die in That und Rede schnell das Rechte traf und im Bewußtsein dieses Vorzugs sich in der Wahl ihrer Absichten und Maßregeln nicht gern von Anderen leiten oder stören ließ. Fichte besaß noch mehrere Geschwister, die ihm aber an Wißbegierde und Talent nicht gleich kamen. In dieser stillen, wegen ihrer Rechtlichkeit und ihres Biedersinnes allgemein geachteten Familie herrschte die klarste und innigste Frömmigkeit. Unser Fichte mußte viel fromme Lieder und Sprüche lernen, regelmäßig den Morgen- und Abendsegen und fleißig in der Bibel und im Katechismus lesen. Das Lesen hatte ihn sein Vater selbst in den Abendstunden gelehrt, nachdem

die Arbeit in der Werkstätte und im Garten beendigt war; auch erzählte er seinem Sohne gern und oft von seinen Wanderungen im Sachsenlande und besonders auch von den schönen Ufern und Fluren im Lande der Saale. Außer diesen Erzählungen machte auf unsern Fichte in seiner Kindheit die Geschichte vom gehörnten Siegfried einen tiefen und bleibenden Eindruck. Schon als Knabe legte Fichte hier die Probe von der Charakterfestigkeit und Selbstverläugnung ab, welche seinem Leben im Mannesalter die kräftigste Haltung und edelste Würde verlieh, aber auch die schwersten Opfer und härtesten Kämpfe verursachte. Weil nämlich jenes Buch ihn seines Reizes und Interesses wegen vom Erlernen nützlicher Dinge ganz abzog, so warf er es mit schwerer Selbstüberwindung und unter heißen Thränen in den Bach, und ertrug geduldig die harte Strafe wegen des Verlustes; denn er verschwieg seinem Vater die eigentliche Ursache und Veranlassung.

Wie sehr oft Kinder, in denen starke Keime zu etwas Großem liegen, still sind, gern für sich bleiben und an Allem, was in ihrer Nähe vorgeht, nur wenig Antheil nehmen; so auch Fichte. Von den Spielen der übrigen Kinder und seiner Geschwister hielt er sich fern; er ging oft allein hinaus auf's Feld, um sich in einsamer Ruhe stundenlang an dem freien Blicke in die weite Ferne zu ergötzen. Im Mannesalter noch erinnerte sich Fichte mit vieler Lebhaftigkeit und Freude dieses innersten Seelengenusses, der für die Entwickelung und Erweiterung seines Geistes, wie für die Nährung und Stärkung seines Gemüthes, gewiß von großem Einfluß war. Das stille Weilen und sinnige Träumen in der Natur, auf Bergen und Höhen, in Gärten und auf Fluren, war schon oft bei Knaben ein Zeichen und Weckungsmittel tiefschlummernder Seelenkräfte.

Des Knaben Fleiß und Fassungskraft erregten die Aufmerksamkeit des Ortspfarrers Diendorf, der ihn sehr lieb gewann, sich oft mit ihm beschäftigte und dabei an ihm immer mehr Talente entdeckte, so daß er den Wunsch hegte, ihn einer höheren wissenschaftlichen Bestimmung und Ausbildung zuzuführen. Durch diesen edlen und frommen Mann ward Fichte im achten oder neunten Lebensjahre dem Herrn von Miltitz empfohlen, der ihm anfangs in seiner eigenen Familie auf dem Schlosse Siebeneichen, und dann bei dem Pfarrer des Dorfes Niederau in der Nähe von Meißen, eine zweckmäßige Erziehung geben ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grabmal des königl. sächs. Oberberghauptmanns Freiherrn von Herder.

Es war ein eben so origineller, als die Liebe zu seinem Beruf beurkundender Gedanke, daß der verstorbene Oberberghauptmann von Herder die Berghalde der ungangbaren Grube „Drei Könige" bei Freiberg zur Ruhestätte sich erkor.

Wie dieses, einem Hünengrabe gleich, sich erhebende, fern vom Getreibe der Stadt, von keiner beengenden Mauer umschlossene, zwischen schattigen Bäumen und grünenden Feldern auf freier Bergeshöhe liegende Grabmal durch die Liebe und Dankbarkeit der Bergleute künstlerisch geschmückt und ausgestattet ward, zeigt uns die Abbildung auf beiliegendem Blatte, zu deren Erläuterung wir folgendes hinzufügen.

Das an die Halde, in deren Mitte die Ueberreste des Geschiedenen ruhen, nachdem man sie bedeutend erhöhet und mit felsartigen Partien eingefaßt hat, angebaute Denkmal besteht in einer, von zwei Pfeilern eingefaßten Wand und ist im sogenannten gothischen Styl ausgeführt. Oben, wo sich das Mauerwerk, im einfachen Spitzbogenstyl, mit der Oberfläche der Halde durch eine Plateforme verbindet, zieht sich eine Brüstung mit Zinnen hin. Die auf beiden Seiten der Pfeiler hervortretenden Hautrelief-Brustbilder stellen einen Bergmann und einen Hüttenmann in alterthümlicher Tracht vor: jener einen Schild mit Schlägel und Eisen, dieser einen dergleichen mit Furkel, Krücke und Stecheisen als Embleme des Berg- und Hüttenwesens haltend.

Zwischen beiden steht, am Fries der Mauerbekrönung, in bronzenen Lettern:

Hier ruht der Knappen treuster Freund.

In die Nische ist eine Bronzetafel mit Basreliefs eingesetzt, auf welcher unter einem Sternenkranz, das Wappen, von einem Berg- und Hüttenmann gehalten, der Name, der Geburts- und Sterbetag des Verewigten steht, dabei der Bergmannsgruß: „Glück auf!" gleichsam dem alten Knappenfürsten ein

Glück auf denn himmelwärts!

nachrufend, während dahinter ein reiches, gothisches Frucht- und Blätterwerk als Glorie angebracht ist, und weiter unten der Genius der Geschichte sein Leben und Wirken aufzeichnet, mit einem Blätterwerke, wie die ganze Platte mit einer Blättergirlande eingefaßt.

Links vom Monument führt eine Felsentreppe auf die Kuppe der Halde und die mit derselben zusammenhängende Terrasse, wo sich die anziehendste Aussicht auf die Stadt und Umgegend darbietet, und wo ein Stein mit eingehauenem Kreuz den Punkt bezeichnen wird, unter welchem senkrecht der Verstorbene ruht. — Die nächsten Umgebungen des Denkmals bilden eine gartenähnliche Anlage auf einem Flächenraume von beinahe 3 Scheffeln Land; im Hintergrunde steht ein Wächterhäuschen für einen Bergmann und seine Familie.

Entwurf und Ausführung dieses schönen Bergmanns-Mausoleums ist vom Hrn. Oberbergamts-Architekten E. Heuchler in Freiberg, einem Schüler Weinbrenners, dem auch die Verlagshandlung der Saxonia die Originalzeichnung zu der hier beiliegenden Abbildung verdankt. v. O.

Hierzu als Beilagen:

1) Aue. 2) Johann Gottlieb Fichte. 3) Herders Ruhestätte.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Nach der Natur gez. v. F. Heuschke. Lith. von C. W. Arldt

Herders Ruhestätte.



Gezeichnet und lith. von C.W. Arldt

Reinhardsbrunn.

B 1

Saxonia.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 6. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Reinhardsbrunn,

jetzt ein herzogliches Lustschloß im Fürstenthume Gotha und Amte gleiches Namens, unweit der Stadt Waltershausen und Schnepfenthal, einst eine reiche Benediktiner-Abtei, vom Grafen Ludwig dem Saliер 1085 gestiftet, der zuletzt selbst hier Mönch war und sich mit seiner Gemahlinn Adelheid begraben ließ, in einer einsamen, düstern Gegend gelegen und rings von hohen Bergen umgeben, deren dunkle Waldungen man in neuerer Zeit zu anmuthigen Anlagen eines englischen Gartens benutzt hat.

Ludwig und Adelheid fühlten sich beide, im vorgerückten Alter, von ihrem Gewissen beunruhigt, und glaubten dann ihre frühern Vergehungen, nach der allgemeinen Ansicht ihres Zeitalters, durch fromme Stiftungen und Klosterleben abbüßen und den Himmel verdienen zu können. Einst ließ Adelheid am Charfreitage die Mittagstafel, statt mit den vorgeschriebenen Fastenspeisen, ganz mit Wildpret und andern Fleischgerichten besetzen. Ludwig war darüber nicht wenig verwundert und fragte sogleich nach der Ursache, warum sie einen so heiligen Tag durch den Genuß von Fleischspeisen entweihen wollten. „Um uns unserer vielen und großen Sünden desto lebhafter zu erinnern," war ihre Antwort. Da ergriff Ludwigen tiefe Reue, und er beschloß, auf den Rath des Papstes, für sich ein Mönchs-, für Adelheid ein Nonnenkloster zu stiften. Nur über die Wahl des Ortes für sein Kloster war er unschlüssig, als ihm auf dem Wege von der Schauenburg nach der Wartburg ein Mann, Namens Reinhard, zufällig begegnete und ihm im Gespräche erzählte, daß er alle Nächte nicht weit von seiner Wohnung zwei Lichter flimmern sehe, welche unstreitig sogenannte Irrwische waren. Diesen Ort bestimmte nun Ludwig zum Kloster, weil er ihm vom Himmel selbst angewiesen zu sein schien. Der Klosterbau ward hierauf begonnen und bis 1096 ganz vollendet. Zu Schutzheiligen wählten die Mönche des neuen Klosters die Jungfrau Maria und den Evangelisten Johannes. Ludwig leistete für sich und seine Kinder Verzicht auf alles Eigenthumsrecht an das Kloster, und behielt sich nur als Stifter die Schutzgerechtigkeit über dasselbe vor.

Schon 1291 brannte das Koster ab, und gerieth dadurch, wie durch andre Unfälle, in große Noth, bis Landgraf Friedrich III. (1349—1381) es wieder mit neuen Gütern und Erbzinsen beschenkte. Die Aebte, deren Anzahl sich, bis zum Ende der Abtei 1525, auf 28 belief, standen in großem Ansehn und unmittelbar unter dem Papste, welcher dem 5. Abte Herrmann sogar erlaubte, die Insignien eines Bischofs, die Mitra und Insul, zu tragen. Wie so vielen andern Klöstern, brachte der Bauernkrieg auch diesem den Untergang. Die Rotten, welche sich 1525 bei Waltershausen versammelt hatten, theilten sich hierauf, indem eine in das Weimarische zog, während die andre, 800 Mann stark, gegen Reinhardsbrunn anstürmte, und in ihrer tollen Wuth Altäre, Denkmäler, Gemälde, die Orgel, die Glocken und die reiche Bibliothek mit den seltensten Handschriften zerstörte. Die vertriebenen Mönche baten zwar, nachdem der Sturm der Bauernunruhen vorüber war, den Herzog Johann von Gotha um die Zurückgabe des Klosters; allein dieser verweigerte sie ihnen, indem er sie eines zügellosen Lebens beschuldigte; er gab den alterschwachen Mönchen lebenslängliche Jahrgehalte und ließ die jungen sich mit einer Abfindungssumme ihr Fortkommen suchen.

Nach dieser Zeit ward das Kloster zu einem Schlosse umgestaltet, wo sich die Herzoge, der Jagd oder ländlichen Ruhe wegen, häufig aufhielten. Im Jahre 1661 wurde das Amthaus mit der Kapelle, so wie beide jetzt noch stehen, vom Herzog Johann Kasimir erbauet. Die 3 letzten Herzoge von Gotha, und besonders der gegenwärtige Herzog von Koburg-Gotha, welcher Reinhardsbrunn sehr liebgewonnen hat, trugen das Meiste zur Erhaltung und Verschönerung dieses alten, ehrwürdigen Klostergebäudes bei. Der Letztere ließ es ganz im alten Style wiederherstellen. Das Schloß enthält eine Menge Zimmer, welche mit einfach alterthümlichem Geräth versehen sind, während der Saal mit einer großen Anzahl Hirschgeweihen geziert ist. Auch findet sich hier eine Sammlung Hörner von Steinböcken, Rennthieren, Gemsen und Elennthieren, nebst Gemälden, auf welchen viele von sächsischen Fürsten erlegte Hirsche und wilde Schweine abgebildet sind.

Das sogenanne hohe Haus umgiebt eine Gallerie, welche von den Eckthürmen unterstützt wird, und vor demselben hat man sämmtliche Teiche zu einem Wasserspiegel vereinigt. An die Stelle der alten Ringmauer um die verschloßnen Höfe sind schöne Blumenbeete angelegt worden, zu deren ergötzlichem Genuß die vielen Ruheplätze freundlich einladen.

Die kleine Kirche ist ganz einfach, und hat ein Altarblatt, den Traum Jakobs vorstellend, und unten mehre Personen, unter welchen die Herzoginn Dorothea Maria, Gemahlinn des Herzogs Johann, welche eine Zeit lang ihren Wohnsitz hier hatte, mit ihren Kindern abgemalt ist. Kanzel und Altar sind aus thüringischem Marmor gefertigt, und an der Wand befindet sich ein Kreuz aus der ehemaligen Kirche auf dem Altenberge. In den Gewölben, welche von dem Kloster noch übrig sind, entdeckte man 1776 eine kleine Münzstätte. An der Außenseite der Kirche stehen die steinernen Bildnisse folgender Fürsten und Fürstinnen von Thüringen: Ludwig der Salier und seine Gemahlinn Adelheid, Ludwig I., Ludwig II. und seine Gemahlinn Jutta, Ludwig III., Ludwig IV., Hermann II., Friedrich der Gebißne und seine Gemahlinn Elisabeth von Arnshaugk. Nur die beiden Letzteren sind von gleichzei-

tiger Arbeit; die übrigen scheinen erst später und von einer Hand verfertigt worden zu sein. In der fürstlichen Gruft der Kirche, welche auch ganz im altdeutschen Style, würdig des Ganzen, wieder hergestellt werden soll, ruhen noch mehrere Landgrafen und Fürsten Thüringens.

Im Sommer, besonders am Himmelfahrtstage und zu Pfingsten, wird Reinhardsbrunn aus der Nachbarschaft zahlreich besucht. Ein gutes Wirthshaus trägt dazu bei, den Aufenthalt angenehm zu machen, und reinhardsbrunner Bier, Brod und Butter sind von vorzüglicher Güte. M.

Aue,

(Beschluß.)

Der Anfang des Bergbaues ist ungewiß, wie die Gründung des Städtchens, vielleicht in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Vor der Zeit stand unweit das kleine Kloster Zella, wie der Ort auch Owa genannt, dessen kaiserlicher Bestätigungsbrief von Friedrich I. das Jahr 1173 anzeigt. Ein demselben gehöriges Vorwerk soll zum Anbau der Stadt veranlaßt haben. Der Zinnbau begann hier 1661 und ward nach und nach so bedeutend, daß man eine landesherrliche Zinnhütte anlegte, welche nicht mit der längst feiernden kleinen Silberhütte, an welche zuletzt das ganze schneeberger Bergrevier gewiesen war, zu verwechseln ist. Jetzt ist der Zinnbau ziemlich unbedeutend. Die Gemeinde trieb 1823 den auer Hoffnungsstollen, und ein Eigenlöhner Gottes Segen, während der Auerhahn und Rauhs Glück in Frist lagen. — Großen Schaden litt Aue 1573 und 1661 durch Ueberschwemmung; 1607, 1633, wo auch am 4. Aug. die Kaiserlichen die damals wohlhabendere Stadt mit der 1628 erneuerten Kirche einäscherten, und 1814 durch Seuchen. Indessen ist ihre Einwohnerzahl fortwährend im Steigen.

In der Gegend von Aue und Bockau liegen 3 Blaufarbenwerke, welche, nebst den 2 zu Pfannenstiel und Zschopenthal, die einzigen Sachsens und die wichtigsten Deutschlands sind. Das größte, zu Schlema, gehört dem Staate, liefert noch einmal so viel Farbe, als jedes der andern, und heißt deßhalb ein Doppelwerk. Die blaue Farbe oder Schmalte, welche meist nach Holland und England, selbst nach China geht, wird aus Kobalt, mit doppelt so viel Zusatz von Kies oder gepochtem Quarz, bereitet und zum Malen und Färben, besonders des Porzellans, gebraucht. Ihr Vertrieb geschieht nur von Schneeberg aus durch die sogenannte Kommunfaktorie. Das beim Kobaltschmelzen abdämpfende Gift fängt man in schornsteinartigen Hallen auf und benutzt es als Potaschesurrogat wieder zum Schmelzen des Kobalts. Die Erfindung der Schmalte machte wahrscheinlich im 16. Jahrhundert Peter Weidenhammer aus Franken, der sich, wegen des Bergbaues, in Schneeberg niedergelassen hatte, ward aber zwischen 1540 und 60 von dem böhmischen Glasmacher Schürer vervollkommnet. Ehe man den Farbestoff des Kobalts kannte, warf man letztern als unnütz auf die Halden und nannte ihn, weil er das Silberausbringen erschwerte, nur den Silberräuber; wegen seiner giftigen Dämpfe aber den bösen Berggeist Kobel. Man betete in den Kirchen: „Gott möge die Bergleute vor Kobalt und bösen Geistern bewahren.“ — Schon der unvergeßliche Vater August ward auf den Werth desselben aufmerksam; aber erst Georg I. ließ, zu Anfange des 17. Jahrhunderts, zwei Farbenmacher aus Holland kommen und Farbenmühlen anlegen. Anfänglich nannte man jene Farbe „schneeberger blau Wunder.“ Daher rührt unstreitig der bekannte Ausdruck: ein blaues Wunder. Von 1751 bis 1815 gab der Kobalt fast 18 Millionen, in der neuesten Zeit jährlich immer 12 bis 13,000 Zentner oder für 3 bis 400,000 Thaler blaue Farbe nebst mehrern hundert Zentnern Giftmehl. M.

Die Kirche zu Brießnitz bei Dresden.

Eine Stunde unter Dresden an dem linken Elbufer, wo die Berge auf dieser Seite des herrlichen Elbthales wieder an den Strom treten, liegt das Dorf Brießnitz, auch Prießnitz, Bresenice, sorbischen Ursprungs, einst ein heiliger Ort der Sorben, wo sie die Göttinn Priswiza, ihre Ceres, verehrten, nach Unterwerfung derselben im 10. Jahrhundert durch König Heinrich I. eine Burgwart, wozu im 11. Jahrhundert eine Meierei des berühmten meißner Bischofs Benno († 1107) kam, auf deren Stelle noch jetzt der Bischofsthurm steht, zugleich Lieblingsaufenthalt des Bischofs im Sommer, von welchem auch der Fußsteig nach dem Dorfe Chemnitz der Bennoweg heißt, gegenwärtig mit mehrern schönen Landhäusern, darunter das vornehmste, sonst dem Minister Grafen Einsiedel, jetzt dem Kaufmann Lattermann gehörig, mit einem Tempel Neptuns, welcher dicht am Elbufer auf einem Felsen erbauet ist, und mit einer großen und hohen Kirche, deren 3 Thürme von Osten her weit und breit sichtbar sind und mit der malerischen Kirche die Reize der schönen Natur sehr erhöhen.

Die gegenwärtige Kirche, zu welcher im 11. Jahrhunderte auch Ostra gehörte, nach ihrer Gründung als Mutterkirche bei der Einführung des Christenthums in diese Gegend, eine der ältesten des Meißnerlandes und ursprünglich aus Holz, wie gewöhnlich die ersten christlichen Kirchen waren, seit 1294 nach und nach aus Steinen erbauet und vergrößert, wie die am Glockenthurm befindliche Jahreszahl anzuzeigen scheint, ward 1447 in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt und von einem Prior des Minoritenordens der Jungfrau Maria, fünf Heiligen und den 11,000 Jungfrauen, gleich mehrern Kirchen in Köln, Breslau und an andern Orten, geweihet, und hat noch aus dem Mittelalter, außer einigen schönen Glasmalereien und andern Gegenständen, welche das hohe Alterthum dieses Tempels bezeugen, auch eine unterirdische Kapelle oder Krypta, aus welcher ein Gang, von der Sakristei zum Altare, aber nicht unter das Elbbette führt, wie eine jüngst angestellte Untersuchung erwiesen hat. An derselben sind, wegen der starken Kirchfahrt, welche aus 26 ganzen und 2 halben Dörfern besteht, ein Pastor und ein Diaconus angestellt, der letztere jedoch erst seit 1672. Vom 14. bis in's 16. Jahrhundert hatte hier der Archidiakon des Gaues Nisani seinen Sitz, indem unter Heinrich dem Erlauchten (1234—1288) das Stift Meißen in 9 Archi-



Nach der Natur gez. von C. W. Arldt. Lith. von C. Müller.

31.

Die Kirche in Briessnitz

bei Dresden.

diakonate getheilt wurde. Die meisten waren daher von Adel. Der letzte Archidiakon war Jakob von Ponikau († 1555). Die Kirche selbst besitzt keine Urkunden über ihre Stiftung und Schicksale; sie sind unstreitig in den Raubzügen der Polen, Böhmen und Hussiten entweder zerstört oder nach Meißen gebracht worden. M.

Johann Gottlieb Fichte.

(Fortsetzung.)

Die herrliche und anmuthige Gegend des Meißnerlandes und die fromme Gemüthlichkeit und innige Seelengüte des Pfarrers zu Niederau und seiner Gattinn gewährten dem Knaben Freuden und Erhebungen, deren Erinnerung und Segen ihn noch als Mann im Innersten beglückte. Die zarte Liebe, mit welcher der Knabe hier, wie das eigne Kind, behandelt wurde, stillte in ihm die Leiden des Heimwehs, welches ihn auf Siebeneichen überfallen hatte, und seiner Gesundheit Gefahr drohte. In Niederau lernte Fichte auch die Anfangsgründe der alten Sprachen, von seinem Pflegevater mehr dazu angehalten, als wirklich unterrichtet. Etwa im dreizehnten Jahre 1774 kam Fichte auf die Fürstenschule zu Pforta bei Naumburg. Die Entbehrung eines freiern Naturgenusses, älterlicher Sorgfalt und Liebe, die Erduldung vieler Ungebührnisse, die sich sein Obergeselle und andere rohe Mitschüler gegen ihn erlaubten, der nicht immer von Sieg gekrönte Kampf gegen die sittlichen Nachtheile der klösterlichen Zucht und Lebensweise, nach der damaligen Einrichtung der Fürstenschulen, verursachten ihm viel Schmerz und Thränen, so daß er vor Gram und Trübsinn den Entschluß faßte, in die weite Ferne zu entfliehen, von wo ihn Niemand in die menschliche Gesellschaft wieder zurückbringen könnte. Er entfloh; auf einem Hügel vor Naumburg sank er betend auf seine Kniee, um für die glückliche Ausführung seiner Flucht den göttlichen Beistand zu erflehen. Aber der Gedanke an seine Aeltern während des Gebetes, die schmerzliche Vorstellung, „sie niemals wiedersehen zu dürfen," ergriff ihn so mächtig, daß er sogleich umkehrte, und dem Rector sowohl seine Absicht, als auch die wahre Ursache offen eingestand. Der Rector verzieh ihm, und gab ihm einen anderen Obergesellen, mit welchem Fichte eine innige bis in das spätere Leben dauernde Freundschaft schloß. Fichte lebte nun zu Pforta froh und zufrieden; er arbeitete wetteifernd mit den Bessern und Talentvollern seiner Mitschüler; er suchte sich zu selbstständigen Ansichten zu erheben, und außer den alten Klassikern auch mit den berühmtesten Schriftstellern der deutschen Literatur, obgleich die Lectüre derselben in der Anstalt verboten oder sehr beschränkt war, genauer bekannt zu machen. Lessings Schriften gaben seinem Geiste die kräftigste Richtung.

Im achtzehnten Lebensjahre, 1780, ging Fichte nach Jena (dann studirte er auch in Leipzig und in Wittenberg), um sich, vielleicht nur nach dem Wunsche seiner Aeltern, dem Predigerberufe zu widmen. Das drängende Bedürfniß seines Geistes, sich für die religiöse Erkenntniß und Ueberzeugung tiefere Gründe zu suchen, führte ihn zu den Studien der Philosophie hin, die er mit viel Eifer erfaßte und fortsetzte. Die Ethik des Spinoza brachte in ihm eine gewaltige Erschütterung und die fruchtbarste Erregung philosophischer Ideen hervor; vorzüglich war es aber der Begriff der Willensfreiheit, der fast sein ganzes Denken in Anspruch nahm. — Zur Kräftigung seines Geistes und Charakters trug auch die bittere Noth viel bei, in welche Fichte durch den Tod seines Pflegevaters und Wohlthäters versetzt wurde.

Nach vierjährigem Studium in Jena und Leipzig unter drückendem Mangel übernahm er seit 1784 als Hauslehrer den Unterricht in mehrern Familien, und als er jede freundlichere Aussicht in seinem Vaterlande aufgegeben hatte, oder aufgeben mußte, ging er, von dem edlen Weiße in Leipzig mit Rath und That unterstützt, zu Fuße in die Schweiz nach Zürich, um dort bei einem reichen und gebildeten Gastwirth die Erziehung der Kinder zu übernehmen. Mit Klugheit und geistiger Ueberlegenheit besiegte er die Hindernisse, die seinem Wirken, namentlich von der Mutter seiner Zöglinge, entgegengestellt wurden. Die ihm kärglich zugemessene Zeit der Muße wendete er auf die Ausarbeitung von Predigten oder auf die Entwerfung wissenschaftlicher Plane und schriftstellerischer Versuche. Die Freundschaft mit Lavater, Steinbrüchel, Tobler, Pfenniger, Hottinger und dessen Gattinn, wirkte ebenso wohlthätig auf seinen Geist, wie auf sein Herz ein. Auch lernte er durch Lavater den Waagmeister Rahn kennen, einen Mann, der durch den Reichthum seines Geistes und seiner Erfahrungen Alle, welche auf die Ehre wahrer Bildung Anspruch machen durften, in den Kreis seiner Familie zog. Rahns Gattinn selbst, Klopstocks Schwester, war eine Frau von feinerem Gefühl, von edler und tiefreligiöser Gesinnung, welche Vorzüge sie auch auf ihre älteste Tochter, Johanna Maria, übertrug. Johanna Maria hatte in den Unglücksfällen, welche ihren Vater trafen, dulden und entsagen gelernt. Frömmigkeit, Ergebung, innige, treue Liebe und tiefe Seelengüte verbunden mit klarem Geiste und häuslichem Sinne vollendeten in ihr die Schönheit eines weiblichen Charakters. Fichte war der Mann, der den Werth solcher Schönheit ganz fühlen und ganz erkennen konnte. Nachdem er durch längeren Umgang, besonders auch durch Briefwechsel und scharfe Beobachtung seiner selbst, den ächten Grund und Gehalt seiner Liebe geprüft und erprobt hatte, und so seine Ueberzeugung, daß er nur und allein durch den Besitz und die Liebe einer solchen Gattinn ganz glücklich werden könne, immer mehr Wurzel faßte, so entdeckte er ihr die ganze Fülle seines Herzens und seiner Liebe. Maria, die den inneren Werth Fichtes und die Tiefe seiner Liebe zu würdigen wußte, und zugleich an Gemüth und Sinnesart eine wundersame Uebereinstimmung empfand, vergalt ihm aus voller Seele die Wahrheit und den Reichthum der feurigsten Zuneigung. Der wirklichen Vereinigung stellten sich aber vor der Hand viele Hindernisse entgegen; doch gab die Macht der Liebe Fichten Muth und Freudigkeit zum Hoffen und ausdauernden Streben, wenn er verzagen und ermatten wollte. Des Hauslehrerlebens war er müde; er wünschte bei einem Großen das Amt eines Lectors oder eines Begleiters auf Akademien oder Reisen zu übernehmen. Allein alle Aussichten schlugen ihm fehl; darum ging er nach Leipzig zurück, um

vielleicht eine Anstellung als Landprediger zu finden. Er übte sich in der Kunst eines geschmackvollen Vortrags, und der Beifall, mit welchem er schon früher, besonders in der Schweiz gepredigt hatte, bezeugte die Kraft seiner inneren Beredtsamkeit. In Sachsen aber mißfiel ihm bald der zu jener Zeit, namentlich unter den Geistlichen, herrschende Geist der Frömmelei und Kopfhängerei, verbunden mit religiöser Empfindelei und Weichlichkeit, die, wie fast immer und überall, mit einer „knechtischen, lichtscheuen und heuchlerischen Denkungsart" gepaart war. Sein Plan, unter dem Titel „Neue deutsche Lesebibliothek" ein Journal zur Läuterung und Leitung des Geschmackes in der Wahl der gewöhnlichen Unterhaltungslectüre herauszugeben, konnte bei dem nur nach sicherem Gewinn rechnenden Speculationsgeiste der Buchhändler keinen oder doch nur wenig Anklang finden. Er arbeitete nun, „um sich etwas zu verdienen" an einem Trauerspiele und an Novellen, obgleich er selbst einsah, daß jenes seinem Talente, diese dem wahren Bedürfnisse des Publikums nicht entsprechen würden. Die Noth drang ihn also, wie schon viele edle Geister, dem Geschmacke der Zeit nachzugeben.

Nächst seinen Planen für eine sichere Erwerbsquelle und bürgerliche Stellung, widmete er sich mit Ernst und Eifer dem Studium der kantischen Philosophie. Fichte faßte in seiner Begeisterung für Kant den Entschluß, „die Grundsätze desselben populär, und durch Beredtsamkeit auf das menschliche Herz wirksam zu machen." Das stark bewegte Denken und Suchen, diesen und andere Plane auszuführen, ließen ihm nie und nirgends Ruhe. Die Vermehrung des von ihm ertheilten Privatunterrichtes raubte ihm viel Zeit und die erforderliche Geistesfrische, und sein heißes Streben nach außen zu wirken, blieb größtentheils ohne Erfolg und Aussicht. Die Unstätigkeit, der Mangel an Ziel und Einheit in seinem äußeren Leben war das Abbild seines Innern, bis er in der kantischen Philosophie Klarheit, Festigkeit, Harmonie und Endzweck seines höheren Seins und im Gemüthe tiefe Seelenruhe gefunden hatte. Das Bekanntwerden und die erste Beschäftigung mit dem Kriticismus bildet in Fichtes äußerem und innerem Leben eine höchst wichtige Epoche. Fichte selbst nennt die gewaltige Umänderung seines Lebens durch Kant eine unbegreifliche Revolution seiner ganzen Denkungsart.

Mitten unter schönen Hoffnungen und Planen traf ihn plötzlich die Nothwendigkeit, 1791 als Erzieher eines jungen Grafen nach Warschau zu gehen, um ihn dann später auf die Universität und auf Reisen zu begleiten. Allein theils wegen seines Ernstes und seiner Geradheit, theils wegen seines weniger feinen und zierlichen Ausdruckes in der französischen Sprache mißfiel Fichte gleich anfangs in dem gräflichen Hause. Dieß fühlend trat er freiwillig zurück, und wählte zunächst Königsberg zu seinem Aufenthaltsorte, wo der Weise lebte und lehrte, dessen Schriften auf Fichtes Geist und Charakter einen so tiefen Eindruck gemacht hatten. Gleich am dritten Tage seiner Ankunft besuchte er Kant, von dessen Empfang und Vorträgen er aber bei dieser ersten Bekanntschaft wenig befriedigt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Radeburg,

ein freundliches Vasallenstädtchen, dem Fürsten Heinrich XX. von Reuß-Greiz gehörig, an der Röder und Promnitz, wie an der dresden-ortrandter Straße, in einer sandigen, aber nicht unangenehmen Gegend, im dresdener Kreisdirectionsbezirk und Amte Moritzburg, von Dresden, Radeberg, Meißen, Großenhain und Königsbrück 3 Stunden und von Moritzburg 1½ St. entfernt, zählt in 250 Häusern über 2000 Einwohner, deren Hauptnahrung in Verfertigung von Marktschuhwerk und Töpfergeschirr, Seilerarbeiten, Bandfabrikation, Gerberei, Brauerei und Färberei besteht. Außerdem treibt man Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht, und hält wöchentlich bedeutende Getreidemärkte, auf welchen sonst jährlich gegen 50,000 Scheffel verkauft wurden, ferner 4 Jahr- und sehr stark besuchte Viehmärkte, welche zu den bedeutendsten in der ganzen Umgegend gehören, da in neuern Zeiten nicht selten 6 bis 800 Pferde und 1800 bis 2000 Stück Rindvieh zu Markte gebracht wurden.

Radeburg hat 1 Kirche mit 1 Oberpfarrer und 1 Diaconus, welcher zugleich Pfarrer in Würschnitz ist, 1 Schule mit 3 Lehrern, 1 Untersteueramt, 1 Postverwalterei und 1 herrschaftliches Schloß, worin sich das Patrimonialgericht befindet, unter welchem die Stadt steht. Sie hat bis jetzt einen Verwaltungsrath mit einem Bürgermeister; jedoch soll die allgemeine Städteordnung nächstens eingeführt werden. — Der Ort gehört übrigens zu dem großen Rittergute Rödern mit den Dörfern Neu-Ebersbach und Freitelsdorf.

Radeburg, wendischen Ursprungs, hatte schon 781 Stadtgerechtigkeit, und kam mit der Unterwerfung der Sorbenwenden durch König Heinrich I. im 10. Jahrhunderte zur Markgrafschaft Meißen. Die deutsche Herrschaft brachte auch das Christenthum dahin, und 1068 gründeten die Augustiner ein Kloster, welches bei der Einführung der Reformation aufgehoben und mit einem Theile der Einkünfte in ein Hospital umgewandelt wurde. Bei der Theilung der sächsischen Erblande 1485 unter Ernst und Albrecht fiel Radeburg mit dem Meißnerlande dem Letzteren zu. Von diesem kam die Stadt an die Familie von Bünau und nach mannichfachem Wechsel der Besitzer 1777 an die Fürstinn von Reuß, gebornen Gräfinn von Leiningen. — Radeburg brannte 1612 und 1718 fast gänzlich ab; beide Male verlor es die Kirche, die geistlichen und Schulgebäude. — Bis 1832 war es Stationsort der königl. sächs. reitenden Artillerie. — Aus der Vorzeit der Sorbenwenden fand und findet man noch Urnen, welche aus der hier befindlichen Töpfererde verfertigt sind, was zur Anlegung der hiesigen Töpfereien Veranlassung gegeben hat. M.

Hierzu als Beilagen:
1) Reinhardsbrunn. 2) Die Kirche zu Briesnitz bei Dresden. 3) Radeburg.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Nach der Natur gez. von H. Täuber. Lith. von C. W. Arldt.

Radeburg.



Nach der Natur gez. von C. W. Arldt, lith. von C. Müller.

Crimmitzschau.

Saxonia.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 7. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Crimmitzschau,

im Kreisdirektionsbezirk und Amte Zwickau, größtentheils an dem linken Ufer der Pleiße, über welche Brücken, (die Hauptbrücke 44 Ellen lang und bedeckt) führen, und an der leipzig-reichenbacher Straße gelegen, ¾ Stunde von der altenburger Gränze, 1½ St. von Merana, 2 St. von Werdau, 2½ St. von Glauchau, 3½ St. von Zwickau, 4½ St. von Altenburg, 7 Meilen von Leipzig und 12¼ M. von Dresden, zählt in ungefähr 409 Häusern 4300 Einwohner, deren Hauptnahrung, außer der nicht unbedeutenden Brauerei, Gewerben, Ackerbau und Viehzucht, die Fabrikation von Wollenzeugen, Kasimir, Tuch, Halbtuch u. s. w. mit Spinnereien und Färbereien ist. Es giebt hier 12 bis 14 Fabrikhandlungen, unter denen die der Gebrüder Oehler mit großen Gebäuden und eigner Gerichtsbarkeit die ansehnlichste ist. Der Ort hat eine hübsche Lage, zum Theil zwischen Hügeln, und ist im Innern wohl gebauet. Drei Thore, von denen 2 mit Thürmen versehen waren, führten sonst in die kleine Stadt, welche im Mittelalter für eine Festung galt; jetzt sind aber alle 3 Thore abgetragen. Behörden sind der Stadtrath, das Stadtgericht und das Patrimonialgericht, dessen Gerichtsdirektor (Gerichtsherr ist der privatisirende, bekannte Schriftsteller Dr. Woldemar Seyffarth), den beiden ersteren vorsteht. Das dem Stadtrathe gehörige Rittergütchen Kitzschergut hat nur Erbzinsen und Gerichte. Dieses Rittergut nebst einer Mühle und einigen Häusern verbindet nördlich die Stadt mit Leitelshain, und bildet einen vorstädtischen Theil Crimmitzschaus. Dagegen gehören das Ziegelgut, die Anger- und Trögermühlen, die Thormühle, ferner 1 Walke und die Fällmeisterei zum Rittergute Schweinsburg, dessen gegenwärtiger Besitzer, Herr Meinhold, lebenslängliches Mitglied der ersten Kammer für die Rittergüter des erzgebirgischen Kreises ist, während die Stadt an der Wahl der Abgeordneten der 2. Kammer in Zwickau Theil nimmt.

Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen Erwähnung das Rathhaus mit einem hübschen Thurme am Markte, 1771 erbauet, und die Lorenzkirche mit einem spitzen Thurme, 1513 erbauet, ein großartiges Gebäude, dessen Gewölbe auf 10 Mittelpfeilern ruhet. Sie besitzt mehre ausgezeichnete Grabmäler, eine treffliche Orgel von Steinmüller und ein vorzügliches Altarbild, „das Abendmahl des Herrn," welcher es hier mit 13 Aposteln feiert, indem sich der Pastor Martini, auf dessen Kosten es Wendelmuth in Pegau 1624 malte, dazu setzen ließ. Diese Kirche kommt schon 1222 in der Geschichte der Stadt vor, und hatte auch einen wichtigen Kaland, dem das Stadtbad gehörte; noch besitzt sie eine Brauerei und bedeutende Zinsen. Außer derselben ist auch die Kreuzkirche, welche auf dem Friedhofe vor dem niedern Thore steht, noch im Gebrauche. Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten sind eine Knabenschule mit einem Rector und Cantor, zum Theil mit Hilfe der Armenkasse unterhalten, eine Mädchenschule mit 2 Lehrern und 1 Hospital mit einer Kirche, 1769 erneuet. Ein Oberpfarrer und ein Diaconus versehen den Gottesdienst. — Straßen verbinden den Ort mit Zwickau, Altenburg, Schmöllen, Ronneburg, Merana, Glauchau, Zeiz ꝛc. und beleben den Verkehr, wie 3 Jahrmärkte, 2 wöchentliche Gemüsemärkte und seit 1805 1 Garnmarkt, welcher stark besucht wird. Daher befindet sich hier auch 1 Untersteueramt und 1 Postverwalterei; außerdem 1 Apotheke nebst 5 Gasthöfen. Selbst eine struvesche Trink- und Badeanstalt besitzt der Ort seit 1827 durch den Dr. Oehler, und ein russisches Dampfbad seit 1830.

Crimmitzschau, urkundlich Cremazzowe, d. h. Feuersteinort, wendischen Ursprungs, ist aus der Vereinigung des mit Stadtgerechtigkeit begabten Ortes mit den nahe gelegenen Gütern und Gemeinden hervorgegangen, zur alten Burg Crimmitzschau, dem heutigen Schlosse Schweinsburg gehörig, welches erst 1764 davon getrennt ward, indem der Kaufmann Seyffarth die Stadt dem Domherrn von Berbisdorf für 9000 Thlr. abkaufte und dabei ein halbes Ritterpferd übernahm. Der Anbau geschah durch Deutsche, seit der Unterwerfung der Wenden, unter König Heinrich I. im 10. Jahrhunderte. Frühzeitig ließen sich Weber hier nieder, und 1452 bestand schon die hiesige Tuchmacherinnung, welche an dem zwickauer Tuchhändler Federangel einen thätigen Beförderer fand und ihre Gewerbe bis zum 30jährigen Krieg mit ziemlichem Schwunge betrieb. — Im Mittelalter gab es hier, außer den erwähnten Kirchen und einem Kloster in dem ½ Stunde entfernten jetzigen Rittergute Karthause, noch 4 Kapellen, namentlich die Georgenkapelle, zum gleichnamigen Spital gehörig, nach der Reformation als Fleischscharren benutzt und 1648 abgetragen; eine Johanniskapelle, eine Feldkapelle zu St. Wolfgang und endlich eine Erichskapelle. Zu diesen 6 Gotteshäusern der Stadt kamen in der Nähe noch die Burgkapelle, die Klosterkirche der Karthause und die Martinskirche als eine Feld- und Wallfahrtskapelle. Alle standen unter dem zeizer Archidiakonate, in Rücksicht des Gottesdienstes unter dem Augustinerkloster, dessen Probst, Inhaber der Pfarrei, sich in der Stadt einen Viceprediger hielt. Das Augustiner Chorherren-Kloster, von dem pleißner Generalrichter Heinrich von Crimmitzschau 1222 erbauet, ward 1478 von erwähntem Federangel in eine Karthause verwandelt, während die Augustiner die Pfarrämter behielten. Sie blieb die einzige in Sachsen und ging bei der Reformation ein; selbst von den Gebäuden ist keine

Spur mehr vorhanden. Dagegen steht noch die Kempe, (Kemmate, Kemmete), ein zur Befestigung des Ortes gehöriges, thurmartiges, steinernes Gebäude, von welchem sich 1360 der Kommandant Albert von Steinhaus schrieb. — Durch Krieg, Brand und Pest litt der Ort mehrmals großen Schaden, namentlich im Hussitenkriege 1430, im Bruderkriege 1450, wo hier unter des anwesenden Georg Podiebrad von Böhmen Vermittelung der Waffenstillstand geschlossen wurde, dem der Friede zu Naumburg 1451 folgte; 1468 im Kriege mit Heinrich II., Voigt von Plauen und Burggrafen von Meißen, beide Male durch raubgierige Böhmen; im 30jährigen durch die Pest 1630 und 1633 durch die Kaiserlichen und Schweden unter Holke, Salis und Banner, welcher 1639 den Einwohnern alles Zugvieh nahm und die Stadt niederbrannte; endlich 1780, wo die öhlerschen und andere Gebäude ein Raub der Flammen wurden. — Die Burg, ¾ St. von der Stadt, war der Sitz der reichslehnbaren Herrschaft und des nachmaligen Amtes Crimmitzschau, und erhielt ihren gegenwärtigen Namen davon, daß sie die Kurfürsten in ein Jagdschloß verwandelten. Bis zum Umbau 1743 galt das Schloß für eine haltbare Veste; damals erhielt es einen 3 Stock hohen Flügel. Die älteren Gebäude enthalten die Kirche 2c.; an einen niedrigen, aber sehr starken Thurm ist ein großer Saal angebaut, der als Schloßkapelle dient, worin noch jetzt alle Sonn- und ersten Feiertage der Pastor in Neukirchen Gottesdienst hält; auf dem Thurme befinden sich 3 Glocken, mit welchen derselbe eingelauten wird. Ein langer bethürmter Flügel gehört gegenwärtig zu den Oekonomiegebäuden. Das Ganze, angenehm über dem rechten Ufer der Pleiße auf niedriger, aber steiler Bergwand gelegen, gewährt einen malerischen Anblick. Ein trockner Graben umgiebt die Schloßgebäude, innerhalb welcher sich auch noch eine „Stecherei" oder ein Turnirplatz befindet, und hinter demselben breitet sich der Schloßgarten mit Gewächs- und Lusthäusern, Anlagen, einem Teiche 2c. aus. M.

Heinrich Reichsgraf von Brühl,

königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Premier- und dirigirender Kabinets-Minister.

In seinen Thaten malt sich der Mensch.
Schiller.

Wie sehr das Wohl und Wehe der Völker, selbst unter trefflichen Fürsten, von den Ministern abhängt, lehrt die Geschichte aller Staaten. Ueberall gibt sie Belege, daß dieselben, je nachdem gute oder schlechte Minister den Regenten zur Seite standen, in einem glücklichen oder traurigen Zustande waren. Denn, wenn die Ersteren, eingedenk ihrer schweren Verpflichtungen, die Fürsten nicht nur von Ungerechtigkeiten abhalten, sondern auch bei einer thätigen Beförderung des allgemeinen Beßten eifrig unterstützen; so verleiten sie die Letzteren, von Eigennutz und Herrschsucht beseelt, zur trägen Sorglosigkeit, wie zum Mißbrauche ihrer Macht, indem sie von der Regierung mit ihnen nur in so fern sprechen, als die Unterschrift ihres Namens zur Vollziehung erforderlich ist, und dieselben absichtlich in einer gänzlichen Unwissenheit über den Zustand des Landes erhalten. Wie gute Minister also die größten Wohlthäter der Staaten sind, so werden die schlechten zu wahren Landplagen: sie waren es, welche stets und überall den Wohlstand der Länder zerstörten, die Macht und das Ansehen der Staaten schwächten, die Fürsten um die Liebe und Verehrung ihrer Völker brachten und die Majestät der Throne selbst herabwürdigten. — Sind nun solche Minister überdieß weder fähig, noch geneigt, sich mit den Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen, und überlassen alle Arbeit ihren gleichgesinnten Untergebenen; so entsteht ganz natürlich eine allgemeine Unordnung und Bedrückung, weil die Untergebenen wieder nach dem Beispiele der Vorgesetzten handeln.

Auch die vaterländische Geschichte weist beide Arten von Ministern auf, und wenn sie die großen Verdienste der Einen mit dankbarer Anerkennung rühmt; so muß sie auch die gewissenlose Pflichtvergessenheit der Anderen mit unparteiischer Treue erzählen. — Ist es nun gleich angenehmer, gute und edle Gesinnungen und Handlungen, als schlechte und gemeine darzustellen; so ist es doch, gerade in unseren Zeiten, nöthig und nützlich, die Zeitgenossen an den Zustand der Vergangenheit zu erinnern, und das traurige Andenken an einen Minister zu erneuern, der gerade vor 100 Jahren kein Bedenken trug, über Sachsen auch von außen so großes Unglück zu bringen; an einen Minister, dessen Regentschaft zwar noch nicht vergessen, aber doch ungleich weniger bekannt ist, als die seinen Namen noch führende Terrasse; an den Minister Grafen von Brühl, welcher das merkwürdigste Beispiel von Glücks- und Fürstengunst, wie vom Mißbrauche unbeschränkter Regierungsgewalt durch einen Minister liefert. —

Heinrich von Brühl war der 4. und jüngste Sohn des geheimen Rathes von Brühl am Hofe zu Weißenfels, geboren den 13. August 1700 von Erdmuthe Sophie, Tochter des schwedischen Oberſten und kurpfälzischen Kammerherrn Petri von der Heide. Die Familie von Brühl befand sich in so dürftigen Vermögensumständen, daß der Vater sein Stammgut Ganglof-Sömmern bei Weißensee an den Herzog verkaufen mußte und auch die nöthigen Mittel nicht hatte, seinen 5 Kindern eine standesmäßige Erziehung zu geben. Daher trat der junge Heinrich frühzeitig als Page in die Dienste der Herzoginn Elisabeth, welche sich gewöhnlich in Leipzig aufhielt. Durch sein angenehmes Aeußere, die Heiterkeit seines Wesens und sein einschmeichelndes Betragen gewann er in kurzer Zeit die Gunst seiner Gebieterinn, und diese ließ ihm hierauf den für seine Kavalier-Bildung erforderlichen Unterricht ertheilen. Der junge Brühl bemerkte sehr bald an sich ein großes Talent für das Hofleben, und damit entstand auch zugleich die Lust, dadurch sein Glück zu machen; er sah aber auch bald ein, daß ihm der weißenfelser Hof keine Gelegenheit zu einer glänzenden Laufbahn darbiete. Der dresdener Hof dagegen zeigte dazu die reizendste Aussicht. Er suchte also und gewann die Gunst des Königs Friedrich August II. von Polen. So kam er 1716 als Page nach Dresden, ward bald Leibpage und der beständige Begleiter des Königs auf allen Reisen. — Von Natur höchst eitel und sinnlich, und durch



Heinrich Graf von Brühl.

seine äußere Erscheinung und einnehmendes Wesen gefallend, überließ er sich ganz der Richtung, welche ihm das verderbte Hofleben gab, und nahm ohne Bedenken, bei seinem natürlichen Hange zum Wohlleben, zur Geselligkeit, zur Ehre, zum Eigenthume und zur Macht, die gemeine Gemüthsart des Sanguinikers, so wie die gemeine Sinnesart der Sinnlichen und Klugen mit ihren Grundsätzen an, — er ward ein vollkommner Weltmann im schlechtesten Sinne des Wortes. — Vom Kammerjunker stieg er auf diese Weise zum Kammerherrn, Oberkammerherrn und Minister empor, und machte sich 1730 im Lustlager bei Mühlberg als des Königs Günstling schon so geltend, daß es der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen für nöthig fand, ihm den Orden des schwarzen Adlers zu verleihen. Da er kein Vermögen besaß, so bewarb er sich um einträgliche Stellen, und erhielt 1731, mit dem polnischen Orden des weißen Adlers, die Stellen eines geheimen Kabinetsministers und Staatssekretärs der innern Angelegenheiten nebst mehreren Aemtern im Steuerfache, ohne jedoch Kenntniß von den Gegenständen zu haben. Dieß ging aber damals nach der allgemein beliebten Weise, daß man Andre für sich arbeiten ließ und unter deren Arbeit seinen Namen setzte. Repräsentation war Alles, was zu einem hohen Amte erfordert wurde, und diese besaß Brühl in einem hohen Grade. Die Arbeit gehörte nur für die Untergebenen; geschäftiger Müssiggang und Schwelgerei war das Vorrecht der Großen; Verdienst und Thätigkeit war damals überhaupt noch von dem Begriffe der Ehre getrennt. —

So weit hatte es Brühl schon unter dem Könige Friedrich August II. gebracht. Nach dessen Tode 1733 stand ihm aber der Graf Sulkowski, der Günstling und Begleiter des Kurprinzen auf seinen Reisen, bei seinem weiteren Emporstreben im Wege. Er kannte jedoch das lockende Beispiel des Günstlings, Grafen Flemming, welcher auch alle ihm hinderliche Nebenbuhler gestürzt hatte, wie er denn den Grafen von Schulenburg nöthigte, in venetianische, den Grafen Seckendorf in östreichische, den Grafen Schmettau in preußische, den General Sessan in spanische und den General Münnich in russische Dienste zu treten, ja Friedrich August II. selbst abhielt, seinen natürlichen Sohn, den Grafen Moritz von Sachsen, in seiner Armee zu befördern, so daß dieser französische Dienste nahm. Eben so bekannt war ihm die große Bereicherungskunst Flemmings, welcher bei seinem Tode 1726 volle 16 Millionen hinterließ, wovon jedoch seine Wittwe 8 Millionen als veruntreuetes Gut an die Staatskasse zurückzahlen mußte. — Nach diesen Erfahrungen durfte sich Brühl leicht schmeicheln, durch dieselben Hofkünste dasselbe Ziel zu erreichen. Und er erreichte es nicht nur in kurzer Zeit, sondern erhielt sich auch auf seiner Höhe bis zu seinem freiwilligen Rücktritte, während so viele andre Günstlinge früher oder später in Ungnade fielen, oder gar ihr Streben mit dem Leben büßten. — Gegen ein solches Schicksal schützte sich Brühl vom Anfange bis zu Ende mit der größten Klugheit, und sorgte auch für diesen möglichen Fall in der Gegenwart und Zukunft auf alle Weise.

Dem jungen Kurfürsten, ja dem ganzen Hofe, empfahl er sich zuerst dadurch, daß er, nach dem Tode Friedrich Augusts II., mit welchem er auch damals in Warschau war, sich der polnischen Krone und Reichskleinodien bemächtigte, damit nach Dresden eilte, und sie als Beweis seiner Anhänglichkeit dem jungen Kurfürsten übereichte. Zu gleicher Zeit versicherte Brühl dem Grafen Sulkowski, welcher bei Friedrich Augusts Regierungsantritt noch Kammerjunker und Hauptmann war, aber in einem halben Jahre Minister und General ward, seine Freundschaft in den stärksten Ausdrücken, und trat ihm, zum Beweise derselben, die Oberkammerherrnwürde gegen andre Stellen ab. Noch hatte indessen Sulkowski das Uebergewicht beim Könige, und seine Empfehlungen galten mehr als die brühlschen. Nicht lange wollte aber Brühl in dieser Lage bleiben, und ergriff darnach seine Maßregeln, deren Wirkung Sulkowski erst gewahr ward, als es zu spät war, sie zu vernichten. — Im April 1734 vermählte er sich mit der schönen und liebenswürdigen Gräfinn Kollowrath Krakowski, deren Mutter Oberhofmeisterinn bei der Königinn war und bei derselben Alles galt. Außerdem umstellte er den König, die Königinn und Sulkowski mit seinen geheimen Kundschaftern, um Alles zu erfahren, was zwischen denselben vorging. Durch diese vernahm er bald die Unzufriedenheit der Königinn mit Sulkowski, welcher sich der Einmischung derselben in die Regierung und den Anmaßungen der katholischen Geistlichkeit standhaft widersetzte. Dieses Zerwürfniß suchte hierauf Brühl immer mehr zu vergrößern. Auch schickte 1735 der östreichische Hof den Fürsten von Lichtenstein nach Dresden, um durch Brühl den von Rutowski und Sulkowski noch unter Friedrich August II. gemachten Theilungsplan der östreichischen Monarchie zu erhalten, indem er ihm dafür den Sturz Sulkowskis versprach. Brühl verschaffte ihm eine Abschrift davon, ward 1737 vom Kaiser Karl VI. mit seinen Brüdern in den Reichsgrafenstand erhoben, nachdem die Kaiserinn Elisabeth von Rußland ihm auch schon den St. Andreas-Orden übersendet hatte, und bewirkte hierauf 1738 Sulkowskis Sturz zugleich durch österreichischen Einfluß, die Königinn und die königlichen Beichtväter. Dieser mußte den Hof verlassen und behielt von allen seinen Aemtern nur die Generalsstelle. Brühl bekam hierauf, nebst dem Fach der innern Angelegenheiten, auch das des Kriegswesens. Um aber nicht vielleicht auf gleiche Weise in kurzer Zeit Sulkowskis Schicksal zu haben, suchte er sich in der Gunst der Königinn und der königlichen Beichtväter dadurch zu befestigen, daß er ihnen die möglichste Ausbreitung der katholischen Kirche in Sachsen versprach, und auch selbst heimlich zur katholischen Kirche übertrat, während er seine Kinder schon öffentlich in derselben erziehen ließ. Um ferner in Polen Alles gelten und ausführen, für seine Söhne polnische Kronämter und Starosteien erhalten und im Unglücksfalle als polnischer Edelmann durch die Privilegien des polnischen Adels sich retten zu können, ließ er seine vorgeblich polnische Abkunft, indem er diese durch einen Stammbaum von dem Kämmerer Grafen Brühl von Posen ableitete, vom Gerichtshofe zu Petrikau anerkennen, und kaufte die Stimmen einzelner Landboten für große Summen (man rechnet 1 Million), da man auf den Reichstagen den Beweis einer solchen Abstammung

nicht anerkennen wollte. Denn in Polen war, wie die Krone selbst, auch alles Uebrige käuflich. — Nach dieser polnischen Abkunft nannte er sich Grafen von Ocieszyno.

Mit sich hatte Brühl seinen Lakai und Busenfreund Hennicke erhoben, indem er ihn zuerst zum Acciseinnehmer machte und ihm eines seiner Kammermädchen zur Frau gab. Hierauf ward derselbe Accisinspektor in Lützen, dann Acciskommissar und Kammerrath in Zeiz, später Vice-Kammerdirektor und endlich sogar Graf und Minister. Sulkowski, Brühl und Hennicke waren schon 1737 so verrufen, daß damals auf ihr Emporkommen und Treiben eine Spottmünze in Holland mit der Umschrift erschien:

Es sind unsrer drei,
Zwei Pagen und ein Lakai.

Hennicke war aber auch ein Finanzmann ganz in Brühls Geiste, und seinem Herrn mit so treuer Anhänglichkeit ergeben, daß dieser ihm noch in seinem Testamente aus Dankbarkeit das Gut Bollensdorf bei Dahme vermachte; er verstand zugleich auch das Plusmachen für seine Person so gut, daß er bei seinem Tode eine Million an Geld und Gütern hinterließ. — Auf gleiche Weise hatte Sulkowski einen seiner Günstlinge, den Herrn von Schmiskal, in kurzer Zeit vom Lieutenant zum Obersten befördert, und dieser seine Stelle so vortheilhaft für sich benutzt, daß er bald ein reicher Mann geworden war. Nach Sulkowskis Falle ließ ihn aber Brühl in Görlitz verhaften, worüber der Unglückliche seinen Verstand verlor und sich erschoß. — Wie Hennicke dem Minister von Brühl als Finanzmann diente, so Siepmann, seit 1731 Sekretär in seinem Dienst, als Verräther der Briefgeheimnisse. Denn als 1736 auf dem Pacifications-Reichstage zu Warschau ein Anschlag auf des Königs Leben entdeckt wurde, errichtete Brühl eine geheime Expedition zur unmerklichen Eröffnung der Briefe unter der Direktion Siepmanns, welcher bald darauf auch in Dresden dieses Geschäft übernahm. —

Nach Sulkowskis Entfernung war und blieb Brühl der einzige Günstling des Königs, indem er alle ihm hinderliche Personen (Fleury, Lagnasco, Manteuffel, Hoym, Watzdorf u. A.) entfernte und sich und den Hof nur mit Leuten seines Charakters und Talentes umgab; er wählte selbst die Dienerschaft des Königs und der Königinn; sogar Diejenigen, welche dem Könige ihre Aufwartung machen wollten, mußten sich zuvor bei ihm melden und seine Erlaubniß dazu haben. Den König allein gesprochen zu haben, dessen konnte sich kein Konferenzminister rühmen. Wollte der König ausfahren, oder nur aus dem Zimmer gehen, so mußten die Pagen und Kammerherren vorher nachsehen, ob Jemand in der Nähe sei, und Jeden sogleich entfernen, welcher sich dem Könige nähern konnte. Alle Personen um des Königs Person waren Geschöpfe Brühls, welcher es dadurch unmöglich machte, daß der König etwas Wahres über Brühls Verwaltung oder über den Zustand des Landes erfahren konnte. Gerade das Gegentheil wurde ihm gesagt. Brühl und sein Anhang stellten ihm Alles im schönsten Lichte dar, und des Ministers Handlungsweise ward nur gepriesen. Selbst die auswärtigen Gesandten wußte sich der Minister durch Geschenke und Artigkeiten so verbindlich zu machen, daß diese das gute Vernehmen ihrer Höfe mit dem sächsischen ihm zuschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die St. Bartholomäikirche in Altenburg.

Die St. Bartholomäikirche, gewöhnlich die Unterkirche genannt, im Gegensatze der Ober- oder Brüderkirche im obern Theile der Stadt, ist eine der beiden Stadtkirchen. Sie steht auf einem, von der Burggasse einerseits begränzten Platz, welcher der Kirchberg genannt wird, in dem ältesten Theile der Stadt. Das Jahr der Erbauung ist unbekannt; an einem bunten Glasfenster hat man die Jahrzahl 1089 gefunden; ohne Zweifel ist ihr Ursprung noch in früherer Zeit zu suchen. Nach der Stiftung des Augustinerklosters auf dem Berge, (daher auch Bergerkloster genannt) im Jahre 1174 durch den Kaiser Friedrich Barbarossa, hatten die Augustiner den Gottesdienst in der Unterkirche zu besorgen. In früheren Zeiten war sie mit 2 Thürmen versehen, von welchen der eine im Jahre 1659 einstürzte, der andere im Jahre 1660 abgetragen wurde, worauf den 5. Juni jenes Jahres, in Gegenwart der Landesherrschaft, der Grundstein zu dem neuen, noch jetzt stehenden Thurm gelegt und zu gleicher Zeit auch die ganze Kirche, in vergrößertem Umfange, von Steinen aufgeführt wurde. Sie ist durchaus gewölbt, auf 12 Pfeilern ruhend, und auf der Mittelseite des Daches mit einem spitzigen Schieferthurm versehen. — Im Jahre 1519 wurde in dieser Kirche von Dr. M. Luther zum ersten Mal evangelisch gepredigt. Der berühmte Spalatin war einer der an dieser Kirche angestellten evangelischen Prediger. Merkwürdig aus der früheren katholischen Zeit ist, daß im Jahre 1434 die Monstranz mit der heiligen Hostie gestohlen ward. Der Dieb, ein Schuhknecht, hatte die Hostie, nachdem er die Monstranz zerbrochen und das Silber in Zwickau verkauft hatte, seinem Geständnisse nach, in einem Gehölze, ungefähr eine Stunde von Altenburg entfernt, vergraben. Die Geistlichkeit brachte sie in Prozession wieder in die Kirche zurück. Des Nachts darauf trug man sie heimlich wieder an den Ort, wo sie Tags vorher abgeholt worden war, und gab vor, daß sie durch göttliche Kraft wieder dahin gekommen sei. Dieses gab Anlaß zu einer Wallfahrt. Es wurde an dem Orte eine Kapelle erbauet, und zum heiligen Leichnam genannt. Noch jetzt führt ein dort liegendes Dorf diesen Namen. Br.

Hierzu als Beilagen:
1) Crimmitzschau. 2) Heinrich Reichsgraf von Brühl. 3) Die St. Bartholomäikirche in Altenburg.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Nach der Natur gez. u. lith. von C. W. Arldt

Die Unter- oder St. Bartholomäikirche
in Altenburg.



Nach der Natur gez. u. lith. von C. W. Arldt.

Falkenstein.

// SAXONIA.
Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 8. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Falkenstein,

ein Vasallen-Städtchen im zwickauer Kreisdirektionsbezirk und Amte Plauen, links von der weißen Gölzsch, eine Stunde südlich von Auerbach, an der Straße von da nach Oelsnitz (3 St.) und Schöneck (2 St.), 2 St. von Treuen, 4 St. östlich von Plauen und westlich von Eibenstock auf einem sanften Gebirgshang und sich bis zu jenem Flüßchen erstreckend, zählt in 350 Wohnungen 3000 Einwohner, deren Hauptnahrungsquellen Weberei von Schleiern, Mull, Gaze, Jakonet, Fillettüchern ꝛc. (Falkensteiner Waare genannt), Ausnähen, Tamburiren, Sticken und Klöppelei nebst Gränz- und Fabrikhandel sind. Es gibt hier eine Menge Fabrikhandlungen, unter denen die der Gebrüder Thomas, Gerisch, Scharf, Weidemüller und Schönfuß die vornehmsten sind. Außerdem treibt man etwas Landwirthschaft und hält 3 Kram- und Viehmärkte. Der Ort hat eine große, aber unansehnliche Kirche mit einem Pfarrer, ein hübsches Schlößchen, zum Majoratsgute der Familie von Trützschler gehörig, eine Schule mit 3 Lehrern, ein Kommunbergamt und eine Postverwalterei. Ein Verwaltungsrath, aus einem Bürgermeister und 3 Rathmännern bestehend, besorgt die Kommunangelegenheiten, während die Rechtspflege theils dem Kreisamte Plauen, theils den trützschlerischen Gerichten obliegt. An den Ständewahlen nimmt der Ort in Oelsnitz Theil, und sendet die indirekten Steuern nach Auerbach und die direkten nach Plauen. — Die jenseit des Friedhofes, längs der auerbacher Straße, stehenden Häuser, welche eine angenehme Ansicht des ellefelder Thales und des rempesgrüner Gebirgszuges genießen und deren Gärtchen der sogenannte Stein, ein Berg, begränzt, heißen die Vorstadt. An der Gölzsch liegen die weiße, die Ober- und Hammermühle, die Bleiche, das Stadtgut ꝛc.

Falkenstein, durch Anbau um die alte Burg gleiches Namens, von welcher sich 1270 Johann von Valckenstein schrieb, und welche 1379 als Walckenstein in der Plawischen Art gelegen vorkommt, nach und nach entstanden, erhielt am 4. April 1362 den ersten Pfarrer, war noch im 15. Jahrhunderte ein bloser Bergflecken, hob sich seitdem durch die Baumwollenmanufaktur und ward seit 1793 die Wiege des sächsischen Kammertuches, welches Dressel und Hahn erfanden und die Thomasse, Vater und Sohn, verbesserten, so wie es die Gränze zwischen dem Webestuhl und dem Klöppelsack ist. Seit 1828 lieferte Ch. Fr. Thomas auch Kammertuch und dergl. aus Linnengarn.

Falkenstein ist der Stammort der Familie Trützschler von Falkenstein. Ein Konrad von Trützschler war hier der erste evangelische Pfarrer; daher rühren noch einige Lehns-, Zins- und Frohnunterthanen der Pfarre. Unter den übrigen Trützschlern haben ein ehrenvolles Andenken hinterlassen: Hildebrand Eichelberg von Trützschler, welcher in seinem Testamente vom 16. Mai 1631 die Gründung eines Hospitals zu Limbach im Voigtlande mit der Bestimmung verordnete, daß von den Ersparnissen beim Hospitale 12 Freistellen auf der meißner Fürstenschule nebst einer Zulage für die Lehrer gestiftet würden, was auch im Jahre 1728 zur Ausführung kam, und F. K. Adam von Trützschler (1751—1831), welcher als altenburgischer geheimer Rath und Kanzler sich um das Land unsterbliche Verdienste erwarb. Im Ruhestande lebte er bis zu seinem Tode in Falkenstein. — Während des 30jährigen Krieges fiel hier ein sehr hitziges Gefecht zwischen den Kaiserlichen, welche den Ort in Brand stecken wollten, und den sie überfallenden Schweden im März 1641 vor. — Aus dem Gebirgszuge in der Nähe des Städtchens ragen mehre Gipfel hervor, namentlich der durchbrochene Löcherstein, entfernter der 2290 Fuß hohe Wendelstein mit herrlicher Aussicht und Färbemoos; von ihm zieht sich ein Felsenkamm nordwärts, welcher einst die kleine Burg Falkenstein trug, und auf dem jetzt ein Lusthäuschen steht. M.

Johann Gottlieb Fichte.

(Fortsetzung.)

Um sich Kant mehr zu nähern und zu empfehlen, schrieb Fichte in einem Monate die „Kritik aller Offenbarung,“ worauf er von Kant eine Einladung zu Mittag erhielt, und Kants Geist und Kenntnisse, sein Herz und seinen Charakter auch im Leben und im Umgange bewundern lernte. Vorzüglich durch Kants Einfluß sah Fichte nicht nur seine Kritik aller Offenbarung gedruckt und mit viel Beifall aufgenommen, sondern Kants Empfehlung verschaffte ihm auch in der Nähe von Danzig eine Hauslehrerstelle, die ihm sonst in jeder Hinsicht volle Befriedigung geboten haben würde, hätte sie nicht zu sehr seine Zeit und seine Kraft in Anspruch genommen.

Um dieselbe Zeit verwandelte sich die ihn lange verfolgende Ungunst des Schicksals in Ueberhäufung mit Glück und Freuden. Die Begründung seines Ruhmes und die nach seiner Rückkehr in die Schweiz am 22. October 1793 erfolgte Verbindung mit seiner heißgeliebten Braut machten jetzt die Grundlage seines höchsten Glückes aus. Auf der Reise, welche er sogleich nach der Hochzeitsfeier mit seiner jungen Gattinn nach Bern und in die französische Schweiz unternahm, fand er unter den Gelehrten viel Freundschaft und Hochachtung. Vorzüglich waren es Ith und Baggesen, mit denen Fichte zu Bern in eine innige und bauernde Freundschaft trat. Auch

Fernow und Pestalozzi wurden ihm theure Freunde. Alles, was ihm jetzt das Leben und die Vorsehung darbot, beförderte den Muth und die Freudigkeit seines Strebens, der Entdecker und Verkündiger der Wahrheit zu werden. Außer den tiefen Forschungen im Gebiete der Philosophie brachte in ihm jene große Weltbegebenheit in Frankreich eine mächtige Erregung der Gedanken und Ideen hervor. Seine Begeisterung und Hoffnung, in einem Staate die Ideen der Vernunft von Recht und Freiheit einst verwirklicht zu sehen, drängte ihn in der Schrift: „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" 2 Theile 1793. 2. Auflage 1795, mit offener Freimüthigkeit das politische Glaubensbekenntniß abzulegen: daß es keine absolut vollkommene Staatsverfassung gebe und geben könne, und daß darum auch die beßte Verfassung in der Wirklichkeit stets eine innere Veränderung und Verbesserung zulassen müsse; das Recht dazu haben Alle, welche als Staatsbürger bei dem Wohle des Staates betheiligt sind, ohne Rücksicht auf Stand und geschichtliche Vorrechte. Die viel Aufsehen erregende Kühnheit dieses Bekenntnisses, welches jede gewaltsame Staatsumwälzung zu begünstigen und zu empfehlen schien, mußte in jener Zeit unter den Deutschen eine große Wirkung hervorbringen. Jene Schrift in Verbindung mit der „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas, die sie bisher unterdrückten; eine Rede, Heliopolis, im letzten Jahre der alten Finsterniß 1793" zog ihm den Vorwurf des Demokratismus und deßhalb schwere Anfechtungen zu. Diese Anfeindungen aber störten ihn nicht in der ernsten Verfolgung seiner wissenschaftlichen philosophischen Bestrebungen. Im Jahre 1794 erschien zu Jena seine „Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre," nachdem er schon vorher in demselben Jahre zu Weimar die Schrift: „Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie" hatte drucken lassen. In den Jahren 1796 und 1798 machte er dann seine Rechts- und seine Sittenlehre bekannt, 1799 zu Berlin „die Bestimmung des Menschen" und 1801 erschien der „sonnenklare Bericht an das größere Publicum über das eigentliche Wesen der neuesten Philosophie; ein Versuch, die Leser zum Verstehen zu zwingen." — Die Klarheit, Neuheit und Tiefe seiner Schriften und Ideen bewirkten ihm als Schriftsteller viel Ansehen und Ruhm, und eine ausgebreitete Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern. Unter diesen ist namentlich Reinhold zu erwähnen, dessen Freundschaft und Achtung für Fichte auch dann nicht erkaltete und unterging, als Fichtes Wissenschaftslehre über Reinholds Theorie den Sieg davon trug.

In Zürich hielt Fichte einen vollständigen Cursus über die kritische Philosophie, welche in der Schweiz Ruf und Interesse gefunden hatte. Die Gediegenheit seiner Schriften und die Gewandtheit seiner Darstellung gaben die Veranlassung, daß er einen höchst ehrenvollen Ruf an die Universität zu Jena erhielt und 1794 sein neues Amt als Professor der Philosophie antrat. Die großen Erwartungen, welche der ihm vorausgegangene Ruhm bei den Professoren und Studenten erregt hatte, erfüllte oder übertraf Fichte durch das Feuer und den gewaltigen Einfluß seiner Vorträge und Reden. Von seiner ersten Vorlesung schreibt er selbst an seine, einige Zeit mit ihrem Vater noch in Zürich zurückgebliebene Gattinn: „Das größte Auditorium in Jena war zu enge; die ganze Hausflur, der Hof stand voll, auf Tischen und Bänken standen sie über einander." Fichtes Einfluß gewann dadurch noch bedeutend, daß zu jener Zeit Jünglinge nicht nur aus allen Gegenden von Deutschland, sondern auch aus fernen Nachbarländern nach Jena zusammenströmten. Als höchste Zwecke seines Wirkens erkannte und erklärte Fichte: „die sittliche Gesinnung der Jünglinge zu bilden und sie zur Speculation zu erziehen." Seine Vorträge umfaßten die Einleitung und Vorbereitung auf die eigentliche Philosophie, die sogenannte Wissenschaftslehre, die Rechtslehre, die Moral oder Sittenlehre; an der ausführlichen und vollständigen Darstellung der Aesthetik und Religionsphilosophie wurde er durch den Umfang und Drang anderer Arbeiten und Plane verhindert. Sein Vortrag war lebhaft, immer frisch und anregend, weil er nach stets neuem, angestrengtem Nachdenken frei aus der Fülle seines Geistes neue Schätze und Ideen darbot. Außer den öffentlichen Vorträgen widmete er sich den Studirenden auch in lehrreichen Gesprächen und philosophischen Disputirübungen. Auch gab er ihnen Anleitung, über verschiedene Gegenstände sich mündlich und schriftlich gut und richtig auszudrücken. Sehr stark war aber auch sein Einfluß auf das innere Leben, auf die sittliche Bildung seiner Schüler und jugendlichen Freunde. Allein gerade sein Eifer für die sittliche Veredelung der Studenten und ihres akademischen Lebens, besonders indem er sie durch Ermahnung und Umgang für die freiwillige Aufhebung der verderblichen Ordensverbindungen und Landsmannschaften zu gewinnen suchte, zog ihm viel Kummer und Verfolgung zu, so daß er, um vor den rohen Angriffen barbarischer Renommisten sicher zu sein, Jena auf einige Zeit ganz verlassen mußte. Seinen Aufenthalt in Osmanstädt bei Weimar während des Sommers 1795 widmete er in angestrengter Thätigkeit wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten. In seinem Herzen herrschte jedoch, durch die vielen schmerzlichen Erfahrungen herbeigeführt, eine bittere Verstimmung gegen die Menschen, besonders gegen die akademische Jugend in Jena.

Im Jahre 1799 nöthigte ihn die boshafte Anklage seiner Feinde bei der weimarischen Regierung, daß er durch seine Schriften die christliche Religion, besonders den Glauben an Gott, zu untergraben trachte, zu dem Entschlusse, sein Amt als Professor in Jena aufzugeben und sich in irgend einem anderen deutschen Lande niederzulassen. Allein vorzüglich die kursächsische Regierung hatte bei allen deutschen Fürsten dahin gewirkt, daß ihm überall, wohin er sich wenden wollte, eine sichere Wohnstätte verweigert wurde. Nur der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., erklärte in wahrhaft königlicher Gesinnung: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, als aus allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dieß der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts." —

So wählte nun Fichte für jetzt Berlin, aus triftigen Gründen, zu seinem beständigen Aufenthalte. Ohne der Aufforderung, öffentliche Vorlesungen zu halten, zu willfahren, widmete er zunächst seine ganze Zeit und Ruhe theils der Ausarbeitung und Vollendung mehrerer der oben erwähnten Schriften, namentlich der über die Bestimmung des Menschen, einer neuen Ausgabe der Wissenschaftslehre, theils der Theilnahme an mehreren philosophischen Journalen, wodurch er zugleich in den Stand gesetzt wurde, die Bedürfnisse für einen eignen anständigen Haushalt zu bestreiten und seine Gattinn mit seinem Sohne, die anfangs noch in Jena zurückgeblieben waren, ebenfalls nach Berlin kommen zu lassen. Die Freundschaft und der Umgang mit Friedrich und Wilhelm Schlegel, mit Tieck, Woltmann, Feßler, Reichardt, Friedrich Richter und Bernhardi, später auch mit dem von Jena nach Berlin berufenen königlichen Leibarzt Hufeland, gab seinem Leben in Berlin Reiz und Mannichfaltigkeit; die Trennung und die Zerstreuung dieser Männer aber durch verschiedene Verhältnisse und äußere Umstände hinderten und beschränkten nach und nach diesen Genuß geselliger Mittheilung und gegenseitiger Anregung. Nur die Freundschaft mit Bernhardi und Hufeland wurde erst durch Fichtes Tod gelöst. Obgleich Fichte nicht als akademischer Lehrer öffentlich angestellt war, so bereitete er sich doch selbst durch Privatvorlesungen, wozu er sich später entschlossen hatte, einen bedeutenden geistigen Einfluß auf eine große Anzahl jüngerer und älterer Zuhörer, unter welchen sich auch angesehene Gelehrte, Künstler und hochgestellte Staatsmänner befanden.

Im Jahre 1805 wurde Fichte Professor der Philosophie zu Erlangen. Seine Verhältnisse, besonders die kollegialischen, waren hier eben so angenehm, als seine Wirksamkeit für den Geist und die Sittlichkeit der Studirenden erfolgreich. Allein der zwischen Frankreich und Preußen 1806 ausgebrochene Krieg veranlaßte Fichten, als er ein halbes Jahr in Erlangen auf vielfache Weise sich verdient gemacht hatte, den Ausgang jenes Kampfes in Berlin abzuwarten. Doch wünschte Fichte nach seiner lebhaften Theilnahme an allen Ereignissen, welche die Idee des Rechtes, der Ehre und der sittlichen Würde in sich tragen, der gegen die Drohungen und Angriffe einer fremden Gewaltherrschaft sich ankündigenden, allgemeinen und kräftigen Begeisterung, sowohl in der ganzen Nation als unter den Führern derselben, „die wahre Richtung, den tiefen Ernst, den ausdauernden Muth zu geben, der auch bei zweifelhaftem Erfolge, oder beim Wechsel des Glückes, nicht abläßt, sein Ziel zu verfolgen.“ Dieß hoffte er am nachdrücklichsten durch „Reden an die Deutschen, besonders an die deutschen Krieger“ zu bewirken. Deßhalb lag ihm auch die Erfüllung des Wunsches sehr am Herzen, in diesem Feldzuge stets dem Hauptquartiere nahe zu sein, um durch die Macht seiner Rede und seiner Schriften zu Muth und Tapferkeit zu entflammen. In dem Entwurfe zu jenen Reden offenbart sich gewaltige Beredtsamkeit und die feurigste Vaterlandsliebe. Allein sein Wunsch, das Heer selbst zu begleiten, wurde zu seinem eignen Beßten nicht erfüllt, fand aber die verdiente Anerkennung. Um jedoch die Kraft seiner Begeisterung auf irgend eine Art durch die That an den Tag zu legen, gab er zu den eingesammelten Beiträgen für die Kriegsbedürfnisse, namentlich für die Bekleidung des Heeres, besonders für die Anschaffung von Mänteln, eine die Beschränktheit seiner Mittel fast übersteigende Geldsumme. Die Nachrichten von dem Siege und dem Vordringen der Franzosen erschütterten sein Gemüth um so tiefer, je mehr er sich mit den edelsten Männern der frohen Hoffnung eines glücklichen Kampfes hingegeben hatte. Wie die meisten Männer von Ansehen, so verließ auch Fichte vor dem herannahenden Feinde die Hauptstadt; nur seine Gattinn blieb zurück, um nicht Haus und Eigenthum Preis zu geben. — Gegen Ende des Jahres 1806 wendete sich Fichte nach Königsberg, wo ihm einstweilen bis zur Wiederherstellung der Ruhe eine Professur verliehen wurde. Allein Königsberg und seine Bewohner mißfielen ihm. Von den Letzteren sagt er: „es kommt mir vor, als ob sie kein Herz hätten, sondern die leere Stelle desselben nur eine unnatürliche Erweiterung des Magens ausfüllte.“ Er harrte auf Zeit und Gelegenheit, nach Berlin zurückzukehren. Die meiste Zeit seiner Muße (er las keine Collegia, weil er nicht nach der in Königsberg herrschenden Sitte unentgeltlich lesen mochte) verwendete er unterdeß auf die weitere Ausbildung seiner Wissenschaftslehre, einen großen Theil auch auf Nebenstudien, besonders auf die Beschäftigung mit der italienischen Sprache; auch mit Pestalozzis Lehren und Grundsätzen suchte er sich vertraut zu machen.

Das Vorrücken der Franzosen nöthigte Fichten, auch Königsberg wieder zu verlassen und seine Zuflucht nach Kopenhagen zu nehmen. Allein theils die Sehnsucht, die in Berlin zurückgelassenen Seinigen wiederzusehen, theils die ihm sehr unbehagliche Geschäfts- und Ziellosigkeit seines Aufenthaltes in Kopenhagen bestimmten ihn, gegen Ende des Monats August 1807, noch vor dem Abzuge der Franzosen, die Rückkehr nach Berlin zu wagen und auszuführen. Immer inniger und trauter gestaltete sich nun auch in dieser Zeit der Bedrängniß die Freundschaft zwischen ihm und dem edlen, damals aber sehr verkannten und mit großem Unrecht von vielen Seiten angefeindeten Johannes von Müller. Fichte lernte ihn jetzt in fester Ueberzeugung als „einen Freund und eine Zierde des Staates ehren, unter dessen Schutz alle Deutsche sich jetzt versammeln sollten, die dem fremden Joch sich nicht zu beugen gedächten.“ Um so schmerzlicher und betrübender war es darum für Fichte, daß Johannes von Müller, verkannt und gekränkt, Preußen verließ, um in Folge eines an ihn ergangenen Rufes nach Tübingen zu gehen und hier, wie er sich selbst erklärte, „in tiefer Zurückgezogenheit sein noch übriges Leben zur Vollendung seiner Werke zu benutzen und bei der hoffnungslosen Gegenwart in der Vergangenheit seines Vaterlandes zu leben, und seiner bessern Zukunft sich zu widmen.“

Nach wiederhergestelltem Frieden in der preußischen Monarchie wendete die Regierung bei ihren ernsten Bestrebungen für die innere Erhebung und wissenschaftliche Bedeutung dieses Staates zunächst auch ihre thätigste Sorgfalt auf die Umgestaltung und Verbesserung des ganzen Unterrichtswesens. Vorzüglich war es die Gründung einer höheren Lehranstalt in Berlin für Wissenschaft und ächte Gelehrsamkeit, durch welche die geistige Würde und wis-

senschaftliche Ueberlegenheit in Deutschland gesichert werden sollte. Fichte erhielt den unumschränkten Auftrag, für die Ausführung einer von allen herkömmlichen Einrichtungen und Verfassungen der bestehenden Universitäten freien und unabhängigen Plan zu entwerfen. Dieser Entwurf Fichtes ist enthalten in „Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, geschrieben im J. 1807 von J. G. Fichte." Stuttg. bei Cotta 1817. Er ist geistvoll, in allen seinen Zwecken und Mitteln tief durchdacht und begründet. Die neue Universität ist jedoch nach langer Verzögerung und hindernden Umständen weder im Geiste, noch der äußeren Einrichtung nach, diesem Plane gemäß errichtet worden.

Unterdeß beschäftigte sich Fichte mit der großen Idee, die deutsche Nation durch die Macht der Rede zum Gefühle ihrer Würde und zur Begeisterung für ihre Freiheit und Selbstständigkeit zu erheben. In dieser Absicht hielt er im Winter 1807—1808 in Berlin die „Reden an die Deutschen" mit so viel Muth und Furchtlosigkeit, daß er sich selbst der von seinen Freunden ihm dringend dargestellten Gefahr des Verlustes seiner Freiheit oder gar des Lebens aussetzte. Es war Fichtes Plan und Lebensziel, durch eine umfassende und durchgreifende Erziehung des deutschen Volkes den fast untergegangenen Ernst und Adel der Gesinnung auf's neue zu erwecken und zu stärken, und so mittelbar durch Muth und gerechtes Selbstgefühl die Schmach und die Fesseln der französischen Zwingherrschaft allmählig abzuwerfen.

Zu Ostern 1808 sollte Fichte seine philosophischen Vorträge an der neu zu eröffnenden Universität anfangen; allein es überfiel seine sonst starke Natur eine anhaltende und seine Geisteskräfte sehr schwächende Krankheit. Nach seiner Wiederherstellung aber trat er zugleich das ihm mit großem und höchst ehrenvollem Vertrauen übertragene Rectorat der Universität an, welches er zwei Jahre lang zugleich mit dem philosophischen Decanate verwaltete. Während dieser Zeit arbeitete er mit aller Kraft und Festigkeit seines Charakters an der Zerstörung der unter den Studenten gewöhnlich herrschenden und auch an dieser neu gegründeten Universität schon überhandgenommenen Mißbräuche und Verderbnisse, z. B. der landsmannschaftlichen Verbindungen und Ausschweifungen, der Duelle, des rohen und gemeinen Tones und des sogenannten Burschenwesens u. dgl. Da er jedoch für die konsequente und vollständige Ausführung seiner Grundsätze in Bezug auf die Universitätsdisciplin weder bei seinen Collegen, noch bei der obersten Behörde die erforderliche Unterstützung fand; so lehnte er auch das ihm aufs neue für das dritte Jahr angetragene Rectorat mit Entschiedenheit ab. Als Lehrer aber wirkte er mit Eifer und dem glücklichsten Erfolge fort. Es nahte die Zeit der merkwürdigsten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze von Europa, bei denen Preußen eine eben so gefährliche als wichtige Rolle zu spielen hatte. Nach der Kraft seiner Ueberzeugung und feurigsten Vaterlandsliebe begeisterte er die akademische Jugend zur muthigsten Theilnahme an dem großen Kampfe für Freiheit und Vaterland gegen die mächtigsten und furchtbarsten Feinde derselben. Die Wiederholung seines Anerbietens, das Heer begleitend „durch die Kraft der lebendigen Rede die Leiter und Führer des Volkes zu einer heiligen Ansicht und Stimmung für den Kampf zu erheben," fand auch dieses Mal bei der Behörde nicht die erwartete Billigung und Annahme. Was er jedoch nicht durch unmittelbare persönliche Theilnahme am Feldzuge bewirken konnte, strebte er nun durch seine wissenschaftlichen Vorträge mit besonderer Rücksicht auf die Zeitereignisse und Zeitanforderungen zu erreichen. Diese merkwürdigen Vorträge liegen jetzt in den beiden Schriften vor uns: „Ueber den Begriff des wahren Krieges." 1815 in der cottaischen Buchhandlung, und „die Staatslehre" Berl. 1820 bei Reimer. Zugleich nahm Fichte eifrigen Theil an den kriegerischen Uebungen des errichteten Landsturmes. Auch schloß er sich dem Vereine berliner Professoren an, welche sich gegenseitig „Treue im Kampfe und Sorge für die Weiber und Kinder der im Kampfe Umgekommenen" feierlich gelobten. Fichtes Loosung war: „Ein frisches Herz und keinen Frieden."

Die blutigen Gefechte in der Nähe Berlins füllten die Militärhospitäler und öffentlichen Krankenhäuser mit einer so ungeheuern Anzahl von Verwundeten und Nervenkranken, daß man für deren Pflege sogar die Frauen aller Stände zur freiwilligen Unterstützung dringend auffordern mußte. Fichtes Gattinn übernahm diesen Beruf mit wahrhaft heiligem Eifer christlicher Menschenfreundlichkeit. Der tägliche Aufenthalt in dem Lazarethe zog ihr selbst einen Anfall des Nervenfiebers zu, welcher durch seine ansteckende Bösartigkeit die Ursache von Fichtes eignem Tode wurde. Er starb am 27. Januar 1814 schon am elften Tage nach Ausbruch der Krankheit „im nicht ganz vollendeten zwei und fünfzigsten Lebensjahre, aber in ungeschwächter geistiger und körperlicher Kraft, ein Opfer seiner Liebe für Gattinn und Vaterland. —

(Beschluß folgt.)

Das Postgebäude in Leipzig.

Unter den großartigen Bauwerken, mit welchen das freundliche Leipzig in der neuesten Zeit verschönert worden ist, ragt das neue, prächtige Postgebäude hervor. Die sogenannte alte Post war sowohl durch ihre unbequeme Lage in einer engen Seitengasse, als auch durch ihre beschränkte Räumlichkeit schon längst den Bedürfnissen des erweiterten Postwesens nicht mehr angemessen, und von allen Seiten ward die Behörde angegangen, diesem Uebelstande abzuhelfen. Die Regierung, von dem Oberpostamte davon in Kenntniß gesetzt, war auch sogleich damit einverstanden; allein es war höchst schwierig, ja nicht einmal sogleich möglich, einen günstig gelegnen und hinreichend großen Platz zu einem neuen Gebäude ausfindig zu machen und zu erwerben. Dieß gelang endlich durch den Ankauf eines alten, unansehnlichen Gasthofes, welcher an der linken Ecke des grimmaischen Steinweges (jetzt dresdner Straße), vom grimmaischen Thore aus gesehen, lag und der Schwan hieß, für den Preis von 27,500 Thalern.

Sobald man im Besitze dieses Hauses und seines Platzes war, ließ die Regierung durch das Oberpostamt den Grundbau vorläufig beginnen, und die 1836 bis 1837 in Dresden versammelten Landstände bewilligten, die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit des Baues, sowie das umsichtige Verfahren der Behörden einsehend, ohne Anstand die beantragte

Summe von 151,800 Thalern nebst dem Erlöse von dem Verkaufe des alten, mit 50,000 Thalern angeschlagenen Posthauses, während der leipziger Rath, mit Zustimmung der Stadtverordneten, einen dazu noch nöthigen, größeren Kommunplatz überließ, so daß man einen Flächenraum von 37,710□ Fuß hatte. Hierauf ward am 3. Okt. 1836, unter des jetzt regierenden Königs Majestät, der Grundstein zu dem großen, prächtigen Gebäude gelegt, dessen Aufführung man dem trefflichen Baumeister, dem Raths- und Universitäts-Baudirektor Geutebrück übertrug. Bei der stillen, aber würdigen Feierlichkeit waren die Mitglieder des Oberpostamts, der Oberpostamtsdirektor von Hüttner, und die Oberpostamtsräthe von Löben, von Zahn, Hebenstreit und Pfützner, die den Bau leitenden Meister, der Maurermeister Walther, der Zimmermeister Wieting und der Feldmesser gegenwärtig. Das hohe Finanzministerium, unter dessen Fürsorge dieser Bau zu Stande kam, hatte den Staatsminister von Zeschau zum Vorstand; Finanzdirektor war der gegenwärtige Minister des Innern Nostitz und Jänckendorf und der geheime Finanzrath von Reibold hatte das Postwesen unter seiner besondern Aufsicht. In den Grundstein, dessen Stelle die nach Südwesten gerichtete Ecke des Hauptgebäudes bildet, wurden folgende Gegenstände gelegt: 1) eine zinnerne Tafel mit den Nachrichten von der Gründung des Gebäudes; 2) ein Konstitutionsspecies mit den Bildnissen der fürstlichen Geber der Verfassung vom 4. Sept. 1831; 3) ein Dukaten, unter der Regierung des Königs Anton des Gütigen 1836 geprägt; 4) ein Speciesthaler von demselben Jahre; 5) ein Ausbeutespecies; 6) mehre kleinere Münzsorten, alle zusammen in ein Stück seidnes Zeug geschlagen; 7) ein leipziger Postbericht von 1836; 8) ein leipziger Lokaltarif von 1823; 9) die Nummer der leipziger Zeitung vom 3. Okt. 1836, und 10) eine Nummer des leipziger Tageblattes von demselben Tage.

Seit der feierlichen Grundsteinlegung schritt dieser wichtige Bau so rasch vorwärts, daß am 16. Sept. 1837, nach alter, löblicher Sitte, die Richtfeier begangen werden konnte, bei welcher der Baudirektor Geutebrück, vom Dachwerke des mit der sächsischen Flagge und mit Blumenkränzen geschmückten Gebäudes herab, eine angemessene Rede hielt, worin er unter Anderem die Geschichte und mehrfache Bestimmung des Gebäudes erwähnte. Hierauf folgte der Hebeschmaus, wo 226 beim Baue beschäftigt gewesene Maurer- und Zimmergesellen und Handlanger festlich bewirthet wurden, während ihre Meister, die Steinmetzen, die Schieferdecker, die Oberpostamtsmitglieder, so wie mehre königliche Civil-, Militär- und Stadtbehörden an einem Gastmahle frohen Antheil nahmen.

Seit dieser Zeit wurde der äußere und innere Ausbau eifrig fortgesetzt und bis zum Herbste 1838 vollendet, so daß die verschiedenen Zweige des öffentlichen Staatsdienstes darin ihre Geschäfte beginnen konnten.

Das Hauptgebäude, aus dem Erdgeschoß, einem Halbgeschosse und 2 Stockwerken bestehend, ist an dem großen, schönen Augustusplatze 306, an der Poststraße (sonst Neugasse) 174 und an der dresdner Straße 91 Fuß lang, und die Hauptseite hat 25 Fenster. Drei große Thore dienen zur Aus- und Einfahrt der Posten. Tritt man durch das Hauptportal am Augustusplatze ein, so befindet man sich in einer höchst geschmackvoll angelegten Halle, aus welcher eine schöne, breite Treppe in das erste Stockwerk führt. Die Malerei an der Decke und den Wänden dieser Halle ist vom Maler Heine. Im Erdgeschosse sind die Expeditionen für die Geschäfte des leipziger Lokalpostwesens, mit Ausschluß der Posthalterei. Auf der rechten Seite befinden sich die Lokale für die Brief- und Packetannahme, wo vor den dazu bestimmten Fenstern eine Art Vorgemach angebracht ist, welches die daselbst beschäftigten Personen vor nachtheiligem Luftzuge schützt. In dem Haupteingange des hier befindlichen Lokals, welches die durch Gitter von einander getrennten Expeditionen scheidet, ist eine treffliche Uhr, ein Werk von Portius, sehr zweckmäßig angebracht. — Auf der linken Seite befindet sich die Einschreibe- und Briefträgerstube rc. — Tritt man von der Poststraße her ein, so gelangt man links auf einigen Stufen zur K. Zeitungsexpedition und zu dem für die Redaction der leipziger Zeitung bestimmten Lokale. In dem hier befindlichen Kellergeschoß ist eine gut eingerichtete Restauration. — In dem Gebäude, welches die beiden Flügel im Hofe verbindet, ist die Steuerexpedition für die ausländischen Postgüter nebst einigen Dienstwohnungen. — Das Halbgeschoß und das erste Stockwerk ist dem Oberpostamte, den dazu gehörigen Hauptkassen und Expeditionen, so wie der leipziger Kreisdirektion, dem Appellationsgericht und deren Archiven eingeräumt. Auch haben einige Unterbeamte dieser Behörden hier ihre Wohnungen. — Das zweite Stockwerk ist der kreissteuerräthlichen Expedition, der Bezirksteuereinnahme und der Expedition der K. S. Landeslotterie überwiesen worden. — Das ganze Gebäude wird durch 7 Heizapparate vom Kellergeschosse aus bis zum obersten Stockwerke mit erwärmter Luft geheizt.

M.

Heinrich Reichsgraf von Brühl,

königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Premier- und dirigirender Kabinets-Minister.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise beherrschte er den König, den Hof und ganz Sachsen, und durfte sich ungescheuet erlauben, Alles zu seinem Nutzen oder Vergnügen zu verwenden. So ließ er 1740 auf einem Theile der Festungswerke Dresdens einen Garten, die jetzt sogenannte brühlsche Terrasse, anlegen, und feierte dessen Einweihung durch eine prachtvolle Beleuchtung. Im Jahre 1743 vergrößerte und verschönerte er denselben durch ein eisernes Geländer, das Belvedere, Lusthäuser, Springbrunnen rc. In diesem Jahre erhielt er noch das Fach der auswärtigen Angelegenheiten, so daß er die oberste Leitung aller Geschäfte, welche bisher unter 3 Minister vertheilt war, allein hatte. Nach und nach vereinigte er alle hohe Civil- und Militärstellen in seiner Person, kurz er ward Alles, was er wollte, und vergab die übrigen Aemter nach Belieben an seine Geschöpfe. Schon 1742 ließ er sich zum Obersten, 1746 nach dem Tode des Herzogs Johann Adolf von Weißenfels, zum Oberbefehlshaber der ganzen Armee, und im Decbr. dieses Jahres endlich zum Premier-

und dirigirenden Kabinets-Minister oder Minister-Regenten erklären, wie er sich gern nennen hörte und auch selbst zu nennen pflegte. In Polen, wo er sich auch öffentlich zur katholischen Kirche bekannte, Kommandant der sächsischen Garde war, und 4 sächsische Kavalerie-Regimenter befehligte, stieg er bis zum General-Feldzeugmeister. Außerdem war er, in Polen noch Voigt von Bromberg, in Sachsen Konferenzminister, wirklicher geheimer Rath, General der Infanterie, Oberkämmerer, Kammer- und Berg-Gemachs-Präsident, Obersteuer- und General-Accis,- auch Stift-Naumburg- und Merseburg-Kammerdirector, General-Kommissar der baltischen Meer-Pforten, Domherr in Meißen und Dom-Probst zu Bautzen. Seitdem bezog er in Sachsen für seine verschiedenen Staatsämter einen jährlichen Gehalt von mehr als 52,000 Thalern; aber auch diese bedeutende Summe reichte noch nicht hin, seine mannichfaltigen, großen Bedürfnisse, seine Habgier, Verschwendung und Prachtsucht zu befriedigen, und sie mußte daher auf alle nur mögliche Weise noch erhöhet werden. Seine 8 Sekretäre, denen er die ganze Staatsverwaltung überließ, schalteten und walteten ganz nach ihres Herrn Weise: Alles war käuflich, Alles wurde zu Geld gemacht; selbst die Rathsstellen in den kleinen Städten besetzten sie für Geld durch ihre Empfehlungen oder Befehle.

Die ganze Staatsverwaltung mußte sich nach den Ausgaben richten, welche der Minister für sein Haus und den königl. Hof zu machen hatte. Die polnischen Einkünfte reichten nicht hin, den königlichen Hofstaat nur einen Monat zu unterhalten. So oft der König nach Polen ging, mußten jede Woche 30,000 Dukaten dahin geschickt werden, und damit waren noch nicht die übrigen Ausgaben daselbst und auf den nutzlosen Reichstagen gedeckt. — Nach der altspanischen Etikette, welche die Königinn als kaiserliche Prinzessinn an den sächsischen Hof brachte, durfte kein Minister, Gesandter oder hoher Gast, wenn er nicht Fürst oder Kardinal war, zur königlichen Tafel gezogen werden. Daher mußte der Minister die Ehre und den Glanz des Hofes durch gleichen Aufwand und gleiche Pracht behaupten, und Brühl that dieß um so lieber, je besser und ungescheueter er dabei seiner Selbstsucht fröhnen konnte. Da er für die Mittel zu diesem verschwenderischen Aufwande sorgen mußte, so hielt er sich auch, mit des Königs Bewilligung, für berechtigt, sie auf alle mögliche Weise herbeizuschaffen, Staatsgüter zu verkaufen, auf sie zu borgen und die Abgaben zu erhöhen, so wie nebenbei sich für seine Mühe auch gehörig bezahlt zu machen. So hatte er schon 1742 die Aemter Landeck und Frauensee, welche Sachsen seit 1736 besaß, für 500,000 Thlr. an Hessen-Kassel verkauft. Zu gleicher Zeit geriethen dadurch die Finanzen bald in die größte Unordnung und den schlechtesten Zustand. Auf jedem Landtage wurden die Steuern und Abgaben erhöhet, und dennoch fehlte es den Kassen immer an Geld, weil sie der Minister fortwährend ausleerte. Da übernahm das Land 1747 schon 27 Millionen Steuerschulden, und da der Kredit nichts desto weniger immer tiefer sank; so führte der Minister in demselben Jahre, statt der bisherigen Vermögens- und Einkommens-Steuer, die Rang-, Kopf- und Gewerbe-Steuer ein, welche auf eine Million berechnet war und nur neun Jahre dauern sollte, aber fortdauerte und in zehn Jahren 15 Millionen einbrachte. Dieß war aber Alles nicht genug. Brühl borgte 1747 angeblich zur Bezahlung der Steuerschulden 6 Millionen von Braunschweig-Lüneburg und verpfändete dafür den sächsischen Antheil der Grafschaft Mansfeld und kurfürstliche Aemter in Thüringen mit allen ihren Einkünften. Dazu trieb er noch zwei Millionen Kriegssteuern ein, welche die Stadt Leipzig, nach dem dresdener Frieden 1745, dem ganzen Lande vorgeschossen hatte; bezahlte sie aber nicht zurück, sondern verwendete sie gleichfalls, angeblich zur Bezahlung der Steuerschulden. So erhob er nach und nach, ohne die sehr erhöheten Einkünfte, welche er auf 8 Millionen brachte, noch 33 Millionen bis 1756, und bezahlte nur eine Million davon an die preußischen Unterthanen, welche Gelder in der Steuerkasse hatten. Während Sulkowski Minister war, hatte Sachsen auch schon 20 Mill. Schulden, deren Interessen aber richtig bezahlt wurden, und der Kurfürst kaufte auch 1737 die große Herrschaft Hoyerswerda für 230,000 Thlr. Unter Brühl stiegen die Kammer- und Steuerschulden auf 100 Millionen, von denen er keine Zinsen bezahlte. Diese Finanznoth machte ihm aber so wenig Kummer, daß er während derselben für den Kurfürsten die modenesische Bildergallerie für 2 Millionen kaufte. — Freilich gab er dafür auch dem Hofe Feste auf Feste mit aller Pracht und Verschwendung, besonders in den Jahren 1746 und 47. In dem letzteren Jahre wechselten 3 Monate hindurch, bei der dreifachen Vermählung, des französischen Dauphins mit der Prinzessinn Josepha, der nachmaligen Mutter Ludwigs XVI., Ludwigs XVIII. und Karls X., des Kurprinzen Friedrich Christian mit der bairischen Prinzessinn Antonia und des jungen Kurfürsten von Baiern mit der Prinzessinn Anna alle nur mögliche Feste und Vergnügungen der rauschendsten Freude und Lust: Bälle, Maskeraden, Fackeltänze, Wirthschaften, Jahrmärkte, Feuerwerke, Ringrennen, Beleuchtungen, Opern u. s. w. —

Nicht genug, daß der Minister so gewissenlos mit den Staatseinkünften umging, er machte sich auch kein Gewissen daraus, die Unterthanen, Wittwen und Waisen noch um ihre Ersparnisse zu bringen. Um den Kredit der Steuerkasse zu fristen, befahl er allen Gerichten, die Depositen- und Mündelgelder, gegen werthlose Steuerscheine, an die Steuer abzuliefern. Selbst die Grundstücke der Waisen mußten verkauft und die Gelder in die Steuer abgeliefert werden. — Aus demselben Grunde verminderte er, seit 1746, nicht nur die Armee fast um die Hälfte, mit Ersparniß von 10 Millionen, sondern bezahlte auch, über 2 Jahre vor dem 7jährigen Kriege, sämmtlichen Offizieren keinen Sold, wodurch die Unbemittelten in eine höchst traurige Lage kamen; aber dennoch wagte Keiner Beschwerde darüber zu führen, und sich deßhalb an den König zu wenden, war gleich schwierig und gefährlich, vielleicht selbst vergeblich. Endlich gelang es einem Obersten, dem Könige die Noth seiner Offiziere vorzustellen. Dieser fragte den Minister darüber und erhielt zur Antwort: „Dieß sei durchaus unwahr und ein böser Anschlag seiner Feinde; er könne dem Könige die Beweise vom Gegentheile vorlegen." — Nachdem er hierauf den rückständigen Sold in werthlosen Steuerscheinen und die letzten Monate baar

hatte bezahlen lassen, legte er dem Könige die Quittungen und ein eidliches Attest des General-Kriegszahlmeisters vor und fügte die Bemerkung hinzu: „Der Oberste müsse nicht bei Verstande sein, daß er sich habe unterstehen können, seinem Könige solche Unwahrheiten zu berichten." An den Obersten schickte er hierauf einige Vertraute, welche ihm nur die Wahl ließen, ob er verhaftet und auf dem Königsteine zu lebenslänglichem Gefängnisse, mit Einziehung seines Vermögens, verurtheilt werden, oder in einer Bittschrift an den König um Gnade demselben eine vorübergehende Geisteskrankheit gestehen wolle. Auf Zureden seiner Freunde entschloß sich der Oberste zu dem Letzteren, da unter den obwaltenden Umständen gegen den allgewaltigen Minister nichts auszurichten war; er bat zugleich um seinen Abschied und einen Gnadengehalt. Der König bedauerte den unglücklichen Obersten, gewährte ihm seine Bitte und ward nur noch mehr von seines Ministers Rechtschaffenheit und seiner Feinde Bosheit überzeugt. — Solche Beispiele, deren mehre vorkamen, schreckten rechtschaffene Männer ab, ihr Glück dem allgemeinen Beßten, und vielleicht vergeblich, zum Opfer zu bringen. Denn Allen, welche sich seinen schändlichen Maßregeln nur abgeneigt zeigten, drohte Verlust ihrer Stellen oder selbst Staatsgefängniß. Der Sonnenstein, die Pleißenburg und der Königstein waren unter Brühls Regierung nie leer von dergleichen Staatsgefangenen. — Wie den König, so hielt er auch die Königinn durch ihre Umgebung in einer Art von Gefangenschaft, und als sie sich frei machen und dem Könige die Augen öffnen wollte, wußte er selbst den König gegen sie einzunehmen, so daß dieser ihre Beschwerden mit dem heftigsten Zorne erwiederte. Zuletzt vereinigte sie sich mit der Kurprinzessinn, um desto sicherer den Fall des Ministers zu bewirken. Aber alle Versuche blieben ohne Erfolg, ja sie dienten zum Theil nur dazu, Brühls Gewalt noch zu vermehren. Als die Königinn einst den König darauf aufmerksam machte, daß der Stempel mit seinem Namenszuge gemißbraucht werden könne, ließ er diesen zwar kassiren und beschloß, Alles eigenhändig zu unterzeichnen; allein der Minister, um dem König diese Mühe zu erleichtern, erfand eine Maschine, vermittelst welcher die Papiere so vorgelegt wurden, daß der König weiter nichts als den Platz für seine Namensunterschrift sehen konnte. —

Die erhöheten Accissätze, welche Handel und Gewerbe drückten, verursachten dadurch eine merkliche Abnahme der Einkünfte, und diese versetzte den Minister, bei dem fortwährenden großen Geldbedarf, in immer neue Verlegenheit. Da borgte er 1750 abermals von Braunschweig-Lüneburg 3½ Million gegen eine jährliche Verzinsung von 122,500 Thlr., was der Steuerkasse, welche seitdem aufhörte, Zinsen zu zahlen, und 1760 förmlich Bankerott machte, sehr großen Schaden that, und doch den Minister nicht aus seiner Geldverlegenheit riß. Hierauf gab ihm Hennicke den Rath, die Accise zu verpachten, wie man schon 1710 bis 14 gethan, aber wegen des Nachtheils wieder unterlassen hatte. Dessenungeachtet wurden, im April 1750, Verpachtungspatente von 80 Städten, öffentlich angeschlagen, und im folgenden Jahre schloß Brühl mit dem Grafen Bolza einen General-Tabackpacht ab, welchen er jedoch, auf die dringenden Vorstellungen der leipziger Kaufmannschaft wieder zurücknehmen mußte, wofür ihm der König eine Vergütung von 100,000 Thlr. gab. Endlich ward 1754 der General-Accis-Pacht im ganzen Lande mit dem Grafen Bolza auf 7 Jahre abgeschlossen. — Wie sehr der Minister stets und überall, ohne Rücksicht auf das Recht und den Nutzen des Staates, nur seinen persönlichen Vortheil im Auge hatte, und keine Gelegenheit sich zu bereichern vorbeigehen ließ, zeigte er auch auf eine empörende Weise, nach dem Aussterben der Nebenlinien von Merseburg und Weißenfels (1738 und 1746), beim Rückfall ihrer Ländereien an das Kurhaus. Denn er erklärte willkürlich, aus eigener Machtvollkommenheit, alle Veräußerungen und Konzessionen der verstorbenen Fürsten an Stadträthe, Gemeinden und Rittergüter für ungiltig, und die letzteren mußten mit großen Summen und Geschenken wieder erkauft werden. Dagegen ließ er sich vom Könige nicht nur die große Herrschaft Forsta, rc. und das verkaufte Stammgut Gangloff-Sömmern schenken, sondern auch die größte Hälfte des sehr wichtigen Amtes Weißensee, dessen Dörfer um Gangloff-Sömmern herumlagen, so wie den großen ausgetrockneten Teich bei Weißensee damit vereinen, welchen die Bürger der Stadt für 20,000 Thlr. gekauft hatten. Nur auf dringendes Bitten beim König und auf dessen Befehl erhielten sie vom Minister 8000 Thlr. Entschädigung dafür, aber in werthlosen Steuerscheinen, welche er gewöhnlich für seine Zahlungen einkaufte und für voll wieder ausgab. — Diese Erwerbungen machte Brühl, ungeachtet er als Kammerpräsident durch einen Eid verpflichtet war, die kurfürstlichen Domänen in ihrer Gesammtheit zu erhalten. Geschenke nahm er nur gar zu gern, nicht allein von seinem Könige, welcher ihm Alles schenkte, was er wünschte, sondern auch von den Unterthanen, wie 1750 von den Juden 1000 Thlr. für den ihnen vom Könige überlassenen Begräbnißplatz. Auf diese Weise ward es ihm nicht schwer, die schönsten Herrschaften in Sachsen an sich zu bringen, namentlich Pförten und Forsta, Nischwitz, Lindenau, Tettau, Ober- und Niederlichtenau, Seifersdorf mit Großnaundorf, Bollensdorf, Zscheplin rc., in Polen die Stadt Wengerow, die Herrschaften Oczesno, Sierakow, Riesenow; die Starosteien Bolinow, Lipinek rc., so daß er vor dem Ausbruch des 7jährigen Krieges für 5—6 Millionen Güter und Grundstücke besaß. Noch größere Summen (man sagt 93 Millionen!) hatte er in den Banken von Hamburg, Venedig und Amsterdam niedergelegt, um gegen alle Wechselfälle des Glücks sicher zu sein. —

Habsucht, Ehrgeiz, Herrschsucht, Eitelkeit und Prunksucht waren die einzigen Triebfedern, welche seine Handlungen im Dienste des Hofes und Staates leiteten, und nach diesen war er in der Wahl der Mittel, seine selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen, niemals verlegen; nur seine Person, seine Familie, seine Verwandtschaft und seinen Anhang wollte er, zu seiner desto größeren Sicherheit, erheben und bereichern; das Wohl oder Wehe des Staates kam bei ihm gar nicht in Betracht, und seine Pflichten gegen den König glaubte er vollkommen erfüllt zu haben, wenn er ihm die Mühe der Regierung abnähme und für seine Ruhe und Unterhaltung, wie für das Vergnügen und den Glanz seines Hofes unermüdlich sorgte, wie er sich auch in seinem Testamente mit wahrer Selbstzufriedenheit rühmt. Von

ihm dem Regenten ging Alles aus, auf ihn den Repräsentanten des Königs mußte Alles zurückkommen. Daher mußte sein Haus dem königlichen Hofe gleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Lichtewalde

oder Lichtenwalde, ein schriftsässiges Rittergut, mit einem Dorfe und Schlosse, zum gräfl. vitzthumschen Majorate gehörig, im zwickauer Kreisdirektionsbezirk und Amte Augustusburg an der Zschopau gelegen, ½ St. links von der chemnitzer Straße (bei Oberwiese) nach Dresden, über ¾ St. von Frankenberg und 2 St. von Chemnitz entfernt, ist merkwürdig durch das große Doppelschloß mit einer bethürmten Kapelle und mehr noch durch den großen und schönen Garten, welcher durch seine romantische Lage, durch Natur und Kunst einzig in seiner Art und eine Zierde der Gegend, wie von ganz Sachsen ist. Er breitet sich terrassenförmig über den Schloßberg aus und enthält herrliche Lindenalleen, deren längste 330 Schritte mißt, vortreffliche Standpunkte zu mannichfaltigen Aussichten in das freundliche Zschopenthal und auf die ringsum hervorragenden Berge, schattige Lauben und Laubengänge, und dieß Alles noch verschönert durch Pavillons, Parterres, Statuen, Bosquets, Orangerie- und Gewächshäuser, zahlreiche Wasserkünste ꝛc. Von den ursprünglichen 400 Wasserkünsten sind aber nur noch über 100 im Gange, und auch verschiedene Partien hat man zur besseren Benutzung des Gartens eingehen lassen. Die Wasserkünste spielen überdieß nur an Feiertagen, und wer sie außer dieser Zeit sehen will, hat dem Aufseher zwei Thaler zu bezahlen. — Eine Hebemaschine treibt durch ein Druckwerk das zu den Künsten nöthige Wasser aus der Zschopau, 366 Ellen hoch, in einer 700 Ellen langen, bleiernen Röhrfahrt den Berg hinauf, wo es in ein großes Becken fällt, aus welchem es sich in die Gehöfte und zu den Wasserkünsten vertheilt. Zuletzt stürzt es als Wasserfall, 106 Ellen tief den Berg wieder hinab in die Zschopau, um theilweise denselben Kreislauf zu wiederholen. — Das zwiefach bethürmte Schloß, in dessen Kapelle der ebersdorfer Pastor einen Sonntag um den andern Gottesdienst hält, besteht theils aus 4 älteren, theils aus 3 neuern Flügeln, von denen jeder 3½ Stock hoch ist und 13 Fenster zählt. Das Innere enthält eine Menge Zimmer, unter denen die in mancherlei fremden Geschmack gezierten Paradezimmer (darunter auch ein chinesisches), so wie 87 meist kostbare Originalgemälde von den vornehmsten Meistern aus allen Schulen, vorzüglich der niederländischen, sehenswerth sind.

Lichtewalde gehörte schon im 15. Jahrhundert, unter dem Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren und Friedrich dem Sanftmüthigen, der Familie von Vitzthum, namentlich dem aus dem Bruderkriege bekannten Apel von Vitzthum, von welchem es aber damals als Entschädigung für seine in diesem Kriege verwüsteten Güter an den Ritter Hermann von Harras kam, und bis 1561 Denen von Harras gehörte. Nach dem Tode des Eustachius von Harras fiel es als ein erledigtes Lehen wieder an das Kurhaus zurück, ward aber 1694 vom Kurfürsten Friedrich August I. für Pillnitz an einen Herrn von Bünau als ein schriftsässiges Rittergut überlassen. Von dieser Familie kaufte es 1719 Graf Flemming und von diesem 1722 Graf Watzdorf für 100,000 Thlr. Der Graf und Minister von Watzdorf bauete und vollendete hierauf nicht nur das neue Schloß, sondern ließ auch den Garten, auf dem bis dahin theils kahlen und felsigen, theils mit Schwarzholz bewachsenen Bergrücken, nachdem man ihn mit vieler Mühe urbar gemacht hatte, durch den braunschweigschen Kunstgärtner Wehmann im französischen Geschmacke mit großem Aufwande anlegen. Zur Unterhaltung desselben setzte er 12,000 Thaler aus, welche aber nicht zureichen. Von seinem Sohne erbte 1764 Lichtewalde die gräfliche Familie von Vitzthum-Eckstädt wieder, und der Graf Friedrich August fügte nun zu den alten Anlagen die freiern, einfach schönen Parkpartien, welche ¾ St. theils im anmuthigen Zschopenthale, theils an den steilen Bergwänden des Flusses hinlaufen und durch liebliche Mannichfaltigkeit des Natur- und Kunstgenusses auf das Angenehmste überraschen und ergötzen: hier eine düstere Grotte, deren verdeckte Oeffnungen malerische Aussichten auf das Schloß und die Zschopau gewähren; dort am Abhange des Berges eine Waldkapelle, zu Ehren des Prinzen Anton errichtet, welcher 1801 Lichtewalde besuchte; hier die Teufelsbrücke, welche im Walddunkel über eine tiefe Schlucht führt; dort eine Einsiedelei, welche zur Ruhe und Betrachtung einladet; hier auf einem Felsen das Parasol, welches durch eine herrliche Aussicht erfreut; dort eine Felstreppe, und bei dieser das Vitzthum-, etwas entfernter das Harrasdenkmal. Das Letztere, eine viereckige Säule von Sandstein, mit dem Wappen Derer von Harras und der Inschrift: „Dem tapfern Springer — Dem Ritter von Harras," zwischen uralten Eichen, nach der Volkssage, zum Andenken an den Ritter Dietrich von Harras errichtet, welcher mit seinem Pferde durch einen unglaublichen Sprung in den Fluß seinen Verfolgern glücklich entgangen sein soll. Theodor Körner hat diese Sage zu einer Romanze „Harras der Springer" benutzt. — Unter den großartigen Wirthschaftsgebäuden ragen die schönen Pachter- und Jägerwohnungen, die Schäferei, das Brauhaus und der Gasthof hervor. — Lichtewalde, als Rittergut noch jetzt 13 Dörfer und gegen 7000 Unterthanen zählend, war in älteren Zeiten eine Stadt, welche Graf Philipp von Nassau, nachdem sein Bruder, der Kaiser Adolf, in der Schlacht bei Gölheim unweit Worms 1298 gegen Albrecht von Habsburg gefallen war, dem Markgrafen Friedrich dem Gebissenen als Lösegeld zurückgab; später eine Herrschaft mit einem Amte, wie es auch noch jetzt vom Volke, wegen seines großen Umfanges, häufig genannt wird. M.

Hierzu als Beilagen:
1) Falkenstein. 2) Das Posthaus in Leipzig. 3) Schloß Lichtewalde.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Nach der Natur gez. u. lith. von C. W. Arldt

Schloss Lichtewalde.



Nach der Natur gez. v. Jul. Fleischmann, lith. v. C. W. Arldt.

B. I.

Kahla und die Leuchtenburg.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 9. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. **V. Bd.**

Die Stadt Kahla und das Schloß Leuchtenburg.

In dem reizenden Saalthale, zwischen Orlamünde und Jena, liegt die kleine Stadt **Kahla** im Herzogthume Sachsen-Altenburg, und ihr gegenüber, am rechten Ufer der Saale, auf einem hohen Berge, das alte Schloß **Leuchtenburg**. Die Stadt, 3 Stunden südlich von Jena, an der Hauptstraße nach Saalfeld, auf einer Anhöhe gelegen, welche östlich von der Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, westlich vom **Unterbache** bespült wird, durchfließt der silberhelle **Oberbach** in 2 Armen, während die Aue eine, größtentheils mit Reben und Holz bepflanzte, durch das Saalthal und den rheinstädter Grund unterbrochene Bergkette, in einem Umfange von ¼ bis ½ Stunde umschließt, worin freundliche Dörfer, bunte Wiesen, fruchtbare Felder mit allen Getreidearten, Obst- und Gemüsegärten mannichfaltig abwechseln. **Kahla**, von den kahlen Bergen, welche es ehemals umgaben, wahrscheinlich so genannt, ist mit einer hohen, durch 7 Thürme beschützten Mauer umgeben, hat 3 Vorstädte, 3 Thore, 2 Pforten und 2 Kirchen, ist der Sitz des Amtes **Leuchtenburg**, welches Kahla und Orlamünda mit 72 Dorfschaften begreift, und zählt in ungefähr 260 Häusern 2200 Einwohner, welche sich von Landwirthschaft, Gerberei, Tuchmacherei, Leimsiederei, Bierbrauerei, Holzflößerei 2c. nähren. Der Markt und die Gassen sind reinlich und gut gepflastert. Auf dem ersteren befindet sich ein Brunnen, das **Rathhaus**, ein großes Gebäude mit dem Rathskeller, das **Amthaus**, gleichfalls ein schönes, geräumiges Gebäude, 2 Apotheken und 2 Gasthöfe. Unter den übrigen Gebäuden sind die **Stadtkirche zu St. Margarethen**, ein helles, freundliches Gebäude, 1411 erbauet, und das schöne, massive **Armenhaus**, außerhalb der Stadt, an der Straße nach Rudolstadt, bemerkenswerth. Unterrichtsanstalten sind eine Knaben- und eine Mädchenschule.

Kahla, in den fuldaischen Urkunden des 9. Jahrhunderts **Kalo, Kale, Kalau**, ursprünglich eine Burg, wovon noch jetzt ein Platz so heißt, wurde, vielleicht schon im 8. Jahrhunderte, gegen die Sorben, wie die **Leuchtenburg**, erbauet, mit welcher es eine gleichnamige Herrschaft, den Grafen von **Arnshaugk** gehörig, ausmachte und später mit derselben auch gleiche Herren und Schicksale hatte. Im Jahre 1344 wurden Stadt und Schloß in einer Fehde, welche Landgraf **Friedrich** der Ernsthafte mit dem Grafen von Schwarzburg hatte, von dem Ersteren gänzlich zerstört, und 1527 verzehrte eine Feuersbrunst 135 Häuser. — Vor der Schlacht bei Jena (14. Oct. 1806) litt der Ort ungemein durch die vielen Truppenzüge.

Die **Leuchtenburg**, ½ Stunde östlich von Kahla, ist mit einer Mauer, auf welcher 4 Thürme stehen, und einem trockenen Graben umzogen, und bestehet aus einem Haupt- und 2 Nebengebäuden, einer Hauptwache, 2 Kasernen und einigen Wirthschaftsgebäuden. In dieser Gestalt ist sie aus den Trümmern mehrer Brände und Verheerungen erst als Staatsgefängniß, später als Land-, Zucht-, **Irren-** und **Armenhaus** hervorgegangen. Von den ersten bekannten Besitzern, den Grafen von **Arnshaugk**, ward sie, nebst Stadt und Schloß Kahla, zu Anfange des 14. Jahrhunderts an die Grafen von Schwarzburg verpfändet, und von diesen kam sie, 1378 noch mehr befestigt, gleichfalls durch Verpfändung, an **Heinrich** den Jüngern von **Witzleben** und dessen Schwager **Heinrich** von dem **Paradiese**. Der Letztere ertappte einst einen markgräflichen Bauer beim Fischen auf dem leuchtenburger Gebiete, und hielt sogleich, nach roher Faustrecht-Sitte, Standrecht über ihn und knüpfte ihn mit höchst eigner Hand an den nächsten Baum auf. Die Verwandten des Gehenkten verklagten den Ritter deßhalb bei ihrem Landesherrn, dem Markgrafen **Friedrich** dem Streitbaren von Meißen, und dieser rückte schon nach 3 Tagen, im Nov. 1392, vor die Leuchtenburg. Nach 10tägiger Belagerung war sie in seiner Gewalt und blieb seitdem im Besitze des meißner Fürstenhauses. Bei der Landestheilung 1445 kam sie mit Kahla an den Landgrafen **Wilhelm III.** von Thüringen, und dieser übergab sie, im unseligen Bruderkriege (1445—1450), seinem Rathe und Günstling **Apel von Vitzthum** zur Vertheidigung. Während und nach dem Bruderkriege benutzte sie **Apel von Vitzthum** mit seinem Bruder **Bernhard** als Raubnest, nachdem sie dieselbe 1448 noch mehr befestigt hatten, und wollte sie seinem Landesherrn nicht wieder zurückgeben. So überfiel und beraubte er unter Anderem die zurückkehrende Gesandtschaft, welche der Kurfürst **Friedrich** der **Sanftmüthige** an **Philipp den Gütigen** von Burgund geschickt hatte, eine Vermählung seiner Tochter mit dessen Sohne, **Karl dem Kühnen**, zu Stande zu bringen. In Folge dieser Räubereien wurde die Burg durch Belagerung 1452 zur Uebergabe gebracht, und beide Brüder als Landesverräther verwiesen. — Hierauf diente die Leuchtenburg zum Staatsgefängniß, und zwar saßen zuerst auf ihr 1559, theologischer Streitigkeiten wegen, zwei Professoren aus Jena, **Victorin Striegel** und **Andreas Hügel**. — In den Jahren 1602 und 1658 litt sie sehr durch Feuer, welches zuerst der Blitz entzündete, dann durch Verwahrlosung auskam. Beide Male zerstörten die Flammen den Thurm und das Amthaus. Ihre gegenwärtige Einrichtung und Bestimmung erhielt sie 1720. Das Zuchthaus und die Kirche wurden 1744 erbauet und an letzterer später ein Geistlicher angestellt. Ein steiler Weg führt zu dem einzigen stark befestigten

Thore. Durch dieses tritt man in einen Vorhof, welcher durch ein starkes Eisengitter vom Burghofe getrennt ist. Im Vordergrunde steht das Herrenhaus, worin der Kommandant, der Prediger und andere Personen wohnen und auch die Kirche ist, 2 Stock hoch und mit einem Thurme, zu dessen Kuppel man auf 152 Stufen steigt. Außer diesem sind noch 2 kleinere Thürme. Der Brunnen hat eine Tiefe von 364 F. Rechts am Eingange steht das Zuchthaus für männliche Sträflinge, Irrende und Arme, links das sogenannte Armenhaus für das weibliche Geschlecht dieser Art.

Das Schönste auf diesem Schlosse ist die herrliche Aussicht in das freundliche Saalthal von Rudolstadt bis nach Jena, wo rings herum aus den Schwarzwäldern die lieblichsten Fluren und zahlreiche Ortschaften hervorblicken. Gegen Süden, wie gegen Abend, sieht man die Saale, zwischen Auen und Dörfern, bald über hohe Wehre, bald unter schönen Brücken dahinfließen; im Hintergrunde die Schwarzwaldungen von Rudolstadt und Saalfeld, die schimmernde, dicht über der Saale auf einem steilen Felsen erbaute alte Weißenburg, viele Dörfer, Mühlen und Vorwerke, weiter unten an der Saale die Stadt Orlamünde mit dem alten Rittersitze und der Vorstadt Naschhausen, Kahla mit seinem schönen Armenhause und die schaurige Bergsäule des 1780 eingestürzten Dolensteins. Gegen Westen und Norden erblickt man auch die Saale, in einem engeren Thale eine Reihe Dörfer, darunter das schön gelegene Rothstein und im Hintergrunde Jena zwischen seinen weißen Kalkbergen. Gegen Nordost fällt der Blick auf ein nahes, von hohen, dunklen Fichten beschattetes Thal, dann auf eine mit Dörfern bedeckte Hochebene und endlich im Hintergrunde auf die Trümmer der Lobdaburg und den Fuchsthurm. Südöstlich verliert sich das Auge über den letzten Berg, unter welchem ein schönes, großes Dorf liegt, in den blauen Gebirgen des Voigtlandes. Wie aber hier die Erinnerung an die Vergangenheit traurig ist, so wird auch in der Gegenwart der erhebende Naturgenuß durch den Anblick der kettentragenden Gefangnen und der geistesschwachen Unglücklichen sehr verkümmert. — M.

Johann Gottlieb Schicht.

Von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ist die edle Tonkunst in Sachsen mit großer Liebe gepflegt worden, und es hat daher auch eine große Anzahl geschätzter und berühmter Tonkünstler hervorgebracht. Schon der zellische Klosterbibliothekar Galliculus oder Muris war einer der Altväter deutscher Musik. Seit der Kirchenverbesserung nahm die Menge sächsischer Tonkünstler immer mehr zu, und viele erwarben sich in und außerhalb Sachsen einen ausgebreiteten Ruf, wie Avenarius, Glück, Lüttich, Schein, Bezel, Graupner, Weise, Demelius, Funk, Homilius, Kunzen, Schafrath, Naumann, Hiller, Schultze, Neefe, (Beethovens Lehrer,) Türk, Tag, Fischer, Schicht, Hering, Umlaufft, Marschner, Gabler, Kurpinsky, Otto, Reißiger und viele Andere.

Unserem Leipzig, dem wir so Vieles verdanken in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe, das wir nicht mit Unrecht das Hauptorgan für den Umschwung der erzeugenden und schaffenden Kräfte des Vaterlandes nennen möchten, unserem Leipzig gebührt seit einer langen Reihe von Jahren unter Anderem auch der Ruhm einer außerordentlichen, aufopfernden Liebe und Pflege der Musik. Leipzig verdankt Sachsen, Deutschland, ja die ganze musikalische Welt, durch die Liebe und Pflege dieser edlen Kunst, fast allein den bedeutenden Mann, dessen Lebensskizze wir unsern Lesern zu geben im Begriffe stehen; denn in Leipzig entwickelte sich sein musikalischer Genius, in Leipzig wurde er ganz der Kunst gewonnen, von Leipzig aus strahlte und wirkte seine Kraft eine lange Reihe von Jahren hindurch, die Herzen mit der süßen Macht der Töne zu rühren und zu erheben. Johann Gottfried Schicht ist einer der glänzendsten Sterne im musikalischen Ehrenkranze des Vaterlandes, dem er mit seinem Leben und Wirken von der Wiege bis zum Grabe ganz und gar angehörte. Denn auch geboren wurde er in Sachsen, nämlich zu Reichenau bei Zittau am 29. September 1753. Sein Vater war Häusler und Leinweber, auch Choradjuvant daselbst. Noch nicht ein Jahr alt, kam das Kind, aus Mangel an Raum im väterlichen Hause, in das der Schwester seines Vaters, die an den Leinweber Christoph Apelt verheirathet war. Diesem Manne, bei dem wir demzufolge Bildung und Mittel voraussetzen müssen, verdankte Schicht bis in sein achtzehntes Jahr eine treffliche, mit aller Sorge für sein leibliches und geistiges Wohl geleitete Erziehung. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und Musik empfing er von den beiden Schullehrern des Ortes, Namens Adam Ermann Vogt und Johann Friedrich Rösler, worauf er in seinem dreizehnten Jahre auf das Gymnasium zu Zittau gebracht wurde. Hier legte er den Grund zu seiner späteren ausgezeichneten musikalischen Bildung und Kunstfertigkeit, namentlich durch den Unterricht Johann Triers. Dieser Organist und Musikdirektor, einer der größten Meister seiner Zeit auf der Orgel, unterrichtete den Knaben im Gesang, Klavier- und Orgelspiel, und durch entschiedenes Talent und glühende Liebe für die Kunst, die ihn zu eigenem, unermüdlichem Fleiße antrieb, brachte es der Knabe schon damals zu einem solchen Grade der Fertigkeit auf Klavier und Orgel, sowie im Gesange, daß ihn sein Lehrer Trier zum Gehilfen beim Orgelspiel machte, und bei der Aufführung von Kirchenmusiken vorzüglich gut zu gebrauchen wußte. Doch wurden dabei auch die eigentlichen Schulwissenschaften nichts weniger als vernachlässigt, vielmehr leistete auch hierin, namentlich durch den Einfluß des Rectors Ad. Daniel Richter, der Knabe soviel, daß er für das Studium des Rechtes auf der Universität Leipzig bestimmt wurde. Nach einem neunjährigen Aufenthalte in Zittau bezog er Leipzig im Jahre 1776. Er widmete sich hier anfangs mit Gewissenhaftigkeit dem ihm bestimmten Brodstudium, namentlich unter den Professoren Burscher, Seidlitz und Sammet, und trieb nur nebenbei Musik; allein seine Bestimmung, sein Lebensberuf war diese, und bald führten ihn glückliche Umstände ganz ihr zu. Das meiste Verdienst hierbei gebührt dem Kapellmeister Hiller, welchem Schicht von Naumann angelegentlich empfohlen worden war. Diese Empfehlung, vor Allem



J. G. Schicht.

aber seine eigene Tüchtigkeit, verschaffte ihm schon im ersten Jahre seiner akademischen Laufbahn die Anstellung als Konzertspieler auf dem damals üblichen Flügel in dem Drei-Schwanenkonzert und in den hillerschen Uebungskonzerten. Als nach dem Aufhören dieses Institutes Hiller ein ähnliches in dem apelschen, dann thomäschen Hause einrichtete, ward unserem Schicht dabei ebenfalls das Klavier- und Orgelspiel übertragen und er in derselben Eigenschaft, sowie zugleich auch bei der ersten Violine, sodann von 1781—1785 bei dem neuerrichteten großen Konzert im Gewandhause angestellt. War dieß nur geeignet, seine Kunstfertigkeit, sowie seine Liebe und Begeisterung für die Kunst fortwährend zu steigern und zu beleben; so war endlich das Jahr 1785 entscheidend für den Beruf seines Lebens. In diesem Jahre legte nämlich Hiller seine Aemter nieder, und Schicht ward zu seinem Nachfolger im Directorium des großen Gewandhauskonzertes erwählt, sowie er bald darauf auch die Stelle eines Organisten und Musikdirektors an der neuen Kirche erhielt. Er war nunmehr nicht nur für die Kunst, sondern auch für Leipzig auf immer gewonnen, und entfaltete eine lange Reihe von Jahren hindurch eine weit verbreitete, höchst verdienstvolle Wirksamkeit, deren verschiedene Richtungen wir kurz zu charakterisiren gedenken. Schon früher war ihm die Theorie der Musik nicht fremd geblieben, vielmehr erwarben ihm schon seine früheren Kompositionen, z. B. das 1778 komponirte Tonstück „Amgüts Freuden über die Wiederkehr der Lalage," ein Seitenstück zu Bendas „Flucht der Lalage," den Ruhm eines guten Komponisten und gründlichen Kontrapunktisten; seit aber die Tonkunst zu seinem entschiedenen Lebensberufe geworden war, machte er das Studium der Theorie derselben zu seinem Hauptaugenmerk, dessen Verfolgung er namentlich durch Selbststudium aus Büchern eifrig oblag und worin ihn der Umgang mit Hillern unterstützte. Höchst verdient machte er sich auch durch musikalischen Unterricht, vorzüglich im Klavierspiel und Gesang; denn eigene Fertigkeit im Gesange bei einem großen Umfang der Stimme, und die Aufmerksamkeit, mit welcher er die beßten Sänger und Sängerinnen der damaligen Zeit hörte, bildeten ihn zu einem vorzüglichen Gesanglehrer, eine Eigenschaft, die er namentlich durch einen eigenen Singchor bewährte, welchen er sich zur Aufführung größerer Musikstücken im Gewandhauskonzert und in der neuen Kirche aus Studirenden und Knaben leipziger Familien mit großem Fleiße heranbildete. Die süße Kunst des Gesanges führte ihm auch seine Gattinn zu. Constanza Alessandra Ottavia Valesturta, eine der vorzüglichsten Sängerinnen, aus Pisa gebürtig, welche in ihrer Vaterstadt, sowie in Florenz, Bologna, Siena, Livorno und anderen Städten Italiens und nicht minder in Deutschland, viele Triumphe gefeiert hatte, wurde im Jahre 1785 als ordentliche Konzertsängerinn in Leipzig angestellt, und im folgenden Jahre Schichts Gattinn, mit welcher er zwei Töchter erzeugte, von denen die Jüngere als Dilettantinn im Gesange sich ausgezeichnet hat. Im Jahre 1810 wurde Schicht, nach Müllers Abgange, Cantor an der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen Leipzigs, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1823 seinen eigentlichsten Beruf als Lehrer und Vorstand von Kirchenmusik auf das Glänzendste und Segensvollste bewährte. Zwar gab er, von dieser Zeit an, den Privatunterricht im Klavierspiel und Gesang auf, außer daß er noch einige Zeit hindurch die von ihm errichtete Singakademie dirigirte; allein um so größeren Fleiß und unermüdliches Streben wandte er auf Ausbildung des ihm untergebenen, seit Jahrhunderten rühmlichst bekannten Thomanerchores, und auf Ausarbeitung derjenigen Kirchenmusiken, welche ihm seine verbreitetste Wirksamkeit, seinen ausgedehntesten Ruhm verschafft und für alle Zeiten gesichert haben. Aus seiner früheren Periode sind in dieser Beziehung zu nennen: das Oratorium „die Feier der Christen auf Golgatha" 1785 und der 84. Psalm von Mendelssohn; später das geistliche Drama: „die Gesetzgebung, oder Moses auf Sinai;" sein treffliches Te deum nach Klopstock, zur Jubelfeier der neuen Kirche, und ein anderes mit deutscher Parodie von Herder zur Jubelfeier der Universität (1809); mehrere drei- und vierstimmige Choralmelodien; neun vier- und achtstimmige Sätze zum Miserere des Leonardo Leo; die Motetten „nach einer Prüfung kurzer Tage," „Jesus meine Zuversicht" „veni sancte spiritus" „Meine Lebenszeit verstreicht," der 100. Psalm, und andre mehr, deren er überhaupt gegen 42 schrieb, unter welchen drei zweichörige sich befinden. Sein beßtes Werk aber und dasjenige, welches ihm vor Allem die Unsterblichkeit als Kirchenkomponisten sichert, ist sein Oratorium „das Ende des Gerechten" von Rochlitz gedichtet und 1822 in Partitur erschienen. Namentlich gehören die Chöre dieses Oratoriums zu den beßten seiner Arbeit, und vergebens versuchte er später im zu weit vorgerückten Alter diese Musik durch ein anderes von Kunath gedichtetes Oratorium „die letzten Stunden des Erlösers" an Kraft und Glanz zu überbieten. Aus den letzteren Jahren seines Lebens sind noch einige Kompositionen, das Te deum z. B. zur Regierungsjubelfeier des Königs Friedrich August I. und zur Jubelfeier der Reformation und mehrere Missen mit und ohne Orchesterbegleitung zu nennen, sowie außerdem seine schöne musikalische Begleitung des Vaterunsers und der Einsetzungsworte, vor Allem aber sein „allgemeines Choralbuch" 1820 in 3 Bänden, wohlbekannt sind. Letzteres, zu seinen verdienstlichsten Arbeiten gehörend, enthält unter 1285 Choralmelodien auch 306 von ihm selbst komponirte, und ist mit der größten Mühe ausgearbeitet.

Auch verschiedene weltliche Musikstücken komponirte er, namentlich mehrere Kantaten, unter denen wir aus früherer Zeit „Metastasios La Ritrosia disarmata," aus späterer „Preis der Dichtkunst" und „häusliches Glück," beide von Nostitz und Jänckendorf gedichtet, nennen, während ihm außerdem noch viele Lieder aller Art und verschiedene Klavierkonzerte ihren Ursprung verdanken.

(Beschluß folgt.)

Stollberg,

im Kreisdirektionsbezirk Zwickau und Amte gleiches Namens, mit einem, zur Stadt gehörigen schönen Amthause, liegt in einer angenehmen, doch schon weniger fruchtbaren Gegend des sich hier nach Süd-

osten immer mehr erhöhenden Erzgebirges. Denn etwa 120 Ellen hoch steigt nach dieser Seite hin das Gebirge anfangs steil bis zum Amthause, dann gemächlich noch weit höher an. Weiter nach Osten verbreiten sich der Hau, das Bürgerholz und die thalheimer Waldung. Die Berge bestehen aus Thon und Glimmerschiefer. Fast in des Amtes Mitte gelegen, ist Stollberg östlich von Zwickau 5 Stunden, südwestlich von Chemnitz 3¾ St.; 9½ Meile von Leipzig, 10 M. von Dresden, 4 St. davon Schneeberg, auf der Hälfte des Weges dahin Lößnitz, 2 Stunden von Zwönitz, Lichtenstein und Hartenstein, 2½ Stunde von Hohenstein entfernt. Der Ort bildet am Fuße des südöstlichen Gebirgstheiles ein Oval, welches von dem die ganze Stadt durchgehenden Bache durchschnitten und in zwei gleiche Hälften getheilt wird.

Die Herrschaft Stollberg, auch Stallburg die Veste, welche ihre Entstehung durch die Sorbenwenden schon vom Jahre 712 n. Chr. ableitet, wurde ehedem zur kaiserlichen Domäne oder dem Voigtlande gerechnet, welches bis Zschopau und Lengefeld herüberreichte. Im 14. Jahrhunderte (1367) verkauften sie die Nachkommen Friedrichs von Schönberg, Hermann und Bernhard, an die böhmische Krone. König Sigismund verpfändete sie aber im J. 1422 wegen der von Friedrich dem Streitbaren aufgewendeten Kriegskosten (im Betrag von 90,000 Gulden) an denselben. Ihr Besitz ging auf Friedrich den Sanftmüthigen über, der sie 1445 an seinen Bruder Wilhelm versetzte. Der Vertrag zu Eger 1459 machte Stollberg wieder zu einem Theile der sächsischen Lande, mit welchem Herzog Albert Die von Schönberg 1468 belieh. Als Gut besaßen Stollberg Die von der Kager, seit 1447 aber Die Schlick, insbesondere der Ritter Matthias Schlick von Lazan, Burggraf von Eger und Ellenbogen, indem es der Letztere um 5415 rheinische Gulden an sich gebracht hatte. Nach dem Tode Wolf Friedrichs von Schönberg verkauften es im J. 1565 die Erben an den Kurfürsten August, sich allein Zwönitz vorbehaltend, nachdem Ober- und Niederwürschnitz schon vorher zu Oelsnitz gekommen war, und sie die alte Burg durch das neue Schloß Hohneck ersetzt hatten. Als im Jahre 1809 das damals in der Stadt befindliche Amthaus mit abgebrannt und bereits ein großer Theil des auf Hohneck befindlichen Schlosses zusammengestürzt war, wurde der noch übriggebliebene, nach Nordwest hin gelegene, für die Gefängnisse eingerichtet, und an die Stelle des eingefallenen ein neues Gebäude bis zum Jahre 1815 für das Justiz- und Rentamt eingerichtet. Die so über die Stadt und einen weiten Umkreis derselben erhabene Lage des gegenwärtigen Amthauses ist eine sehr anmuthige, und man genießt von hier aus, besonders nach Südwesten hin, eine reizende Aussicht.

Die Stadt selbst, im Jahre 1617 schriftsässig geworden, war vor dem dreißigjährigen Kriege durch Tuchmacherei sehr belebt. Vor etwa 3 bis 5 Jahren fanden sich bei einer Zählung 361 Wohngebäude mit 3103 Einwohnern, worunter 11 Katholiken. Jetzt darf man in 380 Häusern etwa 3400 Einw. annehmen. Bis ins Jahr 1830 führte der Bürgermeister dieser Stadt das Directorium unter den allgemeinen Städten des erzgebirgischen Kreises. Nächst ihm besteht das Rathspersonal in 1 Protokollanten, 2 zeitlichen Rathmännern, 1 Stadtrichter, 1 Actuar und 3 Stadtgerichtsbeisitzern. Uebrigens befindet sich in der Stadt 1 Untersteueramt und 1 Posthalterei. Seit dem November 1838 ist Stollberg Sitz einer neuerrichteten Superintendentur. Die Parochie selbst faßt die Dorfschaften Ober-, Mittel- und Niederdorf, Ober- und Niederwürschnitz, Gablenz, Hohneck und Brünlos in sich. Letzteres als Filial hat der Diakonus in der Eigenschaft eines Pastors zu besorgen. Der neuen Superintendentur sind die Parochieen Burkhardsdorf, Hormersdorf, Jahnsdorf, Thalheim, Nieder-Zwönitz, Stadt Zwönitz, Oelsnitz, Lugau, Erlbach und Ursprung einverleibt. Die im Jahre 1632 von Holke mit verbrannte Stadtkirche St. Jacobi, zu deren Wiederaufbau der schwedische Feldmarschall Torstenson einen beträchtlichen Geldbeitrag verwilligte, wird gegenwärtig im Innern völlig restaurirt und dürfte eine der schönsten in der Umgegend werden, sobald ihr der noch mangelnde Thurm als äußere Zierde beigegeben werden kann. Sie wird durch ein Orgelwerk von den Gebrüdern Jämlich bereichert werden. Das jetzt noch von einem neben der Kirche stehenden Häuschen ausgehende Glockengeläute ist melodisch klangvoll und wahrhaft großartig. Im südlichen Theile der Stadt befindet sich die Kirche U. L. Fr. Die wohlorganisirte Schule mit 4 bis 5 angestellten Lehrern zählt jetzt 570 Kinder, nachdem Hohneck ein eigenes Schulhaus bekommen hat, worin 70 Kinder noch Unterricht erhalten. Zu besonderer Zierde gereicht der Stadt das nach seinem 2. Brande (im J. 1809) wieder hergestellte Rathhaus. Nach ihm dürfte die Superintendur als eines der schönsten Gebäude gelten. Noch giebt es hier 2 Gasthöfe, 4 Mühlen, mehrere bedeutende Handlungen, 1 Apotheke und einige hoch im Osten abgesondert stehende Stadtgüter. Bei einem nicht unbedeutenden, aber nicht durchgängig ergiebigen Feldbau wird die Viehzucht am gedeihlichsten, wozu die eine halbe Stunde von der Stadt sich weit ausdehnenden sogenannten Stegewiesen besonders beitragen. Brauerei, starke Durchfuhr, Weberei von Bettdecken, Piqué, Barchent und Kattun sind jetzt die vorzüglichsten Nahrungszweige der Einwohner, während Leinweberei und Tuchfabrikation sehr in Verfall gerathen sind, und ein gleiches Schicksal den überaus zahlreichen Strumpfwirkern droht. Sehr besucht sind die drei Jahrmärkte. Stollberg ist Geburtsort des Kaufmanns Ackermann in London, durch dessen edle Vermittelung die Nothleidenden in Sachsen aus England 1813 so große Summen empfingen. Auch Michael Reisig (1584—1632), zu seiner Zeit beliebter Komponist und der größte Zinkenbläser, Hofmusicus in Augustusburg, war hier geboren. G.

Hierzu als Beilagen:

1) Kahla und die Leuchtenburg. 2) J. G. Schicht. 3) Stollberg.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



I. 33. Nach d. Natur gez. v. F. Niese. lith. von C. W. Arldt. 98 I.

Strehla.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 10. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Strehla,

ein schriftsässiges Rittergut, Schloß und Vasallenstadt, liegt am linken Ufer der Elbe, drei Meilen unter Meißen, an der Gränze des Königreichs Sachsen. Die Lage der Stadt auf dem Abhange eines Bergrückens, auf dessen höchsten Punkten das alterthümliche Schloß und die Kirche stehen, giebt ein sehr angenehmes, heiteres Bild, das durch die nahe, zwischen Feldern und Wiesen hinfließende, von Schiffen belebte Elbe, noch verschönert wird. — Die Herrschaft Strehla hatte, so lange sie ein unmittelbares Eigenthum der deutschen Könige war (bis 1002) einen bedeutenden Umfang. Als sie aber später in Besitz der Markgrafen von Meißen kam, verbanden diese einen großen Theil dieser Besitzungen mit ihrem Markgrafthume und machten das Uebrige zu einem Rittergute, das vier Ritterpferde stellen mußte, wovon jedoch später eines erlassen wurde. Das Schloß wurde, nach glaubwürdigen Nachrichten, von dem deutschen Könige Heinrich I., als eine Schutzwehr der deutschen Ansiedelungen gegen die noch nicht völlig unterjochten Slaven im Jahre 928 erbauet. Die daselbst wohnenden Burggrafen wählten später den Namen des Schlosses zu dem ihrigen und wurden die Ahnherren des Geschlechtes Derer von Strele, welches bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts blühte. Von 1002 bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts wechselte Strehla sehr oft seine Besitzer; bis, laut eines noch vorhandenen Lehnbriefs vom J. 1388, der Kaiser Wenzel das Schloß nebst allem Zubehör dem Ritter Otto von Pflugk für geleistete Dienste schenkte. Von dieser Zeit an ist Strehla ununterbrochen im Besitze dieser Familie bis auf den heutigen Tag geblieben. — Die Herrschaft besteht eigentlich aus zwei Rittergütern, nämlich Strehla-Trebnitz und Strehla-Görzig, jedes mit 1½ Ritterpferde. Auch das Schloß und die Stadt sind in zwei Theile, den trebnitzer und görziger, getheilt. Gegenwärtig ist der Kammerherr und Senior des pflugk'schen Geschlechts, Wilhelm Eberhardt Ferdinand von Pflugk, der alleinige Besitzer beider Theile der Herrschaft.

Strehla, die Stadt, wird in Urkunden des Mittelalters auch Strele, Strelin, Strelis genannt. Dieser Name stammt unstreitig von dem wendischen Worte Strevl, ein Pfeil, her, und einen solchen führt auch die Stadt in ihrem Wappen. Strehla war ursprünglich ein von den ehemaligen slavischen Bewohnern dieser Gegend, den Daleminziern, erbautes Dorf, wird aber schon in einer Chronik des 11. Jahrhunderts Stadt genannt, und spielte schon bei den Einfällen der Polen in's Meißnische eine nicht unbedeutende Rolle. 1002 eroberte es der Polenherzog Boleslaw, wobei es geplündert und niedergebrannt wurde. Dieser schenkte es seiner Tochter Regelinde, welche sich 1003 mit dem Markgrafen Hermann von Meißen vermählte. Diesem Umstande hatte Strehla die Schonung und Ruhe zu verdanken, deren es in den spätern polnischen Einfällen genoß. Die Stadt muß früher einigermaßen befestigt gewesen sein; denn nicht nur in den polnischen Einfällen, sondern auch später im Hussiten- und 30jährigen Kriege ist sie mehrmals gegen Angriffe feindlicher Truppen mit Erfolg vertheidigt worden. Jetzt sieht man keine Spuren ehemaliger Befestigungen mehr, wenn man nicht einen um den obern Theil der Stadt laufenden breiten Graben dafür gelten lassen will. 1429 wurde die Stadt von den Hussiten und 1637 von den Schweden fast gänzlich niedergebrannt. Auch von der Pest wurde Strehla mehrmals heimgesucht. 1752 brannte ein großer Theil der Stadt mit dem Rathhause ab. Noch in neuerer Zeit haben Strehla viele Brände betroffen.

Gegenwärtig zählt die Stadt 250 Häuser und gegen 2000 Einwohner. Ein großer Theil der Häuser ist völlig massiv, die übrigen, mit sehr wenigen Ausnahmen, halbmassiv gebauet, und der, ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildende, Marktplatz mit dem Rathhause gewährt einen freundlichen Anblick. Die Erwerbsquellen des Ortes sind Handwerke, Handel, besonders mit Getreide, Sandstein, Steinkohlen und Holz; auch wird Landwirthschaft getrieben. Märkte werden jährlich 3 gehalten. Unter den Handwerkern sind besonders die Töpfer durch ihr gutes Kochgeschirr weit bekannt. Einer derselben, Namens Melchior Tatze, der zugleich Bildschnitzer war, verfertigte im Jahr 1565 die in der Kirche befindliche thönerne Kanzel, ein Meisterstück. Sie besteht aus 8, über eine Elle hohen und eben so breiten Tafeln mit Reliefs, Scenen aus dem alten und neuen Testamente darstellend. Das Ganze ruht auf einer, auch aus Thon geformten, lebensgroßen Figur des Moses.

Strehla gehört unter die leipziger Kreisdirektion und zum Amte Oschatz. Der herrschaftlich pflugk'sche Gerichtsbezirk erstreckt sich auf die Orte Strehla, Trebnitz, Görzig, Lichtensee, mit Antheilen von Bobersee, Forberg, Oppitzsch, Pulsen und Zaußwitz. Das Gericht wird von einem Schösser verwaltet. Der Stadtrath, welcher in Folge der jüngst eingeführten Städteordnung neu erwählt wurde, besteht aus einem rechtskundigen Bürgermeister und drei Rathmännern. — Kirche und Schulen stehen unter der Inspektion Oschatz und der Kollatur der hiesigen Gerichtsherrschaft. Ueber die Gründung der Kirche fehlen alle Nachrichten; indessen kann man annehmen, daß sie nicht lange nach der meißner Domkirche erbauet wurde, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß ein Ort, wie Strehla im 10. Jahrhundert schon war, lange ohne Kirche geblieben sein sollte. Ihre jetzige Gestalt hat sie aber wohl nur erst nach und

nach erhalten; wenigstens beweisen mehrere, hier und da an dem Gebäude angebrachte Jahrzahlen aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert, daß dasselbe manche Veränderung erfahren haben muß. Außer der oben beschriebenen Kanzel, besitzt die Kirche noch ein anderes, alterthümliches Kunstwerk: dieß ist der Altar, an welchem die Geschichte des Heilandes in mehreren Bildern, in Holz geschnitzt, dargestellt ist. Auf dem Abendmahlsbilde sind Luther und Melanchthon sehr kenntlich angebracht. Das Ganze ist von dem freiberger Bildschnitzer Franz Dietrich 1605 verfertigt. Der Kirchsprengel besteht aus der Stadt und 8 eingepfarrten Dorfschaften. An der Kirche ist ein Pfarrer und ein Diaconus angestellt; an der Knabenschule ein Rector, zugleich Organist, und ein Cantor; an der Mädchenschule zwei Lehrer, von denen der erste auch Kirchner ist.

Seit 1829 befindet sich nahe bei der Stadt an der Elbe eine chemische Fabrik, daneben das Untersteueramt, nebst einigen Privatgebäuden; und etwas weiter hinauf eine Fähre über die Elbe.

N.

Heinrich Reichsgraf von Brühl,

königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Premier- und dirigirender Kabinets-Minister.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Ende verwendete er viele Tausende auf die Einrichtung seiner Paläste und Gärten, Bibliotheken, Bildergalerien und andre Sammlungen, so wie auf die Lustbarkeiten und Feste, welche er zur Unterhaltung des Hofes anstellte. Besonders zahlreich und prachtvoll war seine Bibliothek in Dresden, aber nicht aus Liebe zu den Wissenschaften, sondern nur aus Eitelkeit und Prunksucht, um in allen Dingen zu glänzen. Eben so schön und kostbar waren seine Gemälde-, Kupferstich-, Naturalien- und Mineraliensammlungen. Mehr als am königlichen Hofe herrschte im brühlschen Hause, in den Gemächern und an der Tafel Pracht und Ueberfluß. Alle Zimmer prangten mit Wand- und Tisch-Uhren, Vasen, Kronleuchtern, Spiegeln, Marmorkaminen, Statuen, Medaillons und Gemälden in Goldrahmen, wie mit vergoldeten Thüren und Schlössern, prachtvollen Tapeten und Porzellanöfen in Form antiker Bildsäulen, römischer Mausoleen oder griechischer Tempel. Damit sein Haus ganz das Ansehen eines fürstlichen Hofes habe, unterhielt er auch eine kleine Kapelle, ein Theater und eine Leibwache von 200 Mann. — Seine üppige Weichlichkeit ging so weit, daß er für sich und seine Gemahlinn künstliche Nachtstühle von einem berühmten Mechaniker in Augsburg verfertigen und durch seinen General-Adjutanten, den General-Lieutnant von Gößnitz, abholen ließ. — In den Jahren 1744—1747 wurde die brühlsche Tafel nie mit weniger als 30 Schüsseln besetzt, und zwar in einem Ueberflusse, daß die Bedienten, nach Belieben, davon tragen konnten. Ein kleines Gastmahl durfte nicht unter 50 Schüsseln, ein großes nicht unter 80 bis 100 Schüsseln sein. Die brühlsche Terrasse, die dortige Bildergalerie, sein Garten in Friedrichstadt dienten gewöhnlich zu seinen glänzenden Abendtafeln und Lustbarkeiten, zu denen auch deutsche Schauspiele gehörten.

Nicht weniger Pracht und Verschwendung liebte der Minister in Rücksicht seiner Kleidung, Wäsche und Dienerschaft. Alle Kleidungsstücke, von dem herrlichsten Stoffe und der feinsten Arbeit, waren zu Dutzenden, Hunderten und Tausenden (Spitzen, seidne Strümpfe, Hüte, Hutfedern, Pelze, Müffe in Masse) aufgehäuft, so daß er das reichste und kostbarste Kleidermagazin in Dresden hatte. Die Preußen fanden 1756 in dem bereits ausgeräumten Palais noch 200 Paar Schuhe, 100 Paar Stiefel, 150 Perücken und 80 reiche Schlafröcke. Dazu besaß er eine ganze Sammlung von Juwelen und Pretiosen aller Art (843 Tabatièren, 102 Taschenuhren, 87 Ringe, 75 Degen und Hirschfänger, 55 Etuits, 67 Riechfläschchen, 43 Scheeren, 30 Schreibetafeln, 29 spanische Röhre, 13 Garnituren Schnallen rc.). Uebrigens ließ er die meisten seiner Luxusartikel aus dem Auslande kommen: ein großes Silberservice, Stiefel und Schuhe zu 100 Paaren, seine Perücken zu Dutzenden, sogar Pasteten mit der Post von Paris, Schokolade aus Wien und Rom, und was er ja im Lande machen ließ, das wurde erst nach Jahren und mit Verlust bezahlt, indem die Leute Brühls Haushofmeister durch Geschenke in ihr Interesse ziehen mußten. Des Ministers Dienerschaft war wenigstens 200 Köpfe — zum Theil Franzosen und Italiener — stark und zwar mit und ohne Livrée; darunter waren 12 Kammerdiener, 12 Pagen, Stallmeister, Bereiter, Küchen- und Kellerschreiber rc. wie an den größten Höfen. Die gräfliche Küche bestand aus 4 Mundköchen, 12 anderen Köchen, eben so vielen Küchenjungen und Gehilfen, so daß das gesammte Personal sich auf 30 Köpfe belief. Die Kellerei und Konditorei war fast eben so zahlreich. Rechnet man zum Unterhalt so vieler Menschen noch den großen Aufwand, welchen er bei so häufigen Festen und Lustbarkeiten in seinen Palais, Schlössern und Gärten, namentlich 1747, wo das brühlsche Haus am glänzendsten war, auf die Besoldung der Schauspieler und Sängerinnen und die Geschenke, welche er den letzteren als seinen Geliebten gab, machen mußte; so ist offenbar, daß er jährlich mit einer Million nicht auskommen konnte. Das brühlsche Palais (ohne Möbeln im Nachlasse mit 180,000 Thlr angeschlagen) wimmelte stets von Franzosen und Italienern, welche die mannichfaltigsten Dienste und Aufträge zu verrichten hatten.

Seine 3 älteren Brüder beförderte der Minister nicht blos zu hohen und einträglichen Posten, indem er den ältesten, Johann Moritz, zum k. poln. und kursächs. geheimen Rath, Kammerherrn und General-Major, wie auch zum Komthur des deutschen Ordens und der Ballei Thüringen Statthalter, den 2., Johann Adolf, zum kursächs. Kammerherrn und Oberstallmeister und den 3., Friedrich Wilhelm, zum kursächs. geheimen Rath ernannte, sondern sie auch in den Grafenstand erhob und mit ansehnlichem Vermögen bereicherte. — Auf gleiche Weise bedachte er alle seine Anhänger, Bediente und Werkzeuge. Ohne seinen Willen und seine Empfehlung konnte Niemand Konferenzminister oder Präsident eines Collegiums werden, überhaupt weder am Hofe, noch im Staate eine Anstellung erhalten. An seine Leute vergab er die einträglichsten Stellen im Lande; die weniger einträglichen kamen an die Bedienten seiner Brüder und übrigen Verwandten und Geschöpfe des brühlschen Hauses. Man zog daher den brühlschen

Dienst dem königlichen vor. So gaben arme Adelige ihre Söhne lieber dem Grafen Brühl als dem Könige zu Pagen. Uebrigens ward zum brühlschen Dienst hauptsächlich Schlauheit und Willfährigkeit zur Ausführung schändlicher Kabalen und Intriken erfordert; wer diese Eigenschaften besaß, fand durch die Gunst eines Kammermädchens, durch die Empfehlung eines Kammerdieners oder eines Laufers leicht einen Platz. Denn solche Personen konnte der stets mit Kabalen und Intriken beschäftigte Minister immer brauchen. — Nach dem Tode seiner Schwiegermutter zog er aus demselben Grunde die frömmelnde Gräfinn Ogilvi aus Prag als Oberhofmeisterinn der Königinn nach Dresden. Sie kam blutarm an den sächsischen Hof, und nach 4 Wochen herrschte der größte Ueberfluß in ihrem Hause; ihre verschuldeten Güter in Böhmen wurden sogleich schuldenfrei. Dieß Alles kam von Brühl, dem sie dafür als Werkzeug seiner Intriken diente. — Rechtschaffne und talentvolle Männer speiste er dagegen mit zuvorkommender Freundlichkeit und leeren Versprechungen ab. — Wie aus seinem Gesichte Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit sprach, so war er auch in seinem Betragen gegen Hohe, wie gegen Geringe, die Höflichkeit und Dienstfertigkeit selbst; es war aber nicht Wahrheit, sondern zur andern Natur gewordene Hofmanier und Schauspielerkunst, wie er es denn für das größte Talent hielt, ein guter Schauspieler im Leben zu sein, und darnach auch sein Wahlspruch lautete, den er oft im Munde führte: „Wir sind Alle Schauspieler; es kommt nur darauf an, seine Rolle gut zu spielen." — Daher umgab er sich mit lauter solchen Leuten, die bereit und geschickt waren, die von ihm zugetheilten Rollen gut zu spielen. Er hatte gewissermaßen einen Sicherheitsausschuß für seine Person, dessen Präsidenten nach und nach, in Verbindung mit der Gräfinn Sternberg, der Minister Graf Hennicke, der Kanzler Baron von Stammer, der Oberkonsistorialpräsident von Globig und der Minister Graf Loos waren. Der Kanzler von Stammer war früher Lieutenant gewesen und bekümmerte sich um nichts weniger als um das Recht und die Handhabung der Gesetze, hatte sich aber dem Minister durch seine Kühnheit und Verschmitztheit in Kabalen und Intriken empfohlen, und bewies ihm aus Dankbarkeit die größte Ergebenheit und treueste Anhänglichkeit.

Wie Brühls ganzes Wesen und sein im Hofdienste von Jugend auf zugebrachtes Leben auf der einen Seite zu einer ganz gemeinen und niedrigen Natur herabgesunken, auf der andern die ausgebildetste und raffinirteste Frivolität geworden war, und sein ganzes Dichten und Trachten nur auf Befriedigung der Sinnlichkeit ging; so war auch seine tägliche Lebensweise nichts als ein geschäftiger Müssiggang und eine Reihe von schändlichen Kabalen, Intriken und rauschenden Vergnügungen. Von seinen Sekretären unterrichtet, was dem Könige zur Unterschrift vorgelegt werden sollte, begab er sich in's Schloß, wo man ihn von 10 bis 11½ Uhr sehr emsig mit Papieren hin und her laufen sah. Hierauf ließ er sich auf kurze Zeit zur Gräfinn Moczinska, Tochter der Gräfinn Kosel und natürlichen Schwester des Königs, und von da in sein Palais zur Tafel tragen. Nach der Tafel erholte er sich von seinen Anstrengungen durch eine kurze Mittagsruhe. Um 3 Uhr fuhr er mit dem König entweder spazieren, oder auf die Jagd oder zum Scheibenschießen. Von 7 bis 8 Uhr begab er sich wieder an den Hof und von da in sein Palais, wo er die Abendstunden in großer Gesellschaft zubrachte oder Loge hielt. Auf diese Weise verlebte er einen Tag wie den andern, ohne sich weiter um die Staatsangelegenheiten zu bekümmern, welche er seinen Sekretären überließ. Diese gewöhnliche Lebensweise ward nur durch Lustbarkeiten und Hoffeste, so wie durch die Reisen nach Warschau, Stauchitz, Hubertsburg und auf die leipziger Messe unterbrochen. Für die letztere erhielt er 1800 Thlr. Meßauslösung.

Mit seiner Gemahlinn hatte der Graf eine zahlreiche Familie von 10 Kindern, von denen aber nur 5 am Leben blieben: die 1736 geborne und 1750 an den polnischen Grafen und Kronhofmarschall Mniszech verheirathete Gräfinn; Friedrich Joseph, 1739 geboren; Karl, 1741 geb.; Heinrich, geb. 1743, und Hans Moritz, geb. 1746, ein Liebling Gellerts. Bei den späteren Kindern waren gewöhnlich Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses Pathen. — Außer der Ehe hatte der Graf aber auch noch seine Geliebten, namentlich die deutsche Sängerinn Tennert und die Italienerinn Albuzzi, (welcher er auf dem Walle beim wilsdrufer Thore, ohne alle Achtung für die öffentliche Meinung, eine Rotunda erbauen ließ,) und machte aus diesem unerlaubten Umgange so wenig Hehl, daß er selbst im Volke bekannt war, und dieses jene Rotunda mit einem Schimpfnamen belegte. Natürlich hatte er bei seinem Wesen und Leben, weder Lust, noch Zeit, sich um die Erziehung seiner Kinder sonderlich zu bekümmern. Dieß that aber mit desto größerer Sorgfalt und nöthiger Strenge die höchst würdige, einsichtsvolle und geistreiche Mutter, und ihre Bemühungen hatten einen so glücklichen Erfolg, daß sich alle vier Söhne durch gründliche und vielseitige Kenntnisse, wie durch Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit auszeichneten, was allerdings in einer Familie, wo man täglich in Saus und Braus lebte, sehr zu verwundern und nur aus der klugen und sorgfältigen Leitung, wie aus der glücklichen Natur der Zöglinge zu erklären ist. Sie waren ganz ihrer edlen Mutter nachgeartet, welche eine Wohlthäterinn der Armen war, und jeden Tag mit einer besondern Wohlthat bezeichnete, die einen Unglücklichen in seiner Noth tröstete und stärkte. Daher wurde sie täglich mit Bitten und Bittschriften bestürmt, und dennoch suchte sie Jedem Hilfe zu gewähren. — Als die Söhne erwachsen waren, ließ sie der Vater mit königlichem Aufwande die vornehmsten Länder Europas bereisen, — während die königlichen Prinzen zu Hause bleiben und fast in Dürftigkeit leben mußten — und verschaffte dem ältesten Sohne schon in seinem 19. Jahre die wichtige Stelle des Kronfeldzeugmeisters in Polen. — Bemerkenswerth ist es auch, daß die übrigen Söhne später am preußischen Hofe zu hohen Ehren und Aemtern emporstiegen. Karl ward königlich preußischer Generallieutenant und Oberhofmeister des Kronprinzen († 1802); Heinrich starb als königl. preuß. Gesandter am münchner Hofe 1792; Moritz endlich, früher in französischen, seit 1789 in preußischen Diensten, Oberaufseher aller königlichen Schlösser, Gärten rc., starb 1811 als königl. preußischer Generalintendant aller Chausseen rc.

Wie der Graf Brühl bei der Staatsverwaltung nur auf seine Bereicherung bedacht war, und dabei weder nach dem Wohle der Unterthanen, noch nach dem Interesse des Staates, noch nach der Ehre des Fürsten fragte; eben so wenig Sorgfalt und noch weniger Klugheit bewies er auch in seiner Politik, daß er, statt die günstige Gelegenheit im östreichischen Erbfolgekriege zu Sachsens Vergrößerung zu benutzen, dem Lande nur Verlust und Unglück zuzog. In seinem politischen Benehmen, seinen Maßregeln, Briefen, Instruktionen und Depeschen an die sächsischen Gesandten herrschte eine merkwürdige Unentschlossenheit und Charakterlosigkeit. Zwar hatte der Kurprinz, bei seiner Vermählung mit der kaiserlichen Prinzessinn 1719, ihre Verzichtung auf Erbansprüche anerkannt, aber sein Vater noch 1731 mit Baiern ein Bündniß gegen die pragmatische Sanktion geschlossen und den erwähnten Theilungsplan der östreichischen Monarchie machen lassen; zwar hatte der junge Kurfürst, bei seiner Bewerbung um die polnische Krone 1733, für den östreichischen Beistand jene Verzichtung erneuert, aber die übrigen betheiligten Mächte hatten gleichfalls feierlich Verzicht geleistet, und waren dennoch, nach Karls VI. Tode, 20. Oktbr. 1740, entschlossen, seine pragmatische Sanktion anzugreifen, weil in der Politik Verträge nur so lange gelten, als sie mit Waffengewalt behauptet werden können. Dagegen schloß Brühl, 5 Monate nach des Kaisers Tode, mit Rußland ein Bündniß zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion; bearbeitet vom französischen Marschall Belle-Isle trat er (19. Septbr. 1741) dem Bündnisse von Nymphenburg zwischen Baiern, Spanien und Frankreich bei, und am 1. Nov. wurde zu Frankfurt am Main zwischen Sachsen, Baiern und Preußen ein förmlicher Accessionsvertrag unterzeichnet, nachdem Brühl durch ein Manifest vom 28. Oktbr. die früheren Verzichtleistungen seines Herrn, wegen des Widerspruchs so vieler anderen Mächte und wegen Verletzung der pragmatischen Sanktion von Seiten der Königinn Maria Theresia selbst durch Annahme ihres Gemahls zum Mitregenten, widerrufen hatte. Zu gleicher Zeit rückten 22,000 Sachsen unter Rutowski in Böhmen ein, vereinigten sich mit den Baiern und Franzosen und eroberten mit diesen gemeinschaftlich Prag (26. Novbr. 1741), wo sich Karl Albrecht zum König von Böhmen ausrufen ließ. Diesem gab Friedrich August am 24. Jan. 1742 auch seine Stimme zur Kaiserwahl, nachdem Brühl schon am 19. Jan. mit Friedrich II., der deßhalb selbst, wie im vorigen Jahre, nach Dresden kam, in engere Verbindung getreten war. Er überließ hierauf die sächsischen Truppen dem Kommando Friedrichs zu dessen Feldzug nach Mähren, gab ihm aber die erbetenen Belagerungsgeschütze zur Eroberung Brünns nicht, und zog auch die Sachsen bald wieder an die Gränze zurück, ohne daß sie überhaupt Etwas hatten unternehmen dürfen. Dieß Alles that Brühl ohne Wissen und Willen seines Königs, der nicht einmal wußte, daß sich seine Truppen von den Preußen zurückgezogen hatten. Während des Winters knüpfte er selbst in Wien geheime Unterhandlungen an, welche dem Könige von Preußen nicht verborgen blieben. Den 23. Juni 1742 trat der Minister den breslauer Friedenspräliminarien bei und im Frieden mit Oestreich zu Wien (d. 23. Juli) war schon der Vorsatz zu einem Bündnisse zwischen beiden Mächten ausgesprochen. Die Folge dieser kraft- und charakterlosen Politik war, daß von einer Entschädigung für Sachsens Kriegskosten oder Erbansprüche weder in dem einen, noch in dem anderen Vertrage die Rede war; Maria Theresia hatte aber, nach dem Frieden mit Preußen, das alte Fräulein von Kling, welche die Königinn Josepha erzogen hatte, mit der Abschrift jenes verrathenen Theilungsplanes nach Dresden geschickt und dem Minister drohen lassen, seine Ränke zum Sturze Sulkowskis bekannt zu machen, wenn er die sächsischen Truppen nicht zurückziehe und Frieden mache. Außerdem schmeichelte man ihm von Seiten Oestreichs mit der Fürstenwürde, wenn er sich mit Oestreich verbünde, und Maria Theresia schenkte der Gräfinn Brühl schöne Herrschaften in Böhmen. Auch der König von England interessirte sich für ein solches Bündniß, und ließ deßhalb dem Grafen Brühl große Summen zufließen. So kam es 1743 in Warschau zuerst zu einer geheimen Verabredung über einen Defensivbund zwischen Oestreich, England und Sachsen, nachdem dieß vorher schon in dem ähnlichen Vertrage zu Worms zwischen Oestreich, England und Sardinien geschehen war, worin man noch immer die pragmatische Sanktion aufrecht zu erhalten versprach. Und so ward das Bündniß zwischen Oestreich und Sachsen zu Wien (20. Dez. 1743) ohne eine einzige vortheilhafte Bedingung für Sachsen geschlossen. — In einem neuen Vertrage vom 13. Mai 1744 zwischen Oestreich, England und Sachsen versprach das Letztere, 22,000 Mann Hilfstruppen für englische Subsidien zu stellen. Vergeblich lud daher Friedrich II. Sachsen zum Beitritt zur Union von Frankfurt (22. Mai 1744) ein. Während der König und Brühl in Warschau waren, erzwang Friedrich den Durchzug mit 100,000 Mann durch das wehrlose Sachsen nach Böhmen, wohin später auch 22,000 Mann sächsische Truppen für Oestreich aufbrachen. Unterdeß hatte Brühl auch Polen für das östreichische Bündniß zu gewinnen gesucht, hatte mit Rußland gleichfalls ein Bündniß eingeleitet und war zuletzt selbst in dieser Angelegenheit nach Wien gereist. Auch Friedrich II. machte dem sächsischen Hofe noch Anerbietungen, welche Brühl aber, durch sein Interesse an Oestreich gefesselt, ohne Weiteres ablehnte und dafür den 8. Januar 1745 zu Warschau mit England, Oestreich und Holland eine Quadrupelallianz gegen die frankfurter Union schloß, nach welcher Sachsen für 100,000 Pfund Sterling mit 30,000 Mann Hilfstruppen Böhmen gegen Preußen vertheidigen, und wenn diese Truppen aber nicht nöthig wären, für eine andre Summe 10,000 Mann in die Niederlande schicken, bei einem Angriffe auf Sachsen Beistand von den Bundesgenossen erhalten und im Falle siegreicher Eroberungen in Preußen Theile davon bekommen sollte. Diese Zusicherungen erhielt Brühl nochmals in dem engen und geheimen Bündnisse gegen Preußen zu Leipzig vom 18. Mai 1745. Aber statt der gehofften Siege erfolgten nur traurige Niederlagen (bei Hohenfriedberg in Schlesien den 4. Juni, bei Soor in Böhmen den 30. Sept., bei Groß-Hennersdorf den 23. Novbr. und bei Kesselsdorf den 15. Decbr.), statt des Gewinnes nur Verluste für Sachsen (der Einfall der Preußen in Sachsen, die Einnahme Dresdens und

2 Millionen Kriegssteuer, überhaupt ein Verlust von 6 Millionen). Noch vor dem Siege bei Kesselsdorf hatte Friedrich die hannovrische Konvention, welche ihm den Besitz von Schlesien sicherte, und mit dieser Sachsen den Frieden angeboten, aber vergebens. So nichtig und verderblich erwies sich auch dieses Mal Brühls Plan, wie seine ganze Politik für Sachsen! — Glücklicher Weise erkaufte der König von Frankreich, auf Antrieb des patriotischen Marschalls von Sachsen, auf 3 Jahre die Neutralität Sachsens für 2 Millionen Franken. — Brühl war übrigens mit dem Könige, in den ersten Tagen des Dezembers, beim Einrücken der Preußen, nach Prag geflüchtet, und kehrte erst im Jan. 1746 nach Dresden zurück. Durch diesen schlechten Erfolg seiner Politik nicht klüger gemacht, vielmehr durch die lockenden Versprechungen Oestreichs geblendet und durch Rache gegen Friedrich angetrieben, ließ er sich, wie ein unglücklicher Spieler, bald hierauf, aller Gegenvorstellungen des geheimen Rathes ungeachtet, in neue geheime Unterhandlungen mit den Höfen von Wien und Petersburg ein, und veranlaßte den für Sachsen noch verderblichern, 7jährigen Krieg. Schon 1746 schickte er einen vertrauten Unterhändler, den geheimen Registrator Saul, mit geheimen Aufträgen nach Wien. Der ganze Plan war aber wieder so wenig politisch, daß Sachsen, welches erst am Kriege Theil nehmen sollte, wie die Urkunden des dresdner Archivs sagen, wenn Preußen schon größtentheils überwunden wäre, abermals würde leer ausgegangen sein. Daher hielt der Minister Sachsen auch für so sicher gegen einen Angriff von Preußens Seite, daß er die Armee in ihrem verminderten und traurigen Zustande ließ, dagegen aber durch einen vom Hofkleinschmied verfertigten Nachschlüssel zu dem Portefeuille des preußischen Gesandten Klingräff in Dresden und durch die von dem bestochenen Kammerdiener entwendete Chiffer der Depeschen die Absichten des preußischen Kabinets zu erfahren suchte. So war später der schändliche Verrath des geheimen Kanzlisten Menzel an den preußischen Gesandten von Malzahn, welcher den großen Plan Brühls zu Schanden machte, nur eine Folge der brühlschen Denk- und Handlungsweise, von welcher Friedrich II. hinlänglich unterrichtet war, so wie er auch die Schwäche der feindlichen Kabinete und ihrer Streitkräfte sehr gut kannte und daher den sonst so ungleichen Kampf spöttisch nur den „Drei-Weiberkrieg" zu nennen pflegte.

In dieser sorglosen Sicherheit Brühls überraschte ihn der plötzliche Einfall Friedrichs den 29. August 1756 so sehr, daß er darüber bei seiner eiligen Flucht mit dem Könige, die wichtigsten Staatspapiere aus dem geheimen Archive mitzunehmen vergaß, die er freilich in seiner politischen Weisheit durch die Anwesenheit der Königinn für hinlänglich gesichert hielt. Dagegen mußte ihn der Ueberfluß auch auf der Flucht begleiten: er kam mit 120 Pferden in das Hauptquartier nach Struppen, während der König nur 50 hatte, und hier, wie nachher auf dem Königstein, war für seine Person Alles im Ueberflusse vorhanden, während die Truppen im Lager hungerten und es den Pferden der Kavalerie am nöthigen Futter gebrach, welches sie zur Hälfte für des Königs und Ministers Pferde hatte abgeben müssen. Dessenungeachtet verläumdete Brühl die braven Truppen in den Zeitungen und am russischen Hofe, als ob sie in ihrer Hungersnoth bei Pirna ihre Schuldigkeit nicht gethan hätten. — Nach der Kapitulation der unglücklichen Armee erhielten der König und sein Minister die früher verweigerten Pässe nach Polen. Die Königinn und Gräfinn blieben aber noch in Dresden zurück; die letztere erhielt jedoch im April 1757 von Friedrich II. Befehl, Dresden mit ihren Enkeln, den Kindern des Grafen Mniszech, zu verlassen, und sie begab sich hierauf auch nach Warschau, wo sie 1762 starb. — Die Königinn wollte noch jetzt ihren Gemahl Brühls selbstsüchtige Handlungsweise darlegen und stand eben im Begriffe, mit den gesammelten Beweisen nach Warschau abzugehen, als ihr Tod im Nov. 1757 dieses Vorhaben vereitelte und den Minister von seiner gefährlichsten Feindinn befreite. Der König schenkte ihm, auf diese Nachricht, die ganze Apanage derselben, die Starostei Zips und das jetzt zum Finanzhause gehörige fürstenbergische Haus, um ihn für die in Sachsen erlittenen Verluste zu entschädigen. Denn auf Friedrichs Befehl waren sein Palais, seine Gebäude und Gärten in Dresden, sowie seine Lustschlösser und Güter in Sachsen überhaupt der Plünderung und Zerstörung durch die Preußen übergeben worden. — Nach dem Tode seiner Gemahlinn machte der Minister den 9. Aug. 1762 sein Testament, und errichtete, mit des Königs Bewilligung, aus der Herrschaft Forsta und Pförten ein Majorat.

So lange der Krieg dauerte, hörte natürlich Brühls verderblicher Einfluß und sein Aussaugesystem in Sachsen auf; allein, sobald er mit dem Könige, am 30. März 1763, zurückgekehrt war, begann er sogleich wieder, statt von des Landes Noth, dessen Urheber er war, im Geringsten gerührt zu sein, nur für seine Person zu sorgen und vernichtete die wenige Ordnung, welche man im Kriege noch erhalten hatte: er stellte alle Zahlungen ein, und verwendete die Gelder zur Wiederherstellung seiner Gebäude und Gärten, zu neuem, übermäßigen Luxus, so wie zu Hoffesten und zur Bezahlung seiner Schulden. Mehre Monate vor dem Tode des Königs, (5. Oktbr. 1763) wurden keine Gehalte, noch weniger die Rückstände ausgezahlt, ja man sprach sogar davon, alle Forderungen an rückständige Gehalte und Pensionen ohne Weiteres niederzuschlagen. — Brühl war übrigens noch kränker, als der König von Warschau zurückgekommen, und als dessen Tod plötzlich erfolgt war, sah er auch sogleich ein, daß er seine Rolle ausgespielt habe, und legte seine vielen Stellen, (von denen er als geh. Rath 8000, als Kämmerer 1900, als Kammerpräsident 9700, als Obersteuereinnehmer 525, als Vice-Obersteuer-Direktor 700, als Obersteuer-Direktor 4750, als zeizischer Obersteuereinnehmer 2350, als General-Accisdirektor 3250, als Direktor der Oberrechnungsdeputation (einschließlich 500 für einen Sekretär) 1700, als Oberster 1467, als alte Accisbesoldung 660, als tägliche Auslösung zu 20 Thlr. 7300, für 1 Generalstabssekretär 540, als Meßauslösung 1800, desgl. 300, zu verschiedenen überlassenen Ausgaben aus der Kammer 1500, als Deputat auf 24 Pferde 1200, aus der stift-merseburgischen Rentkammer 3000, aus der zeizischen Rentkammer 1500 Thlr, ohne die übrigen Einkünfte als Domherr zu Meißen, Probst zu Bautzen rc. jährlich bezogen hatte) freiwillig nieder,

aber immer noch mit Beibehaltung einer Pension von 36,000 Thlr. und dem Titel eines wirklichen geheimen Rathes und präsidirenden Konferenzministers. — Indessen überlebte er den König nur einige Wochen auf einem schmerzvollen Krankenlager, und starb schon den 28. Oktbr. desselben Jahres, nachdem er das heilige Abendmahl noch lutherisch genommen hatte. Sein Leichnam ward mit einigen Feierlichkeiten, doch ohne großes Gepränge, nach Forsta, in das daselbst von ihm errichtete Erbbegräbniß abgeführt und bei einer gewöhnlichen Gedächtnißpredigt, wie im Testamente verordnet war, christlich beigesetzt. Seine Söhne errichteten ihm in der dasigen Kirche ein sehenswerthes Denkmal.

Dieß ist in gedrängtester Kürze (aber immer nur so viel davon bekannt ist) die Lebensgeschichte eines Mannes, den das Glück eben so eitel und übermüthig, als pflichtvergessen und gewissenlos machte, der dabei aber immer die Maske der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit trug, ganz wie Reineke Fuchs, und sich noch in seinem Testamente für den frömmsten, redlichsten und unbescholtensten Menschen erklärte, der Alles mit Gott that, und nur durch seinen Beistand vollbrachte. Er hatte sogar 1740 ein Andachtsbuch aus dem Französischen übersetzt und herausgegeben: „Die wahre und gründliche Gottseligkeit aller Christen insgemein, nebst einer Abhandlung vom Gebet," worin unter anderen folgende Stellen vorkommen: „Unsere ganze Wohlfahrt besteht darin, wenn es uns in dieser Welt übel geht. — Die Scheingüter dieser Erde sind blos für solche Leute, welche keine bessere hoffen, oder keine wahrhafte suchen." — Friedrich II., in seiner Ode an Brühl, schildert seinen Seelenzustand als höchst traurig, und wahr ist unser schillersches Motto, wie Tiedges schöner Ausspruch:

„Gott spricht durch seine Welt,
Der Mensch durch seine That."

(Beschluß folgt.)

Der Zwinger in Dresden.

Zu den großartigen Bauwerken, welche Dresden der Prachtliebe des Kurfürsten und Königs Friedrich August II. (1694—1733) verdankt, gehört auch der sogenannte Zwinger. Der König ließ ihn 1711 von dem Oberlandbaumeister Pöpelmann anlegen und bestimmte ihn als einen hesperidischen Garten zum wahrhaft königlichen Vorhofe eines neuen, prachtvollen Residenzschlosses, dessen Bau aber nicht begonnen, wie der des Zwingers nicht beendet wurde. Er besteht aus einem 280 Schritte langen und 170 Schritte breiten Viereck, welches an den langen Enden in ovalen Vertiefungen ausgeht, drei Durchfahrten mit 2 Portalen hat, und von sechs, durch eine Galerie hoher Bogenfenster und über denselben durch offne Gänge verbundenen Pavillons auf 3 Seiten eingeschlossen wird. Die vierte Seite, jetzt nur eine hohe, kahle Mauer, bestand sonst aus Ziegeln und Holz mit Gemälden, welche die Gestalt der übrigen Galerien darstellten. Die äußerlich mit Zierrathen überladenen, im Innern aber geschmackvollen Gebäude des Zwingers enthalten mehre, zum Theil mit schönen Deckengemälden von Sylvestre, Torelli, Fehling und Pellegrini, dessen Göttermahl sich auszeichnet, geschmückte, ursprünglich zu Speise- und Spielzimmern bestimmte Säle, welche zur Aufbewahrung verschiedener kostbarer Sammlungen benutzt werden. Der achteckige Pavillon, dem Prinzenpalais gegenüber, dient zu naturhistorischen und anderen Vorlesungen. In den übrigen Pavillons befinden sich der mathematische Salon, die Modellkammer und die Sammlung der Elgin'schen Gypsabgüsse. Die übrigen Säle und Galerien bewahren das naturhistorische Museum, sowie das Kupferstichkabinet und das historische Museum.

Der Zwingerplatz selbst, wo einst glänzende Feste gegeben wurden, jetzt kleine Kinder und ihre Wärterinnen ihr Spiel treiben, wird im Sommer durch Orangerie (sonst gegen 300 Bäume, welche 1730 von den Professoren Ludwig und Hebenstreit als Ballast für die kurfürstliche Drechselbank aus Afrika mitgebracht worden waren), und 4 spielende Springbrunnen verschönert. Im 7jährigen Kriege ward er als Zimmerhof gebraucht. Eine breite, sonst mit Wasserwerken versehene Doppeltreppe, unter dem westlichen Pavillon, führt auf den mit einer Lindenallee besetzten Zwingerwall, wo man nach allen Seiten hin, besonders nach der Elbe schöne Aussichten hat. Ein um 1 Stockwerk vertiefter Theil desselben enthält noch Ueberbleibsel eines Nymphenbades, das mit einer Hauptkaskade, vielen andern Wasserwerken und Bildhauerarbeiten verziert war. Nur eine Quelle springt noch von dem großen Wasserkunstwerke, das einst mit den Fontainen von Marly wetteiferte. — Vom Zwingerwall führt ein Weg hinab in die Ostraallee, ein andrer zum neuen Theater, zur kalberlaischen Zuckersiederei und zur Elbe. Auf dem Hauptportale nach der Ostraallee steht ein von offnen Arkaden gebildeter Thurm mit gemalter Kuppel und vergoldeter Krone. Das ganze Zwingergebäude, welches gegen 300 Bogenfenster enthält, im grotesken Style erbauet, mit Köpfen, halben und ganzen Figuren, mit Kronen, Laub- und Grottenwerken, Muscheln, Wasserbecken, Springbrunnen, Ballustraden, Nischen und Schnörkeleien aller Art, und ehedem mit 300 Statuen geziert, die aber größtentheils herabgestürzt oder weggenommen worden sind, überhaupt mit architektonischen und allegorischen Verzierungen überladen, hat im 7jährigen Kriege vornehmlich durch die Zerstörungswuth der Preußen sehr gelitten. M.

Johann Gottlieb Fichte.

(Beschluß.)

Fichtes Lehre und wissenschaftliche Verdienste müssen hier gänzlich unerwähnt bleiben, weil das Verständniß und die Würdigung derselben theils größere Uebung im scharfen und tiefen Denken, theils das umfassendste Eindringen in alle einzelne Theile des Systems und der Beweisführung nothwendig voraussetzt. Wir suchen uns nur noch in wenig Grundzügen ein zusammenhängendes Bild von Fichtes Geist und Charakter zu entwerfen.

Fichtes innerstes Sein und Wesen überhaupt, gleichsam der Kern seines Geistes und Gemüthes, war tiefer Ernst und unerschütterliche Festigkeit. Schon die äußere körperliche Erscheinung offenbarte diesen

innern Gehalt seiner Seele. Sein Körperbau war straff und kräftig, seine Muskeln voll und stark, sein Auftreten fest am Boden wurzelnd, sein Gang hart und trotzig, sein Blick streng und strafend, und der Ton seiner Rede kündigte, durch die nachdrucksvolle Stärke der Stimme, die Geradheit und Entschiedenheit seines Charakters, den Ernst und die Festigkeit seiner Ueberzeugung an. Obgleich die Schärfe und Tiefe seines Geistes in seinen Forschungen und Schriften besonders hervortritt, so ist doch die unbesiegbare Stärke des Charakters als der Hauptzug seines Wesens und Wirkens anzusehen. Fichtes Leben bewegte sich vorzugsweise im Handeln oder in der Verwirklichung dessen, was Vernunft und Religion, gestärkt durch wissenschaftliche Forschung mit Klarheit und Bestimmtheit, für recht und gut erklärten. Mit dieser Richtung seines Geistes und Charakters vereinigte sich die ungebeugteste Festigkeit im Urtheil, die unbesiegbarste Kraft und der unerschütterlichste Muth in Nichtachtung oder Ueberwindung der härtesten Schwierigkeiten und Kämpfe. Er übte bei seinen Handlungen die strengste Konsequenz der Grundsätze und Maximen aus, und offenbarte dabei die furchtloseste Unabhängigkeit von jeder Gefahr nachtheiliger Folgen. Den höchsten und letzten Bestimmungs- oder Entscheidungsgrund seiner Entschließungen nannte er selbst die Ehre, worunter er aber seine eigene Achtung gegen sich selbst verstand. Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit überhaupt, frei von unkluger Offenherzigkeit, hat er stets auf's Strengste beobachtet. Seine rücksichtslose Geradheit und Ehrlichkeit verstieß allerdings nicht selten gegen die feinen Gesetze einer heuchlerischen Konvenienz und delikaten Höflichkeit. Ja, wo er hartnäckige Thorheiten und Verkehrtheiten entdeckte und zu züchtigen für Pflicht hielt, da trat in seinem äußern Benehmen scheinbar wohl gar Mangel an Humanität und Wohlwollen hervor, obgleich er im Innersten seines Gemüthes bei der äußersten Strenge der Grundsätze theilnehmend, schonend und zartfühlend war. Seine Strenge und Härte war eigentlich immer nur gegen die Sache, nie gegen die Personen gerichtet. Dieß gilt namentlich von seinem Verfahren in wissenschaftlichen und literarischen Streitigkeiten, wozu er meistentheils durch die Heftigkeit und Bitterkeit der Gegner veranlaßt wurde. Ein besonders in seinem Charakter hervortretender Zug ist die strengste Gewissenhaftigkeit und Treue, die bewunderungswürdige Standhaftigkeit und Furchtlosigkeit für Beruf und Pflicht, die er ganz der Wissenschaft und dem Vaterlande gewidmet hatte. Allein die sein Gefühl und seine Gemüthsstimmung ganz beherrschende Klarheit und Festigkeit des Geistes verlieh ihm die ruhigste Fassung und würdevollste Haltung auch in den größten Gefahren. Anderer Trost und Beistand in schweren Unglücksfällen wohl schätzend, zeigte er stets die lebhafteste Dienstfertigkeit und menschenfreundlichste Bereitwilligkeit, Anderen zu nützen und zu helfen. Für Freundschaft waltete in seinem Herzen die wärmste Empfänglichkeit und Sehnsucht. Doch viel schmerzliche Erfahrungen und harte Ungerechtigkeiten mäßigten seine Hingebung und sein offenes Vertrauen gegen die Menschen. Er leistete Verzicht auf jede Belohnung und Anerkennung, und wirkte doch mit der aufopferndsten Kraft und Freudigkeit. Die reinste und klarste Frömmigkeit waltete in dem Manne, der sogar öffentlich der Gotteslеugnung angeklagt und verurtheilt wurde. Seine religiöse Ueberzeugung war: „Ich für meine Person bin mit Leib und Seele für die reformirte Partei, weil sie unter den drei im römischen Reiche tolerirten in ihrer gegenwärtigen Gestalt der wahren christlichen Religion am nächsten kommt." — In seinem Hause herrschte die schöne Sitte, durch eine gemeinschaftliche Abendandacht, an der auch die Dienstleute theilnahmen, unter Gesang und Klavierspiel, mit erbaulicher Betrachtung über eine Stelle oder ein Kapitel aus dem N. T., besonders des Johannes, seines Lieblingsevangelisten, das Tagewerk zu beschließen, und durch herzliche Ermunterungen und Tröstungen dem Gemüthe Aller Kraft und Erhebung einzuflößen. Der Sonntag wurde gewöhnlich theils der Andacht, theils einer ernsten Selbstprüfung gewidmet. Fichtes Trost und religiöser Wahlspruch war: „Gott sorgt für uns und verläßt keinen ehrlichen Mann."

Ueber Fichtes geistige Fähigkeiten und Vorzüge legen seine Schriften das ruhmvollste Zeugniß ab. Seine Rede war nicht gewählt und schmuckreich, aber schwer und gewichtvoll. Sein Wissen und seine Wißbegierde erstreckte sich über Alles, was irgend nur für den Geist des edleren Menschen und Menschenfreundes Werth und Wichtigkeit haben kann. Die mächtigen und merkwürdigen Zeit- und Weltereignisse zu Ende des 18. und in den beiden ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erfüllten seine Seele mit der tiefsten und ernstesten Theilnahme. Vor Allem fand er geistnährende Ergötzung in dem Studium der alten griechischen und römischen Schriftsteller, mit deren Sprachen er auf's Innigste vertraut war. Unter den neueren französischen und deutschen Klassikern waren seine Lieblinge Rousseau, Montaigne, Lessing, Wieland und Göthe. Auch erlernte er die italienische, spanische und portugiesische Sprache in der Absicht, vorzüglich ihre Dichter in der Ursprache lesen und genießen zu können. Die schönsten Abschnitte aus Dante und Camoens sind von ihm übersetzt und in Zeitschriften abgedruckt worden. Ebenso entwarf er eine Charakteristik des Machiavelli und übertrug mehre Stücke aus dessen Werke in's Deutsche. Die schönen Wissenschaften hatten für ihn einen großen Reiz; er nannte die Beschäftigung mit denselben „sein ganzes Labsal." Nur den Novellen konnte er keinen Geschmack abgewinnen; er erklärte sie für eine „Leserei, die zu nichts gut ist, als die Zeit zu tödten." Wie Fichte außer der Wissenschaft und Philosophie die Poesie liebte, so liebte er auch die Reize und Schönheiten der Natur; namentlich machten Mondscheinabende und Herbsttage auf sein Gemüth einen lebhaften Eindruck. Der Rheinfall versetzte ihn in unbeschreibliche Entzückung. —

Daß Fichte seiner Kenntnisse und wissenschaftlicher Arbeiten wegen mit den berühmtesten Männern jener Zeit in nähere Beziehung trat, ist leicht zu errathen. In den letzteren Jahren seines Lebens bemächtigte sich seiner ein unüberwindlicher Ekel am gelehrten Publikum, an politischen und literarischen Neuigkeiten; eine edle Gleichgiltigkeit gegen Welt und Menschen überhaupt dämpfte das Feuer seines früheren Thuns und Strebens. Er wurde immer zurückhaltender und abgeschlossener; er verzweifelte an der Möglichkeit, durch Schrift und Rede den Zeit-

geist zu veredeln, und im deutschen Volke, vorzüglich unter den Gebildeten und der studirenden Jugend, wissenschaftlichen Ernst und sittliche Energie zu begründen. A. Bgr.

Schloß Haynewalde.

In der Oberlausitz unweit der Stadt Zittau liegt auf einem Berge an der Mandau, über Großschönau, das lange und volkreiche Weberdorf Haynewalde, welches mit Oderwitz das Majoratsgut (gewöhnlich Herrschaft genannt) des Herrn C. G. H. von Kyaw bildet. Dazu gehört das gleichnamige schöne Schloß, dessen Abbildung hier vorliegt, mit einem großen, parkartigen Garten. Wie das Schloß äußerlich durch seine schöne Bauart in die Augen fällt, und der anmuthigen Gegend wesentlich zur Zierde dient; so ist es auch im Innern geschmackvoll und glänzend eingerichtet, ohne jedoch besondere Merkwürdigkeiten zu enthalten. Das Dorf hat auch eine schöne Kirche, 2 Schulen und 1 Schießhaus. Es ist der Geburtsort des Oberhofpredigers Dr. Seeligmann († 1722). M.

Johann Gottlieb Schicht.

(Beschluß.)

Schichts Kompositionen sind zwar nicht von dem Schwunge des Genius durchdrungen, der, wohin er sich auch wende, neue Bahnen bricht, und mit fast zwingender Gewalt der Wirkung den Hörer ergreift und fortreißt; allein seine Musik zeichnet sich durch die Eigenschaft aus, vermöge des Sanften zu rühren, und durch eine natürliche, gefällige Melodie, in Verbindung mit der fließendsten Behandlung der Unterstimmen, das Herz mächtig anzusprechen, sowie er noch im Kräftigen nicht nur die Würde nie verletzt, sondern auch stets zu interessiren, und oft auch wirklich zu erheben versteht. Vornehmlich aber zeichnen sich seine Musiken durch die formellen Vorzüge der Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, durch Oekonomie und genaue Kenntniß der Instrumentirung, meisterhafte Kunst der Stimmenführung und sorgfältige Berücksichtigung des Textes aus. Sie verdanken diese Vorzüge seiner ausgezeichneten Kenntniß der Theorie der Musik, und seiner vielseitigen Bekanntschaft mit der ältesten, wie mit der neuesten musikalischen Literatur, von welcher unter Anderem auch seine seltene Bibliothek zeugte. Nicht geringes Verdienst erwarb sich Schicht durch die Bearbeitung fremder, klassischer Werke. Er schrieb Zusätze zu Plevels und Clementis Klavierschule, vermehrte und verbesserte Pellegrini-Celonis Gesangschule, gab Mozarts Fdur-Messe und Haydns Stabat mater bessere Texte, und that Gleiches oder Aehnliches an verschiedenen Werken von Bach, Righini, Mozart, Beethoven, Sarti u. A. Den größten Ruhm und das dauerndste Verdienst als Theoretiker hat er sich aber durch sein Werk: „Grundregeln der Harmonie" erworben. Es erschien 1812 und war in kurzer Zeit über die halbe musikalische Welt verbreitet; auch wurde es in's Französische übersetzt. Nicht minder einfluß- und segensreich war sein persönliches Wirken durch Unterricht. Sieben und vierzig Jahre hindurch versah er als Leiter des Thomanerchors die meisten Städte Sachsens und der angränzenden Länder mit trefflich gebildeten Musikdirectoren, Cantoren und Organisten, und erzog sich so eine große Anzahl sein Andenken dankbar feiernder Schüler. Auch nahm er bis in die letzten Jahre seines Lebens ausgezeichnet fähiger Jünglinge sich noch besonders an, und lehrte sie, auch nachdem er den Privatunterricht aufgegeben hatte, Harmonie und Komposizion, wessen sich z. B. der in Dresden rühmlich wirkende Kapellmeister Reißiger zu erfreuen hatte. Sein Unterricht war übrigens weniger lehrreich durch das Mittheilen der Regel; denn das Talent, diese klar und bestimmt herauszuheben, ging ihm ab, als vielmehr durch die treffende und gründliche Wahl der von ihm gegebenen Beispiele, aus denen die Grundsätze abzuleiten er dem Schüler selbst überließ, ihn so zu eigener Thätigkeit erweckend, was bekanntlich die fruchtbarste Art des Unterrichts ist. Schicht liebte überhaupt in Beispielen und drolligen Gleichnissen sich mitzutheilen; denn in seinem Charakter war manches Eigenthümliche und Sonderbare, was sich, wie gewöhnlich, in späteren Jahren und vorzüglich von der Zeit an, wo er ohne Familie lebte, stärker entwickelte. Namentlich war er durch mancherlei Erfahrungen zu einem gewissen Grade von Mißtrauen gekommen, das sich dann öfter durch ein barsches und etwas eigensinniges Wesen kund gab, obgleich die reinste Gutmüthigkeit und Heiterkeit, welche den Grundzug seines Charakters bildete, bald wieder siegreich hindurchbrach. Den Mangel an höherer gesellschaftlicher Bildung ersetzte er durch die ihm eigene wissenschaftliche, die er sich, wie wir oben erwähnt haben, durch langjährigen gründlichen Schulunterricht und die wenigstens angefangene akademische Laufbahn erworben hatte. Sein 47jähriges unermüdliches Wirken verdankte er einer festen Gesundheit, die ihn nur im letzten Jahre seines Lebens verließ. Er bekam die Wassersucht und erlag diesem Uebel in seinem 70. Jahre am 16. Febr. 1823. Leipzig verlor an ihm einen seiner ausgezeichnetsten Bürger, einen der unermüdlichsten Beförderer der edlen Kunst, die sich dort einer so liebevollen Pflege erfreut, aber sein Name lebt unsterblich fort in der musikalischen Welt, und so lange ein Herz empfänglich schlägt für die heiligen Töne einer geistlichen Musik, so lange werden die rührenden Melodien seiner Choräle, die ergreifenden und erhebenden Chöre seines „Ende des Gerechten" vielleicht in den fernsten Gegenden mit ungeschwächter Kraft und Wirkung erklingen. Denn das ist das schöne Loos des großen Tonkünstlers, daß seine Schöpfungen zu allen Zeiten, in allen Regionen, in allen Zungen verstanden und ergriffen werden können, und ihnen somit vor allen Erzeugnissen des menschlichen Geistes das dauerndste Leben, die unverminderteste Wirksamkeit gesichert ist! G. B.

Hierzu als Beilagen:

1) Strehla. 2) Innere Ansicht des Zwingers in Dresden. 3) Schloß Haynewalde.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Schloſs Hannewalde.



V. II. Nach d. Natur gez. von C. W. Arldt, lith. v. C. Müller. 78.

Treuen.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 11. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. **V. Bd.**

Treuen,

Stadt im Kreisamte Plauen, Regierungsbezirk Zwickau, liegt auf einem Abhange nördlich über dem treuenschen Wasser (dem Ezelsbache), 1¼ St. von Auerbach an der elsterberger Straße, 2 St. von Reichenbach, 3 St. von Plauen, 3 Meilen von Zwickau, 11 M. von Leipzig und 14 M. von Dresden, hat eine Bevölkerung von ungefähr 4000 Köpfen mit 500 Wohnhäusern. Außer Baumwollen-Weberei nährt sich der Ort vom Handel und hält 4 Jahr- und Viehmärkte, sowie 1 Wochenmarkt. Man webt Musseline, Schleier, Kattun, Tücher rc.; unter 400 Fabrikanten besuchen 10 die vornehmsten Messen. Auch giebt es hier 1 Waffenhammer, 1 Apotheke, 2 Gasthöfe und 2 Mühlen. Der Stadtrath besteht aus einem Bürgermeister, 4 Rathmännern und Stadtgerichtsbeisitzern und 1 Stadtrichter, welcher die freiwillige Gerichtsbarkeit verwaltet; übrigens ist der Ort den Gerichten der beiden hiesigen Rittergüter Treuen oberen Theils oder Oberschloß, und Treuen unteren Theils oder Unterschloß unterworfen, wovon jenes der Familie von Feilitzsch, dieses der Familie Adler gehört. — Treuen wählt seinen Abgeordneten der 2. Kammer mit Reichenbach, sendet die direkten Steuern nach Plauen, die indirekten nach Auerbach. Die ziemlich starke Gemeine hat nur 1 Kirche mit 1 Pfarrer, aber 1 Knaben-, 1 Mädchen-, 1 Elementar- und 1 Sonntagsschule.

Treuen, sorbischen Ursprungs, daher ursprünglich Drewin, d. h. Holzheim, in Urkunden Thor, Thoran, Druchen rc., kam 1329 als ein Reichslehen an die Voigte von Plauen, ward aber später böhmisches und hierauf reußisches Reichsafterlehen, zu Anfang des 16. Jahrhunderts burggräflich meißnisches Unterlehen, und gehört bereits seit mehreren Jahrhunderten dem reichsritterlichen Geschlechte von Feilitzsch. Um 1500 besaßen noch Die von Hermannsgrün das ganze, damals sehr bedeutende Rittergut. Die Theilung geschah erst durch die Gebrüder Urban und Moritz von Feilitzsch. Untertreuen kaufte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Herr Adler. Aus dem Geschlechte von Feilitzsch machte sich im vorigen Jahrhunderte ein Oberster in holländischen Diensten durch die Verbreitung des Erdäpfelbaues in Sachsen höchst verdient. — Was die Kirchenverbesserung betrifft, so führte sie der letzte Pleban Sebald Rosenfeld, der auch Lengenfeld als Filial versorgte, schon 1519 daselbst ein. — Durch den Brand von 1806, wo 76 alte Häuser abbrannten, welche seitdem besser aufgebauet wurden, erhielt der alte Stadttheil ein freundlicheres Ansehn. — Seit 1815 hat sich die Bevölkerung durch das Wachsthum des Fabrikwesens verdoppelt, was bei der sonstigen geringen Nahrung in dieser gebirgigen, waldigen und schon ziemlich rauhen Gegend, wo mit dem Mangel an Absatz der Fabrikate sogleich alle Erwerbsquellen stocken, unter den vielen Armen große Noth verursacht. — Bis 1834 hatte Treuen 2 Bürgermeister, 1 Stadtschreiber und 6 Rathsbeisitzer.

M.

Prinz Johann,

Herzog zu Sachsen.

Johann Nepomucenus Maria Joseph, Herzog zu Sachsen, Bruder des jetzt regierenden Königs Friedrich August, ist der jüngste Sohn des am 3. Januar 1838 verewigten Prinzen Maximilian und dessen erster Gemahlinn Carolina Maria Theresia, gebornen Prinzessinn von Parma. Er ward geboren zu Dresden, am 12. Decbr. 1801. Die heiteren Jahre der Kindheit verlebte der Prinz im Kreise seiner zahlreichen Geschwister; der Tod seiner Mutter am 1. März 1804, das Eindringen des französischen Kaiserheeres am 17. Okt. 1806, dann die Reise nach Frankfurt am Main, 16. April bis 11. August 1809, wodurch der König der eindringenden östreichischen Armee auswich; — dieß dürften die wichtigsten Ereignisse in der Jugendgeschichte unseres Prinzen sein.

Noch in demselben Jahre, dem 8. seines Lebens, wurde der Prinz der Leitung des Generals von Forel und des Freiherrn von Wessenberg übergeben. — Den 23. Februar 1813 verließ König Friedrich August Dresden und begab sich mit dem Hofe, den Kabinetsministern, einem Theile der geh. Kabinetskanzlei, der Garde und einigen Regimentern nach Plauen, dann nach Regensburg, und am 20. April über Linz nach Prag; im Mai kehrte der Hof abermals zurück, allein nachdem Napoleon in den Lausitzen und bei Dresden zwar gesiegt, bei Leipzig aber seine Macht gebrochen, und König Friedrich August gefangen nach Berlin abgeführt worden war, begaben sich die Brüder des Königs mit den jungen Prinzen nach Prag und später von da aus nach Wien. — Das Jahr 1815 bildet auch in der Lebensgeschichte unseres Prinzen einen Abschnitt. Am 7. Juni kehrte die königliche Familie in's Vaterland zurück. Von nun an ward dem General von Watzdorf die Führung des Prinzen Johann und seiner beiden Brüder Friedrich und Clemens anvertraut. Der General, der durch seine Biederkeit und Rechtschaffenheit, durch gediegene Kenntnisse und den liebenswürdigsten Charakter bis in sein hohes Alter (er starb am 16. Mai 1840 im 83. Lebensjahre) die rastloseste Arbeitsamkeit und Thätigkeit verband, hatte den wesentlichsten Einfluß auf die Bildung des Prinzen, dessen Talente schon damals zu den reichsten Hoffnungen berechtigten. Den Religionsunterricht besorgten speciell der Abt de Syl-

vestre, dann der aufgeklärte, kenntnißreiche Pater Löffler, sowie später der jetzige Bischof Mauermann. Für den mathematischen Unterricht waren der Oberstlieutenant Fleischer vom Ingenieurcorps und der Major der Artillerie Eppendorf angestellt, für die übrigen Elementarwissenschaften aber die besten Lehrer ausgewählt. Später zog das Studium der Staatswissenschaften und der Jurisprudenz den Prinzen mächtig an. Der juridische Cursus wurde mit Ernst und Eifer unter der Leitung des als juristischen Schriftstellers anderweit bekannten Hofraths Stübel beendigt.

Nächstdem wurde durch Ausflüge in verschiedene Gegenden des Königreichs, namentlich in's Erzgebirge und nach Leipzig, vom Prinzen die eigene Ansicht mancher Verhältnisse und Zustände bewerkstelligt und das Talent, sich aus eigner Anschauung ein selbstständiges Urtheil zu bilden, was dem Prinzen in so hohem Grade eigen ist, vorzugsweise gepflegt.

Im Jahre 1821 unternahmen die drei Prinzen eine Reise nach Italien, vorzüglich um den toscanischen Hof zu besuchen, dem das Haus Sachsen durch verwandtschaftliche Bande so eng verknüpft ist. Die Fortsetzung der Reise von Florenz unterbrach der Tod des Prinzen Clemens (den 4. Jan. 1822) in Pisa. Die Prinzen kehrten daher nach Dresden zurück.

Nach der Rückkehr erhielt Prinz Johann Sitz und Stimme im geheimen Finanzcollegium; hier war für ihn der Umgang des Directors der 2. Abtheilung, des Freiherrn von Manteuffel, besonders belehrend; im Jahre 1825 übernahm der Prinz, nachdem der geheime Rath von Gutschmid aus dem Finanzcollegium getreten und der Freiherr von Manteuffel die Präsidentenstelle angetreten, das Vicepräsidium und den Vorsitz im ersten Departement der indirekten Abgaben und des Straßenbaues. Hier war es vorzüglich, wo der Prinz Gelegenheit fand, seine Gewandtheit in Geschäften und die Kunst sich zu erwerben, auch die schwierigsten Sachen schnell und gründlich zu durchdringen, die Verhältnisse zu sondern und ein sicheres Urtheil sich zu gestalten. Der Prinz übernahm im Jahre 1830, wo Freiherr von Manteuffel als Bundestagsgesandter nach Frankfurt ging, interimistisch das Präsidium des geheimen Finanzcollegiums, das er bis zum Frühjahr 1831, wo der Freiherr von Zeschau als Finanzminister eintrat, fortführte.

In den bewegten, stürmischen September-Tagen von 1830 entwickelte Prinz Johann die lebendigste Thätigkeit: er übernahm, als Prinz Friedrich August zum Mitregenten ernannt worden, an dessen Stelle den Vorsitz bei der Kommission zu Erhaltung der öffentlichen Ruhe, kurz nachher aber das Generalcommando der Kommunalgarden im ganzen Lande. Zugleich trat er als Mitglied in den geheimen Rath und 1831, als dieser sich auflöste, erhielt er das Präsidium im Staatsrath.

Der erste konstitutionelle Landtag ward am 27. Januar 1833 eröffnet; der Prinz nahm seine verfassungsmäßige Stelle in der ersten Kammer ein, und zeigte den lebhaftesten Antheil an Allem, was auf den seit jener Zeit Statt gefundenen Landtagen verhandelt und gearbeitet wurde. Hier war es vorzüglich, wo er jene rastlose Thätigkeit, jene ausdauernde Arbeitsamkeit und jene gewissenhafte Pünktlichkeit zeigte, die den Prinzen auch als ausgezeichneten Geschäftsmann charakterisiren. In den öffentlichen Sitzungen, wie in den Arbeiten der Deputationen, ist der Prinz mit der größten Pflichttreue seinem Berufe nachgekommen. Nächstdem war es aber auch namentlich bei den Landtagsverhandlungen, wo der rechtschaffene, edle Charakter, und jene Liebe zur Wahrheit, jene Offenheit hervortrat, die selbst die Gefahr, verkannt zu werden, nicht scheuet. Die Verhandlungen der Landtage liegen gedruckt vor Jedermanns Augen und sind die reichste Quelle zu einer ausführlichen Darstellung dieser Seite unseres Prinzen, für welche hier der Raum nicht gegeben ist.

Dem sächsischen Fürstenhause war von jeher die lebendigste Neigung für Wissenschaft und Kunst eigenthümlich, wie schon die seit fast 300 Jahren begründeten, in der Residenz bestehenden Sammlungen zeigen. Auch Prinz Johann findet in Wissenschaft und Kunst nicht blos flüchtigen Genuß, sondern er nimmt in der That eine ehrenvolle Stelle in den Reihen deutscher Gelehrten ein. Als Director des königlichen Alterthums-Vereins hat der Prinz seine Vorliebe für historische Studien, durch Aufsuchung und Erhaltung vaterländischer Denkmäler, seit einer Reihe von Jahren, überaus segensreich bethätigt. Die Basis seiner Studien, die bei ihm durch umfassende Sprachkenntnisse unterstützt werden, ist die Geschichte. Der Prinz, seit früher Jugend mit den lebenden Sprachen Europas und mit dem Latein vertraut, erlernte noch in seinem 21. Jahre die altgriechische Sprache, in welcher ihm später C. A. Böttiger Unterricht ertheilte. Dann verschaffte er sich, ohne Lehrer, eine nähere Kenntniß der böhmischen Sprache, und in neuester Zeit auch des Sanskrit. Ein schönes Denkmal seiner Ausdauer ist die Uebersetzung der göttlichen Komödie des Dante Alighieri, deren erste Probe im Jahre 1828 erschien; 1833 trat der Schluß der ersten Abtheilung (Hölle) an's Licht, und 1839 (Dresden bei Arnold) dieselbe Abtheilung in neuer Ausgabe, 1840 der 2. Theil (Fegefeuer). Das Verdienst dieser Arbeit besteht nicht sowohl in der Treue der Uebersetzung, als darin, daß der erlauchte Verfasser sich bemüht hat, den Dichter des 14. Jahrhunderts im Zusammenhange mit seiner Zeit zu betrachten. Der Prinz hat zu diesem Zwecke mit dem rastlosesten Eifer nicht blos die gleichzeitigen florentinischen und andere italienische Geschichtschreiber, namentlich die Geschlechts- und Stadtchroniken von Florenz und Siena studirt, sondern auch in den Schriften des Thomas von Aquino das Wesen und die Quellen der Ansichten seines Dichters zu erforschen gesucht. Die Reise, welche der Prinz im Jahre 1838 nach Italien unternahm, hatte zum großen Theile den Zweck, die Orte aus eigener Anschauung kennen zu lernen, wo Dante und seine Zeitgenossen verweilten. In dieser Absicht besuchte der Prinz Ravenna, wo Dantes Grab, Florenz, Siena, Pisa, die toskanische Maremma, das Schlachtfeld von Campaldino, den Borgo alla Collina, wo die Mumie des Commentator des Dante, des Dichters Landini, in Augenschein genommen ward.

Der Prinz hatte Italien schon zweimal gesehen — 1821 und 1828 — war damals jedoch nur bis Florenz gekommen. Für den Prinzen mußte es jedoch von der größten Wichtigkeit sein, den Heerd der



Johann,

Königl. Prinz und Herzog von Sachsen.



Schloss Machern.

europäischen Geschichte, die alte Roma, und die Ueberreste der alten Städte Pompeji, Herculanum, Pästum, und alle jene kostbaren Denkmale des Alterthums und des Mittelalters zu sehen, die jeden Schritt in Italien so interessant machen. Der Prinz trat also — seit Jahren wohl vorbereitet — am 21. März 1838 — die Reise an, begleitet von seinem Adjutanten Major v. Oppel, dem Hofrathe und Professor Dr. Choulant und dem königlichen Bibliothekar Dr. Gustav Klemm, der in seinen Italica (Th. 1. 1839. Dresden bei Arnold) ausführlich darüber Bericht erstattet. Die Reise ging über Prag, Linz, Klagenfurt, Villach, Udine und Triest nach Venedig; von da über Padua nach Ravenna, wo der Prinz die zahlreichen Alterthümer, vor allen aber Dantes Grab, genauer betrachtete. In Florenz wurde dann 14 Tage verweilt, in Begleitung des in jeder Beziehung ausgezeichneten Großherzogs von Toscana, eine Fahrt durch die toscanische Maremma über Pisa, Caldana, Castiglione, Grossetto, Orbitello und Civitavecchia nach Rom angetreten. Es wurde dann in Rom und Neapel ein längerer Aufenthalt gemacht, ein Abstecher nach Palermo und von Neapel aus eine interessante Küstenfahrt nach Livorno unternommen. Von Florenz aus wurde Siena, Perugia, das val di Chiana, Assisi und Arezzo besucht, und über Mailand, Como, München, Regensburg und Eger der Rückweg nach Dresden genommen, wo der Prinz am 19. Juli eintraf.

Prinz Johann ist seit dem 21. Nov. 1822 vermählt mit der Prinzessinn Amalia Augusta, der Tochter des verewigten Königs Maximilian Joseph von Baiern. Ein blühender Kranz von Kindern entsproß dieser Verbindung; die Prinzen: Albert, geb. den 23. April 1828, Ernst, den 5. April 1831, Georg, den 8. August 1832, und fünf Prinzessinnen: Augusta, den 22. Jan. 1827, Elisabeth, den 4. Febr. 1830, Sidonia, den 16. August 1834, Anna, den 4 Jan. 1836, Margaretha, den 24. Mai 1840, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Die Erziehung wird unter den Augen der trefflichsten Aeltern durch den geheimen Rath Dr. von Langenn geleitet, der durch seinen biedern Charakter, wie durch seine gediegene Gelehrsamkeit zu den ausgezeichnetsten Männern des Vaterlandes gehört. Die geschicktesten Lehrer, vom Prinzen mit Sorgfalt gewählt, pflegen die Talente der jungen Prinzen, und erfreuen sich des trefflichsten Gedeihens.

Seit dem Jahre 1828 ist der Prinz Besitzer des Gutes Jahnishausen unweit Riesa, an dessen Verwaltung er selbst eine Zeit lang Antheil nahm, und durch den Tod des Königs Anton fiel ihm Schloß und Herrschaft Wesenstein mit der Secundogenitur zu. Der dadurch veranlaßte öftere Aufenthalt auf dem Lande ward vom Prinzen zu näherer Betrachtung der Landwirthschaft benutzt, wie es denn eine Eigenthümlichkeit des Prinzen ist, keine Gelegenheit zu versäumen, den Schatz seiner Kenntnisse zu erweitern. G. K.

Schloß Machern bei Leipzig.

Vier Stunden von Leipzig und 1¼ Stunde von Wurzen, an der Straße und Eisenbahn nach Dresden, liegt das Dorf und Rittergut Machern mit einem herrschaftlichen Schlosse und englischem Garten, welche beide Zierden der blos durch Hügel unterbrochenen Ebene sind. Das Schloß ist zwar nur ein einfaches, aber stattliches, massives Gebäude, mit einem Thurme, ohne architektonische Verzierungen, aber rings von Wasser umgeben. Die innere Einrichtung ist bequem und geschmackvoll. Unter den Zimmern zeichnet sich im 2. Stocke ein Saal aus, von dessen Balcon man eine weite Aussicht über einen Theil des Gartens genießt, und im unteren Stocke befindet sich ein gewölbtes, im gothischen Geschmack gemaltes und verziertes Zimmer. —

Dieser Ort, in Urkunden Macherum, wahrscheinlich das Mucherini des Bischofs Ditmar von Merseburg, zu dessen Stifte im Burgwart Pichin es gehörte, kam später an die Herren von Brandis, im 14. Jahrhunderte an Die von Machern, und im Jahre 1430 an die ältere Linie Oeser von Lindenau. Diese Familie besaß Machern ununterbrochen bis auf die neueren Zeiten, und es verdankt seine Garten- und Wirthschaftsanlagen den beiden Grafen von Lindenau, Vater und Sohn, welche königl. preuß. Ober-Stallmeister waren. Beide, vornehmlich aber der Sohn, legten in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts den Garten im englischen Geschmacke an, welcher jedoch mit seinen Statuen, Urnen und Grabmälern, chinesischen, türkischen und neuseeländischen Tempeln, Häusern, Hütten, Burgen, Einsiedeleien, Ruinen rc. zwischen Feldern Wiesen, Teichen, Bächen, Wasserfällen, Grotten, Alleen, Lauben u. s. w. ebenso wenig als der französische, von den Aesthetikern, wegen der zu großen und sonderbaren Mannichfaltigkeit, als Muster einer schönen Gartenkunst betrachtet wurde. Dieser Geschmack fand aber damals allgemeinen Beifall und Nachahmung, und auch der Garten zu Machern erlangte dadurch eine gewisse Art von Berühmtheit, daß er nicht nur häufig besucht, sondern auch für Freunde der Natur und Gartenkunst, mit Abbildungen seiner vornehmsten Partien, beschrieben wurde, namentlich: „Machern für Freunde der Natur- und Gartenkunst, mit Kupfern," Leipzig, 1796; „Spazierfahrt und Beschreibung von Machern," Leipzig, 1798; „Beschreibung des Gartens zu Machern von Glasewald." Berlin, 1799.

Das Gewächshaus und alle Gartenanlagen waren damals — und sind es auch größtentheils noch jetzt — reich an seltenen in- und ausländischen Gewächsen aller Art, sowie auch die Orangerie vortrefflich war. Man zählte über 600 ausländische Bäume und Sträucher, über 50 Staudenarten und gegen 200 Treibhauspflanzen. Davon sind manche eingegangen, aber auch neue hinzugekommen. Es gab einen Thiergarten mit Hirschen, dabei eine Köhlerhütte mit einigen Meilern. Vor der Hütte wurden die Hirsche gefüttert, und an den Thiergarten stieß eine Fasanerie. Im Garten fand man Hängebirken, Trauerweiden, Silber- und andere Pappeln, Weimuthskiefern, Cypressen, Platanen, Ahorn- und Lärchenbäume, Cedern, Acazien, Bohnen- und Tulpenbäume, Fichten, Tannen, Lorbeer-, Maulbeer-, Quitten-, Lebens-, Wachs- und Judasbäume, Ebereschen und viele andere, welche auch größtentheils noch vorhanden sind. Es findet sich noch eine ganze Allee von Tulpenbäumen, und an diese stößt eine

Weinallee, wo die Weinranken, wie in Italien, von einem Baume zum andern gezogen sind. Außerdem gab und giebt es noch schöne Pappel- und Lindenalleen mit Ruhebänken und Lauben, zwischen Wiesen- und Rasenplätzen mit Blumenbeeten und Springbrunnen, Brücken, Baumgruppen und Gesträuchen, zwischen Teichen mit Enten und Schwänen, zwischen Obstgärten und Kornfeldern hinlaufend. — Außerdem ließ der Graf von Lindenau den Garten noch durch folgende Partien verschönern: die Amorlaube, in welcher der Gott der Liebe mit Köcher, Bogen und Pfeilen steht; den Gesundheits- oder Hygieentempel; die Eremitage oder Einsiedelei; einen Schildkrötenteich; das Denkmal mit einer Urne, von dem Sohne seiner Mutter 1784 errichtet; das Schießhaus in Form einer gothischen Kapelle, nicht weit davon die Schießwand; den Schneckenberg mit einer Strohhütte; das Käuzchenbad, welches eine mineralische Quelle enthält; die Wilhelmsruhe, ein steinerner Bogen, der mit Nadel- und Laubhölzern bewachsen und ein Theil der hier angebrachten Ruine ist, wo der Besitzer seinen Monarchen, Friedrich Wilhelm II., am 10. Jul. 1792, bewirthete, als er ihn auf einer Reise nach Ansbach besuchte; die Wildniß mit einer indianischen Bauerhütte; das Schweizerhäuschen; die Ruine oder Ritterburg, in welche ein kalter, schauerlicher, unterirdischer Gang führt, wo man gleich anfangs einen, vor einem Altar auf den Knien betenden Ritter in Stein gehauen erblickt, und aus den Burgzimmern im mittelalterlichen Geschmacke (nur Schade, daß die Franzosen die alten Gläser, Rüstungen rc. geraubt haben!) eine weite Aussicht auf die wohl angebaute Ebene hat; das Mausoleum, in Form einer ägyptischen Pyramide, mit der Inschrift: „Unsern Entschlafenen", inwendig mit römischen Columbarien, Nischen, worin Urnen und Thränenkrüge von braunem Wedgewood, mit den Namen Verstorbener der lindenauischen Familie seit dem 14. Jahrhunderte stehen, — der Graf Lindenau speiste hier oft mit seiner Familie und gab auch hier zuweilen Feste —; nicht weit davon das Rittergrab unter einer alten Eiche, mit einem bemoosten Steine und einer mittelalterlichen Inschrift, rc.

Aus unbekannten Ursachen verkaufte der Graf das Rittergut, wo er sich mit seinem Vater, außer den Garten- und Wirthschaftsanlagen, um die Schuljugend und Gemeinde große Verdienste erworben hatte, im Jahr 1802 an die Freifrau von Willich, geb. Gräfinn von Stolberg-Wernigerode, und diese den 1. März 1806 an den gegenwärtigen Besitzer, Herrn Schnetger aus Iserlohn, für 190,000 Thaler. Derselbe unterhält den Garten noch mit aller Sorgfalt, kann aber doch den Verfall einzelner Partien nicht verhindern; auch gestattet er Jedem den Eintritt in denselben, mit der billigen Bitte, ihn vor Beschädigungen zu bewahren. — Die Eisenbahn hat neuerdings den Leipzigern wieder Gelegenheit gegeben, den Garten in Machern häufiger zu besuchen. Alle Sonntage gehen Extrafahrten dahin, und Herr Schnetger hat durch eine Restauration für einen freundlichen Aufenthalt und gute Bewirthung gesorgt.

M.

Heinrich Reichsgraf von Brühl,

königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Premier- und dirigirender Kabinets-Minister.

(Beschluß.)

Erst nach Brühls Tode wagte die allgemeine Stimme so laut gegen ihn zu sprechen, daß, trotz einer schriftlichen Versicherung des verstorbenen Königs, seine Erben mit Versiegelung und Untersuchung seiner Papiere zu verschonen, über seine Verwaltung der Staatseinkünfte eine Untersuchung angeordnet werden mußte, aus welcher sich zwar ergab, daß er aus den öffentlichen Kassen wenigstens 4,731,456 Thlr. veruntreuet und an Zinsen und Schuldscheinen 579,697 Thlr. unterschlagen hatte, welche aber doch zuletzt, da so viele noch Lebende betheiligt waren, nach dem baldigen Tode des Kurfürsten, unter dem Administrator Prinzen Xaver unterdrückt, damit endigte, daß Brühls gesammtes Vermögen an Grundstücken rc. (darunter die Pretiosen mit 376,843 Thlr., das Silberwerk mit 62,007 Thlr., das Porzellan mit 27,214 Thlr., die Garderobe mit 53,905 Thlr., die Wäsche mit 21,445 Thlr., die Gardemeubles mit 28,102 Thlr., die Sattelkammer mit 4596 Thlr., die Wagen mit 8835 Thlr., die Gewehrkammer mit 13,936 Thlr., die Bildergalerie mit 105,329 Thlr., die Bibliothek mit 60,000 Thlr., die Kupferstiche mit 16,800 Thlr, das Naturalienkabinet mit 10,722 Thlr., die Vasen mit 8205 Thlr., die Kellerei mit 55,644 Thlr., der Thee mit 310 Thlr., der Cacao mit 278 Thlr., der Schnupftaback mit 214 Thlr., ungarische Wasser mit 237 Thlr., musikalische Instrumente mit 237 Thlr., 32 Wanduhren mit 5315 Thlr., Schränke, Kommoden, Tische, Stühle rc. mit 13,354 Thlr., die Kronleuchter und Spiegel mit 13,405 Thlr, die Marmorkamine und Feuergeräthe mit 7670 Thlr., und das Küchengeschirr mit 346 Thlr., im Nachlasse taxirt) und an baarem Gelde 209,564 Thlr., ohne die goldenen und silbernen Münzen, die polnischen Güter und Häuser, nach Abzug der Schulden, 1,539,346 Thlr. betragend, seinen Kindern ungeschmälert überlassen wurde. Seine Bibliothek von 20,000 Bänden, mit einem prachtvollen, aber unvollendetem Katalog, an welcher einst Heyne Bibliothekar war, kaufte der Kurfürst für 50,000 Thlr. — Ein Verdienst hat sich der Minister Graf Brühl um Sachsen erworben, Geschmack und Kunstsinn, namentlich in Bezug auf die Porzellanfabrik, befördert zu haben; aber auf eine Art und um einen Preis, daß man einen solchen kunstsinnigen Minister nicht wieder zurückwünschen wird! —

M.

Hierzu als Beilagen:

1) Treuen. 2) Prinz Johann, Herzog zu Sachsen. 3) Schloß Machern.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Nach der Natur gez. u. lith. von C. W. Arldt

B. 1

Loebau.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 12. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Löbau.

Die Stadt Löbau gehört in den Bezirk der Kreisdirektion Bautzen, und ist zwar die kleinste der oberlausitzer Vierstädte, aber die älteste. Sie ist auf Basalt erbaut, liegt an dem löbauer Wasser, welches größtentheils von Süden nach Norden fließt, und bei Lehmitzsch in die Spree fällt. Die Grundlage der Stadt ist 763 Fuß über dem Meere, und der Marktplatz 80 Fuß höher, als der Spiegel des löbauer Wassers. Gegenwärtig zählt die Stadt, mit Einschluß der öffentlichen Gebäude, 339 Häuser und 2632 Einwohner, welche sich, mit sehr wenigen Ausnahmen, zur evangelischen Kirche bekennen.

Ueber die Gründung der Stadt sind ausreichende Nachrichten nicht vorhanden und auch die Meinungen der Geschichtschreiber getheilt. Nach Einigen nämlich soll die Stadt Löbau im Jahre 706 durch den Böhmenherzog Krok und dessen Tochter Libussa gegründet, von Wlasta, der Dienerinn der Letzteren aber, welche den Przemislaus geheirathet, auf ihren feindlichen Streifzügen gänzlich verwüstet und zerstört worden sein, so daß die Stadt in diesem Zustande bis zum Jahre 1180 sich befunden habe, wo sodann erst ihr Wiederaufbau, namentlich auf Antrieb der Gemahlinn Sobieslaws II., Herzogs von Böhmen, vorgenommen worden sei.

Wahrscheinlicher und mit größerer Begründung dürfte dagegen anzunehmen sein, daß Löbau seine Entstehung im 7. oder zu Anfang des 8. Jahrhunderts den damaligen sorbischen Bewohnern der Lausitz zu verdanken habe, worauf schon der Name selbst von seiner wendischen Abstammung Libjie, d. i. Tiefe, hinzudeuten scheint, indem das hart an der Stadt, jedoch tiefer gelegene Dorf Altlöbau, auf dessen ehemaligen Grund und Boden die Stadt erbaut worden ist, in der wendischen Sprache noch heute: Stare (d. i. alte) Libjie genannt wird.

Die Stadt ist seit den früheren Zeiten sehr oft von Feuerunglück betroffen worden, namentlich in den Jahren 1376, 1425, 1429, 1432, 1519, 1536, 1548, 1570, 1633, 1669, 1678, 1710, 1765, 1811, 1813, 1834; hat aber durch diese Brände zweckmäßigere und festere, in der neueren Zeit sogar geschmackvolle Gebäude erhalten. Aber auch die anderen Elemente sind für die Stadt Löbau verderblich gewesen. Davon geben namentlich die Wasserfluthen der Jahre 1691, 1703, 1764, 1769, 1771, 1804 und 1808, in den Annalen der Stadt ein trauriges Zeugniß. Nicht minder haben Stürme in den Jahren 1562, 1590, 1715, 1791 und 1833 großen Schaden an städtischen Gebäuden angerichtet; auch die Pest in den Jahren 1496, 1568, 1598, 1599 und 1626 Tausende von Menschen weggerafft. Aber nicht blos elementarische Ereignisse haben die Stadt Löbau heimgesucht, sondern auch die Stürme des 30jährigen, des 7jährigen und des letzten Befreiungskrieges einen traurigen Nachhall hinterlassen; namentlich ist durch den letzteren Krieg der Stadt eine Schuldenlast von mehr als 200,000 Thaler erwachsen. Doch haben die Segnungen des Friedens, verbunden mit der Betriebsamkeit der Bürger und der umsichtigen Verwaltung der Behörden, die Wunden des Krieges wieder geheilt. So sind namentlich Handel und Gewerbe in nicht unbeträchtlichem Schwunge, wovon unter Anderem 1 Apotheke, 2 Grossohandlungen in Leinengeschäften, 6 Gasthöfe, 1 Färbereifabrik von türkisch rothem Garne, 3 andere Bunt- und Schönfärbereien, Weberei, starker Brauurbar nebst mehreren Gewerben mit tüchtigen Meistern Zeugniß geben. Fünf in der Stadt Löbau zusammenlaufende Chausseen eröffnen einen lebhaften Verkehr mit Preußen, Böhmen und dem Inlande. Uebrigens theilt die Stadt Löbau nur noch mit einer einzigen Stadt des Königreichs Sachsen das besondere Vorrecht, daß jeder Bewohner, welcher im Bürgerrechte steht, ohne besondere Konzession Handel mit allen Artikeln treiben kann; daher auch ein ansehnlicher Theil der hiesigen Bewohner im Handel mit Material- und anderen Waaren seinen Erwerb findet. Die jährlichen vier Jahrmärkte in der Stadt, welche vorzüglich seit dem Zollverband einen starken Besuch erhalten haben, sowie die an jedem Donnerstag in der Woche Statt findenden Wochenmärkte, an denen der Getreide- und Garnhandel die lebhaftesten Artikel sind, tragen nicht wenig zur Gewerbthätigkeit und zum allgemeinen Verkehre bei.

Vor dem im Jahre 1547 eingetretenen, sogenannten „Pönfall" besaß die Stadt Löbau allerdings einen ansehnlichen Theil liegender Gründe an Rittergütern und Dorfschaften, welche jedoch durch jenen Pönfall als Strafe eingezogen wurden. Auch verlor die Stadt dadurch alle ihr vorher verliehene Privilegien, von denen sie indeß späterhin mehrere derselben durch schwere Geldopfer zurück erhielt.

Gegenwärtig besitzt die Stadt Löbau die Dorfschaften Tiefendorf, Altlöbau, Oelsa, Ebersdorf und Waldorf, wozu im Jahre 1838 noch der Ankauf der Rittergüter Lehn und Jauernigk gekommen ist. Die aus diesen Ortschaften eingehenden Stuhlgelder, Erbzinsen, Pachtgelder, Dienstrenten u. dergl. bilden, in Verbindung mit den städtischen Abgaben und den ansehnlichen Forstnutzungen, den Hauptbestandtheil der Kämmerei-Einnahme, welche sich einer musterhaften Verwaltung erfreut.

An öffentlichen Gebäuden im Stadtbezirke besitzt Löbau:

1) Das in schönem Style erbaute Rathhaus, welches 1710 durch Brand zerstört und 1711 wieder aufgebaut worden ist. Außer dem Erdgeschoß, wo die Weinkellerwirthschaft, die Rathswage und Depositenlokale sich befinden, dienen 2 Etagen zu Expeditionszimmern der Stadtverordneten, der Steuer-

Einnahme und interimistisch des königlichen Justizamtes.

2) Die Stadtschule, ehemals ein Franziskanerkloster, worin sich die sämmtlichen Schulklassen, ein schöner Saal für Schulfeierlichkeiten mit einer Physharmonika, die Wohnung des Schuldirektors, die Stadtbibliothek und die Salzniederlage befinden.

3) Die Hauptkirche zu St. Nicolai, nach dem Brande von 1370 wieder aufgebaut und seitdem vom Feuer verschont geblieben. Ihre Bauart beurkundet das hohe Alter derselben, indem sie wirklich, und nach dem jeweiligen Zeitbedürfnisse mit Anbauten versehen worden ist.

4) Die wendische Kirche zu St. Johannis, früher die Kirche des Franziskanerklosters und 1553 den wendischen eingepfarrten Gemeinden zum evangelischen Gottesdienste angewiesen. Sie ist in gothischem Style erbaut, und wird gegenwärtig mit großem Kostenaufwande in ihrer ursprünglichen Gestalt als Denkmal der Vorzeit restaurirt.

5) Die Kirche zum heiligen Geist, oder die Katechismuskirche. Ihr Ursprung soll sehr alt sein und sie früher den Franziskanermönchen gehört haben. Sie hat jedoch, älteren Nachrichten zufolge, gegen 2 Jahrhunderte wüste gelegen, nachdem sie durch Brand zerstört worden, und ward erst 1712 wieder hergestellt.

6) Die Kirche zu Unserer Lieben Frauen, oder die Begräbnißkirche, nebst dem sie umgebenden Friedhofe. Diese Kirche ist wahrscheinlich zu Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut worden. Sie wird nur zu gottesdienstlichen Handlungen bei Begräbnissen benutzt.

7) Das Gewandhaus, ehemals Fraternitätskapelle, dient im untern Raume zum Verkauf von Tüchern während der Jahrmärkte, und hat im ersten Stocke ein Theater mit Sitzplätzen, Orchesterraum und Bühne, jedoch fehlt die Dekoration.

Andere öffentliche Gebäude sind: das Armenhaus, 2 Malzhäuser, 1 Brauhaus ꝛc.

Der Stadtrath besteht aus 1 Bürgermeister, 1 rechtskundigen Stadtrathe und 3 bürgerlichen Stadträthen. Das königl. Justizamt, welches seit dem 1. Juli 1837 an die Stelle des ehemaligen Stadtgerichts getreten ist, besteht aus 1 Justizbeamten, 2 Assessoren und 1 Aktuar, 1 Registrator, 1 Kontroleur ꝛc.

Löbau bildet ferner den 4. Medizinalbezirk in der Oberlausitz und besitzt einen königl. Bezirksarzt und 4 Thierärzte. Nicht minder ist das hiesige Mineralbad mit eisenhaltigem Wasser und mehrern bequem eingerichteten Badestuben zu erwähnen, welches schon vielen Kranken ersprießliche Dienste geleistet hat.

Endlich ist noch der löbauer Berg, östlich von der Stadt gelegen, wegen seiner schönen Fernsicht in die schlesischen, mährischen und böhmischen Gebirge zu erwähnen, weßhalb derselbe auch häufig von den meisten Fremden und Einheimischen besucht wird. 2 Restaurationen auf demselben bieten dem Freunde der Natur Erquickung dar, und 1 Schießhaus auf dem Berge giebt Gelegenheit zu öfteren geselligen Scheibenschießen. Der Berg selbst ist mit Schwarz- und Laubholz bestanden und musterhaft forstmännisch kultivirt. Dieser Berg und der gegen Süden 2 Stunden von der Stadt und ebenfalls zur Stadt gehörige Kottmarberg mit ebenfalls gut kultivirten Holzbeständen gewährt der Stadtgemeinde nicht unbedeutende Forstnutzungen, sowie auch der löbauer Berg, dessen Bestandtheil Basalt ist, die Steine zum Chausseebaue liefert; daher auch die um Löbau befindlichen Chausseen gewiß die beßten im ganzen Vaterlande sind. E. Kohlmann in L.

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Groß ist die Menge der Gelehrten, wie der Künstler Sachsens, und es ist daher höchst schwierig, wenn nicht gar unmöglich, eine allgemein befriedigende Auswahl zu treffen. Indessen dürfte wohl, unter den neueren Gelehrten, der 1838 zu Leipzig verstorbene Hofrath und Professor Pölitz, wegen seiner mannichfachen und bleibenden Verdienste, vor vielen Anderen einen Platz in der Saxonia verdienen. Sein vieljähriger Freund und verdienstvoller Kollege, Professor Hasse, hat ihm bereits, bald nach seinem Hinscheiden, in den von ihm 1828 begründeten Jahrbüchern der Geschichte, der Staats- und Kameralwissenschaften, (Mai, Juni und Juli) ein würdiges biographisches Denkmal errichtet, und nach diesem wird der nachfolgende kurze Abriß seines Lebens und Wirkens größtentheils entworfen werden.

Nicht immer vermag der Mensch, wie das Sprichwort behauptet, seines Glückes Schmied zu sein, nicht immer, wozu die Natur ihn treibt, als Lebensberuf zu wählen, nicht immer endlich, wie die Moral gebietet, im ganzen Umfange seines Wesens, die menschliche Bestimmung zu erreichen. Umstände und Verhältnisse beherrschen mehr oder weniger den Menschen vom Anfange bis zu Ende seiner irdischen Laufbahn, und die Mehrzahl der Menschen muß sich schon glücklich schätzen, überhaupt nur ein sittliches und gemeinnütziges Leben geführt zu haben. — Auch Pölitz ward nicht, wozu er in seiner Jugend besonders Neigung und Talent hatte, — wie er in seiner Selbstbiographie bekennt und auch durch Kompositionen bewiesen hat, — ein Tonkünstler, weil ihn sein Vater für die Wissenschaften bestimmte; auch Pölitzen war es nicht vergönnt, wie er in seinen Jugendjahren sehnlich gewünscht hatte, Gatte und Familienvater zu werden, weil er nicht so glücklich war, die Person seines Herzens zu finden. — Er selbst giebt in seinem später zu erwähnenden „Heinrich von Feldheim“ darüber Aufschluß, indem er sagt: „Es ist wahr, mit allmächtiger Sehnsucht erhebt die Liebe, in den Jahren der reiferen Jugend, die Brust des Menschen und giebt ihm einen Schwung, der weit über sich selbst hinaus zu gehen scheint. Rings umher wird die Natur und die menschliche Gesellschaft selbst für ihn anders; Alles erhält einen verjüngten Anstrich; Alles scheint in der Unermeßlichkeit der unendlichen Ideale zu schwimmen. — Auch ich habe einst diesen seligen Traum geträumt; darum spreche ich aus Erfahrung, aus trauriger Erfahrung. Leider ist es immer das Schicksal der beßten Menschen, daß sie nicht glücklich durch die Liebe werden. Eine höhere Hand scheint sie durch diese Erfahrungen zu prüfen und bewähren zu wollen, um sie für höhere Zwecke aufzubehalten. So müssen sie mit der schönsten Empfindung zerfallen, um zu einer ausgebreiteteren Thätigkeit in einem größeren Wirkungskreise die ganze



Karl Heinr. Ludw. Pölitz



Das Denkmal am Fürstenberge
bei Grünhayn

Kraft ihres Geistes aufzusparen. — Schon mehrere Mädchen hatte Feldheim gegen das Ideal gehalten, das er sich von dem weiblichen Wesen entworfen hatte, dem seine Liebe gelten sollte; aber keines hatte diesem Ideale zugesagt. Bald fand er hinter einer schönen Form einen völlig beschränkten Verstand; bald traf er, bei glücklichen Anlagen der Natur, so wenig Bildung oder eine so einseitige Richtung, so wenig Häuslichkeit, so viele Bizarrerie und einen so ausschließenden Hang zu beständigen Zerstreuungen und Vergnügungen, daß er unmöglich, bei der näheren Bekanntschaft, sein Herz gegen ein solches Geschöpf öffnen konnte. — Am abgeneigtesten war er den schwärmerischen, empfindelnden Wesen. Er suchte weder einen hellen, ausgebildeten Verstand, noch eine reine, kräftige, für die Zukunft dauerhafte Empfindung hinter dieser Außenseite. Er hatte die Ueberzeugung, daß die wahre, edle Empfindung des Herzens sich mit einem natürlichen Frohsinn vertrage, und daß jede Empfindelei der sicherste Beweis von einem kränkelnden Gemüthe und von einer einseitig entwickelten Empfindung sei. — O, warum wurde die Liebe so tief in's menschliche Herz gelegt, wenn unter Tausenden kaum Einer durch sie glücklich wird?! — Feldheim beschloß, nie wieder zu lieben und nie zu heirathen. Er hatte die Ueberzeugung, daß das Feuer der ersten Liebe nie wieder erneuert, nie zu seiner ersten Kraft hergestellt werden kann, und daß der schöne Traum der Liebe nur der angehenden Jugend lächelt. — In der Thätigkeit für die Menschen wollte er den Ersatz suchen für das, was er durch die Empfindung verloren hatte. Sein volles, edles Herz wollte er nähren und stärken durch seine Wärme für die Menschen, die in seinem Wirkungskreise lagen; und so beugte ihn zwar die verlorne, erste Liebe selbst tief; aber machte ihn nicht zum Menschenfeinde und verschloß sein Herz nicht für den hohen Entschluß zu einer Thätigkeit, die dem Ganzen gelten sollte." — So ward die Wissenschaft seine Geliebte und in seiner Bibliothek sah er seine Familie; für sie arbeitete er, in ihnen und durch sie fand er nun das Ziel seines Strebens, — gemeinnützige Thätigkeit.

Karl Heinrich Ludwig Pölitz, den 17. Aug. 1772 zu Ernstthal in der gräflich schönburgischen Rezeßherrschaft Glauchau geboren, war der Sohn des dortigen Pfarrers M. Johann Gotthilf Pölitz. Nachdem er der ersten Pflege seiner Mutter, der Tochter des Pastors Jung-Johann im Altenburgischen, entwachsen war, ward sein Vater der erste Lehrer seiner Kindheit und Jugend. Dieser weckte frühzeitig in ihm den Sinn für die Wissenschaften und gab ihm überhaupt eine sorgfältige Erziehung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal am Fürstenberge.

Vergeblich hatte der treffliche Kurfürst Friedrich der Streitbare (s. Saxonia Bd. III. S. 23, 26 und 31) noch auf dem Sterbebette seine Prinzen Friedrich und Wilhelm nicht nur herzlich zur brüderlichen Eintracht ermahnt, sondern überhaupt landesväterliche, herrliche Worte gesprochen, welche mit goldnen Buchstaben in eines jeden Fürsten Kabinet stehen sollten, und hier als ein schönes Denkmal wahrhaft edler Fürsten-Gesinnung vollständig wiedergegeben werden:

„Lieben Söhne, Zeit und Stunde ist vorhan„den, daß ich aus diesem sterblichen zum unsterb„lichen Leben abwandere. Mein Abschied fället wohl „unzeitig wegen des böhmischen Krieges; man muß „aber dem göttlichen Willen, der nie anders, als „gut ist, Alles anheimstellen. Lasset Ihr dieses Eure „Sorge sein, daß Ihr das Vaterland beim Frieden „erhaltet. Und solches wird, wie ich mich berede, „leicht geschehen können, wenn Ihr in der Furcht „Gottes und in brüderlicher Liebe und Eintracht le„bet, die Unterthanen treulich schützet und ihr Beß„tes befördert. Darum ermahne ich Euch mit allem „Ernst, daß Ihr bei dem jetzt entstandenen Glau„bensstreit frommer und gelehrter Leute Unterricht „anhöret. Nehmet Euch ja nicht zu Räthen an, die „ehr- und geldgeizig sind, und sich vom Regimente „zu bereichern suchen. Beschweret nicht die Unter„thanen mit neuen Bürden und Auflagen. Wollet „ihr Einen zur Wohlfahrt fördern, so thuet es ohne „Unterdrückung der Anderen. Mit dem Adel ver„fahret so, daß Ihr ihn geneigt und Euch zu Wil„len habet. Keine Uebelthat lasset ungestraft hin„gehen; wo aber Hoffnung zur Besserung ist, da „lasset Nachsicht und Verzeihung Statt finden. „Verdienet Jemand Eure Ungnade, so bedenket, daß „man im Zorne Maß halten müsse. Zu den Waffen „greifet nicht eher, als wenn es die höchste Noth erfor„dert. Gegen Eure Unterthanen erzeigt euch als Vä„ter und nicht als Wütriche und Tyrannen, vor „welchen die Natur selbst einen Abscheu hat. Denkt „an den Markgrafen Friedrich mit der gebissenen „Wange, euren Urahnen, der zwar gegen 2 Kaiser „(Adolf von Nassau und Albrecht von Habs„burg) Krieg führte, aber blos um Land und Leute „zu schirmen. — Unsere Vorfahren hatten wenig „Nutzen von den vielen Kriegen, die sie führen „mußten. Was für Schaden aber ein muthwilliges „Kriegführen bringe, ist aus des Landgrafen Al„brechts Beispiel zu ersehen. Darum ermahne ich „Euch nochmals ernstlich, daß Ihr einträchtig seid, „und Einer dem Anderen nachgebe und verzeihe. „Dieses wird Euch eine Mauer sein wider jeden „feindlichen Anfall, der nicht fern von Euch ist. Und „Du, mein Sohn, Friedrich, verhalte Dich also „bei der Kurwürde, wie Du es von mir gesehen „hast, damit Du dem Reiche lieb und werth seiest. „Du aber mein Sohn, Wilhelm, achte diesen, „den älteren Bruder; das wird Dir zur Ehre und „zum Beßten gereichen. Ach, lieben Söhne, nehmet „doch diese meine väterliche Ermahnung wohl zu „Herzen und in's Gedächtniß, und lasset Euch durch „nichts trennen oder in Streit verwickeln! Dieses „werdet Ihr mir jetzt in die Hand versprechen."

Die Söhne gelobten es zwar dem sterbenden Vater; aber nicht lange hielten sie die väterliche Ermahnung in frischem Andenken und Ehren. Die gemeinschaftliche Regierung dauerte nur 5 Jahre; dann machte man eine Ländertheilung zu Altenburg. Aber auch diese stellte den unruhigen Wilhelm III. nicht zufrieden, da er sich von seinem Rathe Apel von Vitzthum zu immer größeren Forderungen treiben ließ. Die Folge davon war erst neuer Streit, dann der unglückliche, verheerende Bruderkrieg

(1445—50), da der hallische Machtspruch ohne Erfolg blieb. Nach 5 schrecklichen Kriegsjahren kam endlich am 27. Jan. 1451 zu Naumburg die Aussöhnung der beiden Brüder und der Friede zu Stande. Nun aber erhob sich ein neuer Streit zwischen dem Herzog Wilhelm und Apel von Vitzthum, so wie zwischen dem Kurfürsten und seinem Kriegsobersten Kunz von Kaufungen, wegen der Rückgabe der im Kriege weggenommenen Güter, und in Folge dieses Streites führte der Letztere, am 8. Juli 1455 den frevelhaften Prinzenraub aus. Dieser findet sich aber so häufig erzählt und ist daher so allgemein bekannt, daß die Erzählung desselben hier füglich übergangen werden kann.

Durch diesen Prinzenraub sind mehre Oerter in unserem Erzgebirge denkwürdig geworden, namentlich der Fürstenberg, im Walde zwischen Grünhain und Schwarzenberg, unfern dem Dorfe Waschleithe, wo der jüngere von Kunz von Kaufungen entführte Prinz Albrecht, der ruhmreiche Ahnherr unsers geliebten Königshauses, durch den Köhler Schmidt noch denselben Tag befreit wurde; der Fürstenbrunnen, eine Waldquelle, aus welcher der wackere Köhler dem durstigen Prinzen zu trinken gab; die Prinzenhöhle zwischen Stein und Hartenstein, der alte Stollen einer Eisenzeche, in welcher sich Kunzens Raubgesellen, von Mosen und von Schönfels, mit dem älteren Prinzen Ernst 3 Tage verborgen hielten; und endlich Stift Ebersdorf bei Chemnitz, in dessen Kirche die fürstlichen Aeltern mit den Prinzen, den 15. Juli, Gott für deren Rettung dankten und ihre Kleider, nebst dem schwarzen Kittel des Köhlers, der sie dahin begleitet hatte, zum immerwährenden Andenken aufhängen ließen.

Unter diesen denkwürdigen Oertern hat die Waldquelle am Fürstenberge ein einfaches, aber dauerhaftes Denkmal in einer Granitpyramide mit Inschriften auf einer eisernen Tafel, indem sich der Fürstenbrunnen in einer Nische des Fußgestells über Krystalldrusen ergießt, durch die Bemühungen und Beiträge des Finanzprokurators Lindner zu Schwarzenberg, des damaligen Kreishauptmanns Freiherrn von Fischer, des Justizamtmanns Philippi zu Grünhain, des Bergkommissionsrathes Nitzsche zu Erla und andrer Patrioten im Kreisamte Schwarzenberg und Amte Grünhain 1822 erhalten, und ist am 8. Juli 1822 von den Behörden feierlich eingeweihet worden. Die Pyramide, 18 Ellen hoch, steht auf einem, 5 Ellen hohen Fußgestelle von in Jaspis übergehenden braunrothen Thoneisenstein, hat an der Grundfläche 4½ Elle in's Gevierte, und wurde aus Granit bei Schwarzenberg 8 Ellen hoch gehauen, welche 13 Stufen bilden. Sie ist mit einer Mauer umgeben, an welcher sich Ruhebänke befinden. Der Baumeister Lohß in Schlettau hat den Bau mit einem Kostenbetrage von 509 Thlr. 10 Gr. 11 Pf. ausgeführt.

Die zweite Weihe empfing das Denkmal am 4. Juli 1829, als unser allgeliebter König, damals noch Prinz Friedrich, den Fürstenberg besuchte und daselbst von einem alten Köhler und 6 Knechten in ihren schwarzen Gewändern, indem sie, um einen brennenden Meiler stehend, auf ihre Schürbäume dem Regentenhause Treue schworen, und ein als Najade gekleidetes Mädchen dem Prinzen, in einem mit Vergißmeinnicht umwundenen Krystallbecher, einen frischen Trunk aus dem Fürstenbrunnen überreichte, feierlich empfangen ward. Den alten Köhler und das Mädchen zog der Prinz zur Tafel, welche in einem ländlichen Salon vor dem Brunnen bereitet war. —

Schon bei der Errichtung des Denkmals war es der sehnliche Wunsch vieler Vaterlandsfreunde, in der Nähe desselben eine Wohnung für eine bedürftige Köhler- oder andere rechtschaffene Familie zu erbauen, um es vor Beschädigungen zu bewahren und mit demselben sogleich eine wohlthätige Stiftung zu verbinden. Auch hier zeigte sich der rühmliche Eifer des Finanzprokurators Lindner in Schwarzenberg zunächst thätig, indem er 1838 das hohe königl. Finanzministerium um einen Platz und Holz dazu bat, und nach der freundlichen Genehmigung seiner Bitte, mit dem gleich patriotischen Rentamtmann von Schleinitz zu Grünhain eine Sammlung milder Beiträge dazu aus der Nähe und Ferne veranstaltete. Diese Beiträge fielen aber anfangs so gering aus, daß die Köhlerwohnung ein frommer Wunsch bleiben zu müssen schien, als ihre Majestäten der König und die Königinn 100 Thlr., ihre königl. Hoheiten Prinz Johann und Gemahlinn 45 Thlr., und die Prinzessinnen Augusta und Amalia 40 Thlr. mit milden Händen spendeten. Beide Majestäten besuchten auch am 11. September 1838 den Fürstenbrunnen und wurden daselbst freudig und feierlich begrüßt. — Durch fernere milde Beiträge, namentlich 30 Thlr. von den Fürsten Otto Victor von Schönburg-Waldenburg und Alfred Friedrich von Schönburg-Hartenstein gedieh das wohlthätige Unternehmen so weit, daß die Köhlerwohnung schon am 27. September feierlich gehoben und am 1. Novbr. 1838 von der armen, rechtlichen Bergmannsfamilie Richter aus Raschau bezogen werden konnte. Der Bergmann Richter, welcher zugleich an der gegenüberliegenden Grube Gottesgeschick arbeitet, erhielt auch den 9. Novbr. 1838 von der hohen Kreisdirektion die Schankkonzession, doch mit dem Bemerken, nur anständige Gesellschaft dort zu dulden. Im Frühjahr 1839 ward das Köhlerhaus vollends aufgebauet, den 8. Juli, am Befreiungstage des Prinzen Albrecht, eingeweihet und den Sommer hindurch schon sehr zahlreich besucht. — Die Kosten des Baues betrugen über 1000 Thlr.; die Baumeister waren der Maurermeister Karl Hübschmann in Grünstädtel und der Zimmermeister Friedrich Rau in Schwarzenberg. M.

Hierzu als Beilagen:

1) Löbau. 2) Karl Heinr. Ludw. Pölitz. 3) Das Denkmal am Fürstenberge.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Frankenberg.

Saxonia.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 13. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Frankenberg.

In dem anmuthigen Zschopauthale, unweit des rechten Ufers der Zschopau, über welche jetzt, statt der bisherigen städtischen Fähre, eine neue, schöne Brücke führt, liegt am Mühlbache Frankenberg, eine der ältesten und wichtigsten Fabrikstädte Sachsens, an der Straße von Chemnitz (3 St.) nach Meißen (5 M.), im Kreisdirektionsbezirk Zwickau, zum vereinten Amte Frankenberg und Sachsenburg gehörig, 6 M. von Zwickau, 7 M. von Dresden und 8 M. von Leipzig entfernt. Sie ist eine erklärte, wohlgebaute, freundliche Mittelstadt, mit selbstständigem Magistrate, welcher aus 1 Bürgermeister, 8 Beisitzern und 1 Kommunkassirer besteht, und seit 1832 mit einem besonderen, vom hier wohnenden Theile des Amtspersonales verwalteten, Gerichte für Civilrechtspflege, Sicherheits- und Paßpolizei, und zählt in ungefähr 450 bis 460 Häusern gegen 6000 Einwohner. Ein Theil dieses ziemlich lang ausgedehnten Ortes heißt die Neustadt. Es gibt hier große Spinnereien, Färbereien und Bleichen, zu denen sich die wiesenreiche Thalaue trefflich eignet, und nach Chemnitz die größten Kattundruckereien des Landes, 1 Manchester- und Sammetdruckerei, seit 1836 1 Seidenfabrik, viele Fabrikanten für bunte, wollene, baumwollene und halbseidne Zeuge, Gärbereien und 1 Korduan-, Saffian- und Lederfabrik, bedeutende Fabrikhandlungen, 1 Ziegelei rc. Der Verkehr ist ziemlich lebhaft, besonders in den Jahrmärkten; daher befindet sich hier auch 1 Untersteuer- und 1 Postamt.

Unter den öffentlichen Gebäuden tritt zunächst die hohe und geräumige, vom freiberger Baumeister Ondorf 1740 hergestellte Stadtkirche, mit einer guten Orgel und einem hohen Thurme seit 1792, hervor. An derselben sind 3 Geistliche, darunter ein Archidiakon, der zugleich Pastor und Adjunkt der Ephorie Chemnitz ist, unter welcher die Kirche steht. — Den regelmäßigen Markt zieren das stattliche Rathhaus und das ansehnliche Meisterhaus. Auch ein großes Schulgebäude hat der Ort, 1 Weber- und 1 Sonntagsschule seit 1832, und 1 Hospital, überhaupt gute Armen- und Polizeianstalten, selbst nächtliche Beleuchtung. — Die Umgegend ist reizend: ½ St. davon erhebt sich die malerische Sachsenburg (s. Saxonia Bd. II. S. 108), dabei der Trappenauer, ein Felsenberg mit herrlicher Aussicht; entfernter liegt Ringethal, Neusorge rc. Bei der Neustadt sind die Salvegärten, von der Marienkapelle sogenannt, das Vorwerk Aue und südwestlich das königliche Brückenhaus. — Auf einer Zschopauinsel bei Gunnersdorf hat die Stadt ihren Flößholzhof.

Frankenberg, bei der alten Frankenburg angelegt, gab nach einer Urkunde von 1206, worin Heinrich von Brankenberc vorkommt, einem Adelsgeschlechte von Frankenberg den Namen, und gehörte, nach anderen Nachrichten, 1223 Denen von Mildenstein zu Leißnig, deren Vasallen unstreitig Die von Frankenberg waren. Später kam die Burg an die Familie von Schönberg, welche aber mehr in Sachsenburg wohnte, und daher Frankenburg verfallen ließ. Indessen wurde später auf deren Stelle ein großes Herrnhaus unter dem Namen des Neubaues oder des Hauses Frankenberg erbauet, welches noch jetzt auf dem Hügel am nördlichen Ende der Stadt steht, und schon seit längerer Zeit Denen von Sandersleben gehört. In diesen Neubau verlegte man 1638 das kurfürstliche Amt von Lichtenwalde, und nachdem derselbe zugleich mit der Stadt 1699 an die Kammer gelangt war, wurde er später als ein Rittergut vererbt. — Die Stadt kam hauptsächlich durch die schon vor 4 Jahrhunderten blühende Tuchmacherei, zu welcher sich später auch die Leinweberei gesellte, in Aufnahme. Seit 1558 errichtete aber Thomas Rockard aus Frankenberg, von der Frau Brigitte von Schönberg unterstützt, welche ihn in Antwerpen lernen und in den Niederlanden reisen ließ, eine niederländische Zwirnmühle und führte damit die Zeugweberei ein, welche bald so einträglich ward, daß Vater August, als er einst die Zwirnmühle besah, den Urheber nicht nur lobte, sondern ihm mit den Worten auf die Achsel klopfte: „Hätt' ich doch ein Schock solcher Zwirnmüller in meinen Landen!" — Die ersten Zeugweber nannte man Grobgrünmacher, weil sie meist Grobgrün, nachher Berkan genannt, zu fertigen pflegten. Diese Berkanweberei verdrängte aber im 17. Jahrhunderte die von Uhlich und Vogelgesang aufgebrachte Weberei feiner Wollenzeuge, des Flanells rc. und diese wich in der neueren und neuesten Zeit der Baumwollenweberei, namentlich des Kattuns, Parchents rc., und dazu kam zuletzt noch selbst die Seidenweberei. — Seit 1683 hatte Frankenberg auch Bergfreiheit, und bauete deßhalb die bei Sachsenburg gelegene Zeche „Segen Gottes," wo etwas Kupfer und Vitriol gefunden wurde, bis auf die neueren Zeiten, jedoch ohne Gewinn. Eben so wenig lohnte seit 1559 der Steinkohlenbau.

Krieg, Pest, Wasser und Feuer haben Frankenberg häufig und sehr verderblich heimgesucht. In den Jahren 1430 ward es von den Hussiten, 1632 von den Kaiserlichen rein ausgeplündert; 1576 und 1626 raffte die Pest Hunderte von Einwohner weg, und zu verschiedenen Zeiten richteten Ueberschwemmungen großen Schaden an; große Brände endlich verzehrten 1712, 1715, 1786, 1788 und 1792 ganze Theile der Stadt, veranlaßten aber den regelmäßigeren und schöneren Wiederaufbau derselben. Dazu erhielt sie 1788 aus der Mobiliar- und Immobiliarbrandkasse 100,700 Thlr. und 1792 reichliche Unterstützung von der kurfürstlichen Regierung.

Und so hat sich die Stadt, aller Unglücksfälle ungeachtet, immer mehr vergrößert und verschönert. — Wie sich Frau Brigitte von Schönberg durch Beförderung des Kunstfleißes, so hat sich Margarethe von Schönberg durch milde Stiftungen um die Stadt verdient gemacht. Diese ist auch der Geburtsort des beliebten Tonkünstlers Liebich, welcher als Kapellmeister 1727 zu Schleiz starb.

M.

Bernstadt oder Bernstädtel.

Der Hauptort des eigenschen Kreises, welcher dem Kloster Marienstern (s. Saxonia Bd. III. S. 68) gehört, ist ein sehr freundliches, seit den Bränden von 1826, und besonders 1828 ganz neu erbauetes Städtchen, mit 315 Häusern und 1650 Einwohnern, (darunter nur 17 Katholiken) an einem sanften Abhange des linken Pliesnitz-Ufers gelegen, während die Neustadt auf dem rechten Ufer liegt, 1½ Stunde von Herrnhut, 3 St. von Löbau, 2 St. von Ostritz, 4 St. von Görlitz und von Zittau, 6 Meilen vom Kloster, und 3½ M. von Bautzen entfernt. Auf der Nord- und Südseite wird die Stadt von Anhöhen eingeschlossen; im Südwesten stößt sie an Kunnersdorf, im Osten an Altbernsdorf.

Schon im Jahre 1291 war dieses Städtchen unter dem Namen Bernhardsdorf vorhanden, dessen Besitz aber getheilt, indem die eine Hälfte mit Patronatrecht Friedrich von Schönburg, Herr zu Glauchau, besaß, die andere Hälfte aber einem nach dem Orte sich benennenden adeligen Geschlechte gehörte, von welchem namentlich in den Jahren 1320 und 1339 Konrad und Albert von Bernstadt vorkommen. Die schönburgsche Familie verkaufte 1291 ihren Antheil, wozu auch Altbernsdorf gehörte, für 100 Mark an das Kloster Marienstern.

In früherer Zeit besaß der Ort 2 Kirchen, von denen die eine zu St. Maria, Nicolaus und Katharina im Jahre 1320, die andere zu St. Urban im Jahre 1339 erwähnt wird. Gegenwärtig besitzt Bernstadt nur eine Kirche, welche auf dem höchsten Punkte der Stadt gegen Westen steht, in Form eines Kreuzes erbaut, und mit einem schönen, neuen, über 200 Fuß hohen Thurm verziert ist. Die in der Kirche befindliche neue Kanzel und der Altar sind als vorzügliche Zierden derselben zu betrachten. An der Kirche sind 2 Geistliche, 1 Oberpfarrer und 1 Diaconus. Südlich von der Stadt an einer sanften Anhöhe befindet sich seit 1826 der neue Begräbnißplatz, in Form eines regelmäßigen großen Vierecks, welcher im Jahre 1836 zu diesem Behufe eingeweiht ward.

Bernstadt besitzt seit 1823 eine gut eingerichtete Bürgerschule mit 1 Director und 4 Lehrern, und durchschnittlich 500 Schülern. Die Collatur über die Pfarrämter steht der Aebtissinn zu St. Marienstern, die Besetzung der Schulstellen aber dem Stadtrathe zu. Seit dem 4. Oktober 1840 hat der Ort, nachdem man zuvor die allgemeine Städteordnung eingeführt hat, ein selbstständiges Stadtgericht, an dessen Spitze ein Stadtrichter steht. Außerdem ist es der Sitz der Justizkanzlei des Klosters Marienstern, welche die Gerichtsbarkeit über die 8 Dörfer auf dem Eigen ausübt, und bei welcher 1 Syndicus, 1 Sekretär und 1 Aktuar angestellt sind. Die Expeditionen befinden sich in dem ansehnlichen Amthause. Eben so zeichnet sich auch das am Marktplatze stehende Rathhaus durch seine angenehme und zweckmäßige Bauart aus, und gewährt dem Marktplatze einen freundlichen Anblick. — Auch befindet sich hier 1 Postverwalterei und 1 Untersteueramt.

Der Hauptnahrungszweig der Einwohner Bernstadts ist Tuchmacherei, welche daselbst in einem sehr vervollkommneten Grade betrieben wird, und worunter sich vorzüglich die schwarzen und grünen Tuche vortheilhaft auszeichnen, so daß man früher sprüchwörtlich sagte: „ohne bernstädter Tuch könne weder Hochzeit, noch Kommunion, noch Begräbniß vollbracht werden." — Außerdem wird auch viel Nanking-, Kattun- und Leinweberei, Kürschnerei und Strumpfwirkerei, wie auch Feldbau betrieben, wogegen die Bierbrauerei seit der früheren Zeit in Verfall gerathen ist.

Drei Jahr- und Viehmärkte, nebst 1 Wochenmarkte, tragen zur Belebung des allgemeinen Verkehrs wesentlich bei, und die im Herbste 1840 begonnene neue Chaussee von Herrnhut nach Bernstadt wird den Ort mit dem inneren Theile der Oberlausitz in nähere Berührungen bringen.

Von Ereignissen und Merkwürdigkeiten Bernstadts ist, außer den früheren Hauptbränden von 1430, 1686 und 1786, nur Folgendes zu erwähnen. Im Jahre 1430 gelobten Bürgermeister, Geschworne und die ganze Stadtgemeinde: dem Heere der Weißen vom Felde Thabor (Hussiten) weder der Wahrheit des Evangelii, für welche dieses Heer kriege, noch dem Heere selbst auf irgend eine Weise zu widerstehen, ihm auch jährlich so viel zu zinsen, als sie ihrem Erbherrn entrichtet hätten, und hierauf ward das Städtchen, (welches die Urkunde Bernartitz nannte) von den Befehlshabern des Heeres seinen Waffenbrüdern beßtens empfohlen. — Im Jahre 1623 befahl der Landesherr, den eingeschlichenen (evangelischen) Prädikanten abzuschaffen, wogegen 1632 der Kurfürst Johann Georg I. der Aebtissinn andeuten ließ, die Stellen des Diaconus, Organisten und Schulmeisters mit tüchtigen, der evangelischen Kirche zugethanen Personen zu besetzen.

E. K.

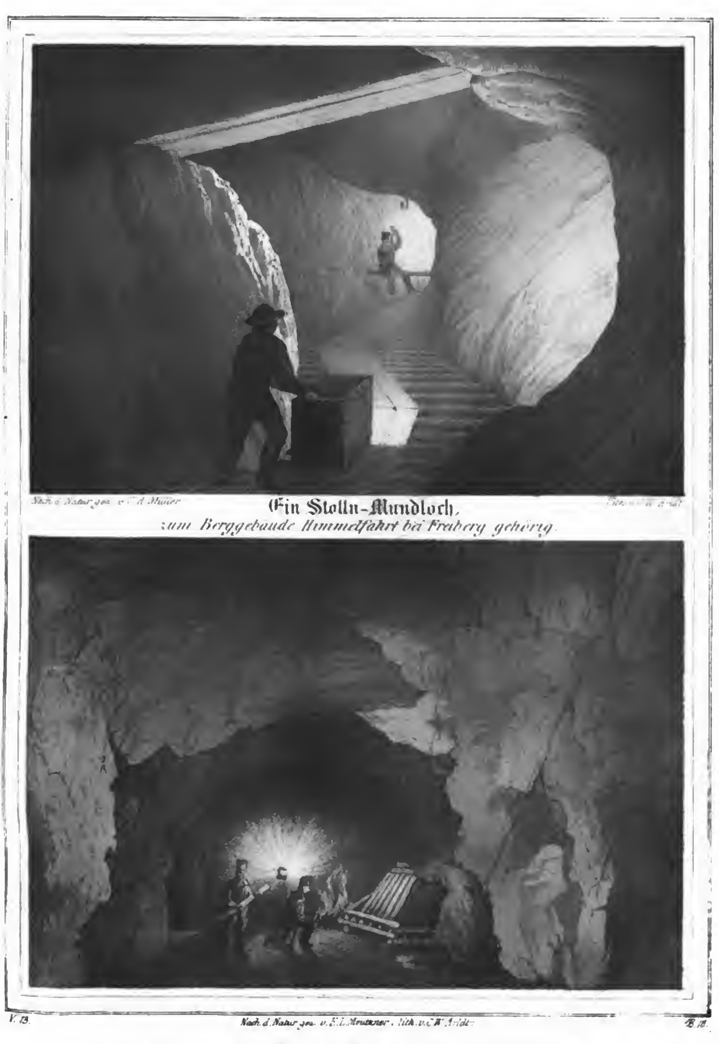
Kurze Geschichte des meißnischen Bergbaues und seiner Technik *).

Der Anfang des meißnischen Bergbaues geht nur auf das Jahr 1168 zurück, wo, unter dem Markgrafen Otto dem Reichen, in dem altencellischen Kloster-Dorfe Christiansdorf zuerst die nachherigen freiberger Bergwerke angelegt wurden. Darauf folgten um 1220 die Bergwerke bei Scharfenberg, und schon 1293 findet man die ersten Anfänge der später so reichen Bergwerke bei Wolkenstein, indem von seinem Bergbaue daselbst Unarch von Waldenburg dem Kloster Marienthron bei Grimma, wie später 1300 Markgraf Friedrich der Kleine von Dresden von den Silbergruben bei Dippoldiswalde, den Bergzehenden schenkte. —

*) Um den geehrten Lesern die in diesem Aufsatze erwähnte Technik des Bergbaues anschaulicher zu machen, wird mit demselben eine Reihenfolge von Abbildungen der interessantesten Gegenstände gegeben werden.


Nach der Natur gez. u. lith. v. C. W. Arldt

Bernstadt.



Ein Stolln-Mundloch,
zum Berggebäude Himmelfahrt bei Freiberg gehörig.

Ein Brennort im Zwitterstockwerke zu Altenberg.

Zwanzig Jahre später finden wir sodann bereits des Bergbaues bei Siebenlehn in einer Urkunde des Markgrafen Friedrich des Freudigen gedacht, mittelst welcher derselbe dem Abt Cornelius zu Celle die dasigen Gruben verlieh. — Im Jahre 1351 ward der Bergbau am Ullrichsberge bei Penig fündig, und in einer Kaufsurkunde über das Gut Rabenstein bei Chemnitz, zwischen dem Abt Heinrich von Schleinitz zu Chemnitz und Johann von Waldenburg und seinen Söhnen, aus dem Jahre 1375 werden die Eisen- und Kupfergruben daselbst genannt. — Ungefähr um 1395 kam der Bergbau bei Elterlein, Geier, Thum, Ehrenfriedersdorf, Zschopau und Drehbach auf, worauf 1407 der hohe Forst bei Schneeberg rege ward. — Zwischen 1443 und 1458 entdeckte man in einem Kohlenmeiler die ergiebigen Zinnbergwerke am Geising, später die altenberger genannt, und am Tage Dorotheä des Jahres 1471 folgten denselben die schneeberger Silbergruben nach, welche beide bis auf den heutigen Tag ihren Werth bewährt haben.

In dem Jahre 1490 erhoben sich zu Glashütte und Berggieshübel reiche Silber- und Kupfergruben, und nur zwei Jahre später verlieh der freibergische Bergmeister Kaspar Nietzold die erste Fundgrube am Schreckenberge dem gegenwärtigen Annaberg. Darauf folgte in raschen Schritten der Bergbau zu Buchholz und Rochlitz 1500 — zu Oelsnitz, Falkenstein, am Gottesberge, Voigtsberg, an der Göltzsch um 1512 — zu Schleta, nachher Marienberg genannt, zu Wiesenthal am Fichtelberg 1519 — zu Scheibenberg und am Emler 1522 — zu Eibenstock 1534 — zu Hartenstein, Lauenstein, Zinnwald, Höckendorf, Pretzschendorf 1550 und 1654 zu Johann-Georgenstadt, Schwarzenberg, Breitenbrunn, durch böhmische Religionsflüchtlinge.

Die Zustände dieses Bergbaues waren dem Geiste des Zeitalters angemessen, in welchem sie angelegt und betrieben wurden. Ehe der Bergbau Regel wurde, zur Zeit des Markgrafen Otto des Reichen, gehörte derselbe dem Grundbesitzer; ein Bergwerksunternehmen konnte daher nur von diesem ausgehen, es sei mittel- oder unmittelbar. Sobald aber mit dem Hoheitsrechte auch die Bergregalität verliehen und verbunden ward, hörten die Gegenstände derselben auf, ein ausschließliches Besitzthum der Grundeigenthümer zu sein, und die Regenten gestatteten auch Anderen, Bergbau in ihren Landen zu treiben. Dieses wurden die Anfänge der Freierklärung des Bergbaues und die Grundlinien seines späteren Rechtszustandes. Als eines hierbei in den ältesten Berggesetzen noch aufbewahrten Gebrauchs gedenken wir hierbei der Verpflichtung der Grundeigenthümer, denjenigen, welche auf ihrem Grund und Boden mit oder gegen ihren Willen mit Bergbau sich einzulegen beabsichtigten, sechszehn Hofstätten Raum, sowie zur Weide für ihr Vieh ein Stück Landes zu überlassen, soweit als ein abgeschossener Pfeil flog. Die spätere Zeit — hauptsächlich zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts — bewilligte dem Grundherrn zur Entschädigung für diese Ueberlassungen vier Antheile unter dem böhmischen Namen Kukus, welche er auf eigne Kosten zu bauen hatte, ließ ihm dabei jedoch die Wahl, statt deren nur einen anzunehmen, dessen Kosten von den Unternehmern getragen wurden. Auf diesem Wege entstanden die unveräußerlichen Erbkuxe des 16. Jahrhunderts bei dem Bergbaue auf höhere Metalle. Dagegen sind dergleichen Konzessionen dem Bergbaue auf niedere Metalle gänzlich fremd, welcher im Schutze des Expropriations-Gesetzes die zu seinem Bedürfnisse erforderlichen Räume auszukaufen vorschreibt.

Einfach und mühevoll erschürften die ältesten Eigenlöhner die Gänge und Erze der Gebirge in den einsamen Wäldern der Vorzeit, indem sie dieselben in Gruben zu gute machten, und mit Holzfeuer zum Schmelzen brachten. Ihre Führer waren hierbei die Ruthengänger ihres Zeitalters und die entblösten Stellen ihrer Gebirge. Aber schon gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts bildeten sich unter dem Namen von Gewerken ganze Gesellschaften, welche zu einem bergmännischen Unternehmen zusammentraten. Wir finden dieselben beim schneeberger Bergbau bereits in der ältesten, 1477 von den Herzogen Ernst und Albrecht, dann in der über den Bergbau am Geising 1489 erlassenen Berg-Ordnung, in der letztern jedoch unter dem Namen „Ziener" erwähnt. Diesen wurde auf eingelegte Muthung anfangs immer nur ein Lehen von sieben Lachtern Länge und Breite auf einmal verliehen, daher auf einer Lagerstätte oft viele Gewerkschaften mit Bau sich einlegten und die Bergwerksgeschichte jener Zeit der Zechen so viele zählet. Bald überschritt man jedoch diese auf gleichen Antheil am Gewinn berechnete Methode, und bewilligte dem ersten Finder vorzugsweise die Fundgrube, den übrigen Muthern und Aufnehmern aber Fundgruben und Maßen von dreifacher, heutzutage bis zu sechsfacher Lehnslänge, und führte die Altersgerechtigkeiten ein.

Während dieses nach außen geschah, entwickelten Erfahrung und vorgeschrittene Technik den innern, kunstgerechten Grubenbau. Das größte Hinderniß dabei war und ist zu jeder Zeit der Zudrang unterirdischer Wasser. Zu ihrer Ableitung trieb der Bergmann der Vorzeit bereits die Stollen, doch damals nur im kleinsten Maßstabe; ihm war das kurze Ziel seines Lehns das ausschließliche, daher auch die vielen Pingen mit ihren Schächten und kleinen Stollen beim Bergbaue des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Bald führte aber der Reichthum der in die Teufe niedersetzenden Gänge den Bergmann bei seinem Grubenbaue auch auf die Anwendung von Wasserhebungs-Maschinen, welche im funfzehnten und vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts unter dem Namen Heinzen und Bülgenkünste bekannt waren. Dazu ertheilten die Regenten besondere Privilegien, so z. B. in den Jahren 1500 und 1502 Lorenz Werdern und Genossen, 1531 Petern von Danske und Hans Unruh, bis endlich Bernhard Wiedemann 1554 das erste Kunstgezeug auf eigne Kosten in St. Katharina-Neufang zu Neustädtel bei Schwarzenberg erbauete und Georg Bretschneider von Sadisdorf seine Scheiben- und Röhrkunst im altenberger Zwitterstockwerke anschützte. Gleichwohl vermochte der Bergmann, durch die Festigkeit des Gesteins behindert, nur mühevoll und langsam die Schätze aus dem Innern der Gebirge zu fördern; denn ihm dienten dazu anfänglich nur Schlägel und Eisen; später und vorzugsweise auf festen und trocknen Punkten wendete man das Feuersetzen an und zuletzt das Sprengen mit Pulver. Das Feuer-

setzen mit Scheithölzern, nach der Höhe und Seite und Kohlen nach unten, ist in Sachsen nur noch im Zwitterstockwerke zu Altenberg im Gebrauche, und daselbst von großem Erfolge. Davon trägt jedoch die Oertlichkeit (schon 1535 ward des Rauchs wegen dasselbe in freiberger Revier untersagt), und Oekonomie der Grubenwirthschaft, welche die theuern Holzpreise scheuet, die hauptsächliche Schuld. Dort aber sieht man am Freitage in jeder Woche, als dem letzten regelmäßigen Arbeitstage, die ausfahrenden Häuer vor Ort die Holzstöße künstlich anlegen, welche der Aufsicht führende Steiger nach der Reihe anzündet, um sie bis zu Anfang der folgenden Woche wirken und rauchen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

(Fortsetzung.)

Vom Rector, M. Trübenbach in Ernstthal, erhielt Pölitz Unterricht in alten und neuen Sprachen, und der 52jährige Hausfreund seines Vaters, der Cantor und geschätzte Kirchenkomponist Tag in Hohenstein, weihte ihn in die Grundsätze der Harmonie ein. Hätte ihn sein Vater nicht mehr zu den Wissenschaften als zur Musik angehalten, so würde Musik, besonders Kirchenmusik, seiner Jugendneigung zufolge, die Beschäftigung seines Lebens geworden sein. Ueberhaupt war in Pölitz das poetische Element nicht gering, und er hat in früheren und späteren Jahren mehre gelungene Gedichte gemacht, wie „Menschliche Unsterblichkeit" und „die zehn Gebote vom Hirschenstein", noch 1818 in Karlsbad. — So sorgfältig vorbereitet kam er, zu Michaelis 1786, aus dem väterlichen Hause auf das Lyceum nach Chemnitz, wo er bis 1791 mit Erfolg den Unterricht des Rectors Rothe und des Conrectors Lessing genoß, indem beide Männer, Jeder auf seine Weise, die selbstständige Entwickelung seines Geistes beförderten. Schon damals machte er sich mit der deutschen Literatur bekannt, und fand an derselben, besonders an Poesie und Philosophie, großen Geschmack. Seine beschränkten Vermögensumstände nöthigten ihn zwar, den 15jährigen Schüler, seit 1787, zur Deckung des nothwendigen Lebensbedarfs, täglich mehre Privatstunden zu ertheilen und diese Zeit seinen Schulstudien zu entziehen; allein sie gaben ihm auch Gelegenheit, sich im freien Lehrvortrage zu üben, und verschafften ihm die Mittel, daß er sich schon damals, außer den beßten deutschen Dichtern, Werke von Herder, Platner, Mendelssohn, Jacobi und selbst von Kant kaufen konnte. Diese Schriften las er mit großem Eifer, und bildete dadurch nicht nur seinen Geist und Geschmack, sondern erwarb sich auch schon früh eine ausgebreitete Belesenheit und begründete zu gleicher Zeit, in Verbindung mit dem Privatunterrichte, seine außerordentliche Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. — Dieser Umstand ward noch wichtiger dadurch, daß er über seinen ganzen Bildungsgang und seinen künftigen Lebensberuf als Lehrer und Schriftsteller entschied. Das gleichzeitige Studium der deutschen Poesie und Philosophie bewirkte eine harmonische Entwickelung seiner geistigen Anlagen: Verstand, Witz, Scharfsinn, Phantasie und Urtheilskraft waren bei ihm stets in gleichmäßiger Thätigkeit und bewahrten ihn vor den so häufigen Verirrungen der Jugend.

Vertraut mit der deutschen Literatur und begeistert für Poesie und Philosophie, bezog Pölitz 1791 die Universität zu Leipzig, wo ihn der Rector C. D. Beck unter die akademischen Bürger aufnahm. Während ihn Heydenreich durch seinen freien, geistvollen Vortrag für die kritische Philosophie gewann, bewahrten ihn Platners gleich gehaltreiche und schöne Vorträge vor sklavischer Hingebung an die kantische Schule, und beide Männer durch Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe vor dem Mysticismus. Dankbar rühmte Pölitz später, was er Platnern in Hinsicht auf Anthropologie, empirische Psychologie und Philosophie des Lebens verdankte, und hörte mehrmals Moralphilosophie und Aesthetik bei diesem Philosophen. Nächst der Philosophie beschäftigte ihn auch vorzüglich die Geschichte, und Becks Gründlichkeit gab seinen historischen Studien eine feste Richtung; doch hörte er bei ihm auch Exegese und Kirchengeschichte (sächsische Geschichte bei Hilscher), wie er denn den ganzen theologischen Cursus, und zwar Exegese, Hermeneutik, Moral und Dogmatik bei Morus, Rosenmüller, der ihm besonders wohl wollte, bei Wolf, Keil, Palmer u. A. machte.

Durch die Verschiedenheit des Vortrags und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, sowie durch seinen wissenschaftlichen Sinn und seine eifrige Selbstthätigkeit, erweiterte er nicht nur seinen geistigen Gesichtskreis, erhob sich zur Selbstständigkeit im Denken und Urtheilen, sondern gelangte auch dadurch zu jener bewunderungswürdigen Fertigkeit, Alles in sein Eigenthum zu verwandeln und dieselben Gegenstände nach Stoff und Form sehr verschieden wieder zu geben. Dieß ist auch ein Hauptgrund seiner so frühzeitigen und so fruchtbaren Schriftstellerei. Anfangs zogen ihn Religion, Poesie und Philosophie am meisten an, wie dieß seine ersten schriftstellerischen Versuche, welche er in den Jahren 1791, 92 und 93 schrieb und 1793 und 94 ohne seinen Namen herausgab, offenbar beweisen: „Religionsvorträge für die Bedürfnisse unseres Zeitalters, mit Hinsicht auf reine Moral" — „Moralisches Handbuch oder Grundsätze eines vernünftigen und glücklichen Lebens" (2. Auflage 1795 mit des Verfassers Namen) — „Malerische und philosophische Darstellungen der höheren Bedürfnisse der Menschheit" — Gedichte (darunter Menschliche Unsterblichkeit) und Aufsätze enthaltend.

(Beschluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Frankenberg. 2) Bernstadt. 3) a. Ein Stollen-Mundloch, zum Berggebäude Himmelfahrt bei Freiberg gehörig. b. Ein Brennort im Zwitterstockwerke zu Altenberg.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Nach d. Natur gez. v. C. Meltzer, lith. v. C. W. Arldt.

Johanngeorgenstadt.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 14. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Johann-Georgenstadt,

die jüngste Stadt des Erzgebirges, vom Kurfürsten Johann Georg I. 1654 angelegt und nach ihm benannt, indem böhmische Religionsflüchtige hier eine Freistätte suchten und fanden. Denn seitdem die schwarzenbergischen Städte Platten und Gottesgabe von dem Kurfürsten Moritz 1547 an Böhmen abgetreten worden waren, hatten die evangelischen Bewohner derselben beständig mit dem katholischen Religionshaß zu kämpfen. Zwar versprach ihnen Kaiser Ferdinand III. in dem 1646 mit Johann Georg I. geschlossenen Vertrage völlige Religionsfreiheit, aber nichts desto weniger dauerte die bisherige Verfolgung fort, und 1653 kam endlich gar der Befehl an dieselben: „entweder katholisch zu werden oder auszuwandern." Da zog der größte Theil, fast lauter Bergleute, in der Nacht über die Gränze und ließ sich mitten im Walde, in der rauhesten Gegend des Gebirges, das Hungerland genannt, auf dem Fastenberge nieder, wo seit 30 Jahren schon Bergleute aus Eibenstock und Platten etwas Bergbau auf Zinn und Eisenstein getrieben hatten. Kurfürst Johann Georg I. ließ jedem Ansiedler ein Stück Wald anweisen, um es auszuroden und sich darauf anzubauen. Daher rief auch der erste Geistliche dieser Vertriebenen in seiner ersten Predigt aus: „Hilf, heiliger Gott! Wer hätte denken sollen, daß in solcher Wildniß und Stöcken noch sollte ein Gedächtniß unserem löblichen Kurfürsten gestiftet werden!" — Zum Marktplatz mußten allein 1700 große Stämme ausgerodet werden. Man fand bald reiche Silbererze und nach 8 Jahren stand in der uralten Wildniß eine freundliche Stadt, welche man ihrem wohlthätigen Gründer und Beschützer zu Ehren nach seinem Namen nannte.

Johann-Georgenstadt liegt auf einem Abhange des dreifachen, hohen Fastenberges über dem linken Ufer des Breitenbachs und des Schwarzwassers, im Amte Eibenstock und der Kreisdirektion Zwickau, an den Straßen von Eibenstock (4 St.) und von Schwarzenberg (4 St.) nach Platten und Joachimsthal in Böhmen, und enthält ungefähr 3630 Einwohner in 389 Häusern, deren Hauptbeschäftigung der Bergbau auf Silber, Eisen, Zinn, Kobalt und Kiese ist, wobei viele interessante Fossilien gewonnen werden. Sonst seifte man auch noch Gold und Zinn, sowie auch einige Halbedelsteine; allein die Silberhütte ist längst eingegangen und nur noch die Zinnhütte geblieben. Andere Nahrungszweige sind Verfertigung von Klöppelzwirn, von karlsbader Waaren in Stahl, Eisen, Blech und Holz, von Nähnadeln, pariser Stiften, von allerlei Spielzeug, welches den Bergbau darstellt, zum Theil in Flaschen, Klöppeln, Verarbeitung des Hornsteins 2c. Jährlich werden auch 3 Jahrmärkte gehalten. Der Ort hat einen selbstständigen Stadtrath, und ist der Sitz des Bergamtes über die Reviere Johann-Georgenstadt, Eibenstock und Schwarzenberg; auch befinden sich hier 12 Spitzenhandlungen, eine königl. Zinneinkaufsanstalt und Faktorie, ein Vitriol- und Schwefelmeister, ein Förster und ein Unterförster, 1 Postamt, 1 Nebenzoll- und Steueramt, wozu noch ein Zollamt im Chausseehause an der karlsbader Straße kommt, 1 Tabacksfabrik, 2c. Das bethürmte Rathhaus, zugleich der bessere Gasthof, mit einem kunstvollen Uhrwerke, die ansehnliche Kirche, das große Bergmagazin, das am Schwarzwasser schön gelegene, stattliche Schießhaus mit Gastwirthschaft, die Berg- und Klöppelschule, 3 Mühlen und einige Sägen sind noch bemerkenswerth.

Die Umgegend von Johann-Georgenstadt ist theils wild romantisch, indem sich im Nordosten der doppelte, gegen 3000 F. hohe Rabenberg, erhebt, eine der gewaltigsten Bergmassen Sachsens, welche im Norden das tiefe und zum Theil schauerliche Felsenthal des Schwarzwassers, durch welches jetzt eine Chaussee nach Schwarzenberg führt, von dem Fastenberge scheidet, auf welchem noch ein Vorwerk und die Hauptzechen dieser Gegend liegen, theils höchst rauh und unwirthlich, daß man nur etwas Korn, Hafer und Erdäpfel erbauen kann, da es völlig im sächsischen Sibirien liegt. Der Ort ist dessenungeachtet nicht ohne lebhaften Verkehr, da im Südosten das böhmische Dorf Breitenbach mit 2 kleinen Blaufarbenmühlen anstößt, im Süden aber Jugel, mit 230 Einwohnern, einem kleinen Vitriol- und Schwefelwerke, beinahe an die Stadt reicht, im Osten das Hüttenwerk Wittichsthal oder Ziegenschacht mit 200 Einwohnern und Sachsens erstem Blechwalzwerke, im Norden die Antonshütte, im Südwesten die Haupteisenzeche Henneberger Stolln mit sehr langem Kunstgezeuge an den fast 3000 F. hohen Rehhübeln, dabei Gewerken-Hoffnung und der Gabriel, der rothe und weiße Löwe bei Steinheidel und die Großzeche am Auersberge liegen, überhaupt aber das wichtige Bergamt, welches eine große Anzahl Zechen begreift, den Verkehr sehr befördert. — Die freudigste Erinnerung aus Johann-Georgenstadts Geschichte ist die 1754 sehr feierlich begangene erste Jubelfeier, bis zu welcher man die Ausbeute des Silbers auf 3⅞ Mill. Thaler berechnete. — Höchst verderblich waren die Fluthen in den Jahren 1661 und 1831, wie der 7jährige Krieg und die Hungersnoth von 1771 bis 73. Seitdem wuchs die Einwohnerzahl wieder, und 1817 führte man beim Reformations-Jubelfest eine große Kirchenmusik auf, wobei Katholiken aus Platten die Instrumental-Partien unaufgefordert übernahmen. — Auch Johann-Georgenstadt hatte einst eine Somnambule, deren Unfug zur Empfehlung der magnetischen Kuren der Pastor M. Tröger in seiner, auch psychologisch interessanten, Schrift auf-

deckte: „das wunderbare Mädchen zu Johann-Georgenstadt — eine Kranken- und Schwärmergeschichte." (Schneeberg, 1820.) M.

Maria Amalia,

Prinzessinn zu Sachsen.

Dem Verdienste seine Kronen.
Schiller.

Erfreulich auf der einen, wie ehrend auf der anderen Seite ist dankbare Anerkennung und eine allgemein geschätzte Eigenschaft guter Menschen. Sie ist es, welche den wackern Arbeiter gern belohnt, wie das Verdienst öffentlich auszeichnet, und das Andenken an verdienstvolle Männer nicht nur in Ehren hält und durch Jubelfeste erneuert, sondern ihnen auch dauernde Denkmäler errichtet und ihre Namen entweder in Erz und Marmor aufbewahrt, oder in wohlthätigen Stiftungen fortleben läßt; sie ist es auch, welche Liebe, Treue und Anhänglichkeit der Völker an edle Fürsten erzeugt, und ihnen in Zeiten der Gefahr Gut und Blut mit Freuden darbringt.

Rühmt man mit Recht dem sächsischen Volke diese treue Liebe und Anhänglichkeit an sein angestammtes Fürstenhaus nach; so erkennt es auch damit die vielen und großen Verdienste seiner Fürsten, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, dankbar an. Und in der That haben sich fast Alle, wie es nicht nur die Geschichte erzählt, sondern auch die vorhandenen Einrichtungen, Anstalten, Gebäude und ganze Städte selbst beweisen, um das leibliche und geistige Wohl des sächsischen Volkes, mehr oder weniger, höchst verdient gemacht, wie Otto der Reiche, — um in der Kürze nur von Einigen Einiges anzuführen, — durch die Gründung des Bergbaues und der leipziger Hauptmessen, Friedrich der Streitbare durch die Errichtuug der Universität zu Leipzig, Friedrich der Weise durch die Stiftung der Universität zu Wittenberg und die Beschützung Luthers, Johann der Beständige, Johann Friedrich der Großmüthige und Heinrich der Fromme durch die Einführung und Vertheidigung der Reformation, Moritz durch die Gründung der 3 Fürstenschulen und des akademischen Konvikts zu Leipzig, Vater August durch die Verbesserung der Gesetze und Rechtspflege, durch Beförderung der Landwirthschaft, des Berg-, Obst- und Weinbaues, durch die erste Anlage der dresdener Bibliothek ꝛc., Friedrich August der Starke durch Gründung der Malerschule und Ritterakademie in Dresden, durch die Anlegung der Porzellanfabrik in Meißen ꝛc., Friedrich August II. durch die Errichtung der Kommerziendeputation und der Ingenieurakademie, beide Auguste durch die Verschönerung Dresdens und die Beförderung des Kunstgeschmacks, Friedrich Christian durch die Erweiterung der Malerschule zu einer Akademie der zeichnenden und bildenden Künste ꝛc., der Administrator Prinz Xaver durch die Errichtung der Bergakademie, der Artillerieschule und des Sanitätscollegiums ꝛc., Friedrich August der Gerechte durch eine umfassende Verbesserung der ganzen Staatsverwaltung, Erweiterung und Vermehrung der Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, endlich Anton der Gütige und des jetzt regierenden Königs Majestät Friedrich August II. durch die neue Staatsverfassung und viele andere Beweise wahrhaft landesväterlicher Gesinnung.

Ueberhaupt lehrt die vaterländische Geschichte, daß durch die thätige Fürsorge der sächsischen Fürsten das Land erst angebaut, das Volk gebildet, das Staatsgebäude aufgeführt und Sachsens Ruhm in Kunst, Wissenschaft und Industrie begründet worden ist. Und haben sie auch Dresden, Leipzig und Chemnitz nicht angelegt, wie Freiberg, Schneeberg, Annaberg, Buchholz, Marienberg und Johann-Georgenstadt, so sind doch jene Städte, unter ihrer weisen und wohlthätigen Regierung, zu der gegenwärtigen Größe und Schönheit, wie zu dem blühenden Wohlstande gelangt. —

Aber nicht allein solche unsterbliche Verdienste, sondern auch die persönlichen Tugenden, durch welche sich Regenten und ihre Familienglieder auszeichnen, geben denselben ein Anrecht auf des Volkes Liebe und Verehrung; denn wenn das Fürstenhaus, wie es an der Spitze des Volkes und Staates in majestätischer Hoheit und Würde dasteht, auch durch Bildung, Tugenden und Verdienste hervorragt; so fühlt sich dieses um so mehr zu dankbarer Liebe, tiefer Ehrfurcht und treuer Anhänglichkeit verpflichtet. Glücklich das Volk, welches auf seinen Fürsten und die fürstliche Familie als glänzende Vorbilder alles Wahren, Guten und Schönen mit gerechtem Stolze blicken kann! — Und dieses Glück ward den Sachsen niemals mehr als jetzt zu Theil. Nicht nur der König und die Königinn, sondern auch die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses sind vorleuchtende Muster, welche jeder Sachse mit freudiger Begeisterung betrachtet. Unter diesen ist, nicht weniger durch ihre schönen Eigenschaften und stillen Tugenden als durch ihre mannichfaltigen Kenntnisse und Talente ausgezeichnet, wie durch ihre dramatischen Werke in und außerhalb Sachsen rühmlichst bekannt die Prinzessinn Maria Amalia von Sachsen, und sie verdient deßhalb durch ihr Bildniß und einen kurzen Umriß ihres Lebens noch allgemeiner bekannt zu werden.

Das Leben der Frauen ist, ihrer Natur und Bestimmung nach, ein häusliches, ist stilles Familienleben, welches sich, in seinem natürlichen Gange, nur in den Freuden und Leiden der Ihrigen bewegt, und in der Regel machen selbst Fürstinnen davon keine Ausnahme, nur daß das Hofleben glänzender und schwieriger ist. So knüpft sich an das Leben der Frauen zunächst die Familiengeschichte, und dieß ist besonders bei unserer Prinzessinn der Fall, da sie fortwährend im Schooße ihrer Familie lebte und alle ihre Freuden und Leiden theilte. Wiewohl nun die innere, verborgene Seite ihres schönen Lebens, welche bei guten Menschen wichtiger und merkwürdiger ist, als alles Uebrige, was sich äußerlich darstellt, den Blicken der Welt verborgen blieb; so läßt sich doch auch aus der bekannten Außenseite, aus einzelnen Zügen und Handlungen, aus ihren Tugenden und Geisteserzeugnissen, in denen sich die Gestalt ihers Wesens sichtbar abspiegelt, ein interessantes Bild ihrer Persönlichkeit entwerfen.

* * *

Es ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Looſe;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen ihren gold'nen Morgen:
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.

Schiller.



Maria Amalia.

Prinzessin von Sachsen

Maria Amalia Friederike Augusta, geboren zu Dresden den 10. August 1794, war das erste Kind des allgemein verehrten Prinzen Maximilian und der Prinzessinn Maria Theresia Josepha von Parma und Infantinn von Spanien. Mit ihren 3 Brüdern, den Prinzen Friedrich, Clemens und Johann, sowie mit ihren 3 Schwestern, den Prinzessinnen Maria, Karolina und Josepha, verlebte sie die Jahre der Kindheit im Schoose des schönsten Familienglücks, da Aeltern und Geschwister das zarteste Band gegenseitiger Liebe umschlang und man von dieser fürstlichen Familie mit Tiedge in seiner „Wanderung der Freude" sagen konnte:

> Die Freude trat in eine Hütte,
> Wo, wie ein frischer Blumenring,
> Am Heil der gold'nen, alten Sitte,
> Ein Kranz von schönen Kindern hing. —

Zehn glückliche Jahre

> — „die Jahre der Kindheit
> Wallten, von Freuden umkränzt, heiter und rosig dahin!"

— waren so fast verstrichen, als den 1. März 1804 der Tod der theuern Mutter und Gattinn dem fürstlichen Hause den herbsten, unersetzlichen Verlust zufügte, den auch die Prinzessinn Amalia schon tief empfand, und ihn nur durch die verdoppelte Zärtlichkeit und Sorge des gütigen Vaters, wie durch das glückliche Zusammenleben mit den geliebten Geschwistern gemildert sah. Noch gab es schöne Tage in Pillnitz und in dem prinzlichen Gartenpalais zu Dresden, wo sie mit den Brüdern und Schwestern im Garten fröhlich spielen und die noch vorhandenen Blumen-Gärtchen pflegen konnte, während sich der furchtbare Strom der französischen Revolution schon über die Länder und Staaten Südeuropas hinwälzte, und man in Sachsen nur von ferne sein Toben hörte. — Der zärtliche Vater lebte nur seinen hoffnungsvollen Kindern und widmete sich ganz ihrer sorgfältigen Ausbildung. Wie er sich schon in ihrem zartesten Alter mit ihnen auf dem Schoose spielend unterhalten und sie in den Lehren der Religion und Tugend, in den ersten Anfangsgründen des Unterrichts unterwiesen hatte; so leitete er auch später ihren Unterricht in den verschiednen Wissenschaften und Künsten, wählte stets die beßten Lehrer und ermunterte Zöglinge und Lehrer durch häufige Gegenwart und freundlichen Zuspruch.

Unter diesen günstigen Umständen machte die Prinzessinn, von der Natur mit vorzüglichen Anlagen reichlich ausgestattet, die erfreulichsten Fortschritte in allen Kenntnissen und Fertigkeiten, welche zu einer höheren Bildung auch schon damals erfordert wurden. Neben dem Studium der französischen und italienischen ward die deutsche Sprache und Literatur nicht vernachlässigt, wie sonst wohl an den Höfen deutscher Fürsten und selbst in vielen adligen Häusern, sondern wissenschaftlich erlernt und fleißig betrieben. Am meisten entwickelte sich der Prinzessinn Talent für die Musik und die dramatische Poesie durch das stete Anhören musikalischer Meisterwerke in der Kirche, durch den häufigen Besuch des Theaters und durch die Feier zahlreicher Familienfeste, welche sie mit ihren Geschwistern gewöhnlich durch musikalische und theatralische Aufführungen verschönte. — Nicht ohne vortheilhaften Einfluß auf ihre weitere Ausbildung war es gewiß auch, daß sie ihr gütiger Oheim, der Kunst und Wissenschaft liebende Prinz Anton, nachdem er seine eigenen Kinder durch frühen Tod verloren hatte, an Kindes Statt annahm, wo sie in seinem und seiner Gemahlinn Maria Theresia, der geistvollen und edlen Erzherzoginn, lehrreichen Umgange sich in jeder Hinsicht immer mehr vervollkommnen konnte.

Das Jahr 1806 brachte Mißwachs und Theuerung über Sachsen, und die Klagen der Volksnoth drangen auch zu den Ohren und dem Herzen der gefühlvollen Prinzessinn Amalia. — Bald darauf zog sich am politischen Horizonte auch ein schweres Kriegsungewitter zusammen und erfüllte Hof und Land mit bangen Besorgnissen, welche der 12jährigen Prinzessinn nicht unbekannt blieben. Schon traf die kurfürstliche Familie Anstalten zur Flucht nach Prag, als Napoleons Freundschaftsversicherungen, die Fürstentugenden und die uneigennützige Politik Friedrich Augusts ehrend, in Dresden anlangten und die Residenz nicht zu verlassen geboten —

(Fortsetzung folgt.)

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

(Beschluß.)

Im Jahre 1793 ward Pölitz auch Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste, und that damit den ersten Schritt zum akademischen Lehramt, wozu er sich durch einen innern Drang berufen fühlte; daher er am 12. April 1794 durch die Vertheidigung seiner lateinischen Abhandlung: „Von den vornehmsten Dogmen der späteren jüdischen Theologie, deren Spuren sich in den Schriften seit der babylonischen Gefangenschaft bis zum Anfang des 4. Jahrhunderts nach Chr. Geb. vorfinden" — sich das Recht erwarb, auf dem philosophischen Katheder Vorlesungen zu halten. Außer den erwähnten Büchern schrieb er, um sich einen Zuschuß zu den Kosten des Magisteriums, seines Bücherbedarfs und seiner Habilitation zu verschaffen, vom 2. bis zum 24. Febr. 1794 „Populäre Moral des Christenthums, nebst einer historischen Einleitung in das Zeitalter Jesu", 30 Druckbogen stark; vom 3. bis zum 19. März 1794 die 10 Druckbogen starke, seinem Vater gewidmete Schrift: „Können höhere Wesen auf den Menschen wirken und sich mit ihm verbinden?" und gab sie unter seinem Namen zu Ostern 1794 heraus (2. Aufl. 1809). Die erstere Schrift hatte er dem Oberhofprediger D. Reinhard gewidmet und war dadurch mit ihm näher bekannt geworden. Gleichzeitig mit jenen Schriften gab Pölitz, wie er denn seitdem, bei der günstigen Aufnahme derselben, Alles, was im Bereiche seines Wissens und Könnens lag, zum Gegenstande seiner schriftstellerischen Thätigkeit machte, eine Zeitschrift „die Ceres" für Bildung des Geschmacks heraus, welche aber bereits mit dem 2. Hefte endete. Zur Michaelismesse 1794 lieferte er schon, in 2¼ Monate, 2 größere Werke: „Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, als ein Versuch sie auf ein Prinzip zurückzuführen" und „Predigtentwürfe über die Evangelien in sturmischer Manier, ausgezogen aus den Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner" das erste mit, das zweite ohne seinen Namen. Darauf folgten vom Juli 1794 bis im März 1795 der „Beitrag zur Kritik der Religionsphilosophie und Exegese un-

seres Zeitalters;" ein „Erbauungsbuch, als Fortsetzung des sanderschen" (anonym); „Geschichte der Kultur der Menschheit, nach kritischen Prinzipien" (1. Thl.) und die „Pragmatische Uebersicht der Theologie der späteren Juden" (1. Thl.). Dreizehn verschiedene Bücher, 267 Druckbogen zählend, waren die Früchte seines schriftstellerischen Fleißes in den 4 ersten akademischen Jahren. Wie seine Schriften den Beifall des Publikums hatten, so befriedigten auch seine Vorlesungen, welche er in 2 Halbjahren über Philosophie, Geschichte, Pädagogik und Stylistik hielt, durch Inhalt und Darstellung seine Zuhörer. Nichts desto weniger war seine ökonomische Lage auf der Universität, wo er keinen Gehalt bezog und seine Schriften halb in Büchern bezahlt erhielt, nicht so vortheilhaft und fesselnd, daß er die Empfehlung Reinhards, den er zu Michaelis 1794 zum ersten Male gesprochen und seit der ersten literarischen Bekanntschaft immer mehr für sich eingenommen hatte, an den Kabinetsminister Generallieutenant von Schiebel, damaligen Kommandanten der Ritterakademie in Dresden, zur Professur der Moral und Geschichte an dieser Anstalt hätte von sich weisen sollen.

Die kurfürstliche Ernennung zu dieser Stelle erfolgte den 1. Febr. 1795 und Pölitz trat sie zu Ostern an. Zuvor mußte er dem geheimen Kabinete die Grundsätze vorlegen, nach welchen er die ihm übertragenen Wissenschaften der philosophischen Sittenlehre, des Staats- und Völkerrechts, der Geschichte rc. lehren würde, und dem Kabinetsminister von Gutschmid über seine 6—8 Bogen starke Abhandlung im Einzelnen Rede und Antwort geben. Dieser fand übrigens nur das Natur- und Völkerrecht zu kurz abgefaßt, und entgegnete auf Pölitzens Bemerkung, daß dieß mit Rücksicht auf die bedenklichen Zeitverhältnisse geschehen sei: „Lehren Sie nach Ihrer Ueberzeugung: „die Politik des Kurfürsten ist die Politik des ehrlichen Mannes." — Eben so vortheilhaft bestand Pölitz vor dem Kommandanten, welcher ihm eine Darstellung der neuesten philosophischen Systeme aus dem Stegreife aufgab; er löste die schwierige Aufgabe in einem ½stündigen freien Vortrage zu dessen vollkommener Zufriedenheit. Nach Schiebels Tode stand er, seit 1798, in gleicher Gunst bei dem verdienstvollen Kommandanten Obersten von Christiani, und ward von ihm bei der damaligen Umbildung jener Anstalt vielfach zu Rathe gezogen und mit der Ausarbeitung der Lehrplane rc. beauftragt. Die Zöglinge leitete er durch seinen Unterricht zur Selbstthätigkeit und weckte noch besonders durch seinen Umgang in ihnen den Trieb der Nacheiferung. Ungeachtet er übrigens wöchentlich 12 Lehrstunden zu geben, viele Korrektur-, Prüfungs- und andere Amtsarbeiten hatte, war er doch noch im Stande, 74 Druckschriften, während seines 8jährigen Lehramtes in Dresden, nebenbei auszuarbeiten, namentlich eine Reihe Elementarlehrbücher über deutsche Sprache, Geschichte und Logik. Viele davon, namentlich die kritisch satirischen, einige theologische und andere, gab er anonym heraus, hatte sie später in einem besonderen Schranke und zeigte sie als seine Jugendsünden nur seinen vertrauten Freunden. Von diesen verdienen hier eine besondere Erwähnung: 1) „das letzte Taschenbuch auf das 18 Jahrhundert," oder „die Menschlichkeiten der deutschen Musenalmanache auf das Jahr 1800. Ein nöthiger Anhang zu den Almanachen von Schiller, Reinhard, Voß, Becker, Jacobi, Mohn, Lindemann und Andere." Diese kleine Schrift, so streng auch ihre Kritik gegen die ersten deutschen Dichter, so beißend auch hier und da die Satire gegen geschmacklose und sprachwidrige Reimereien ist; trägt wenigstens das Gepräge der Unparteilichkeit und zeigt den wärmsten Eifer für den guten Geschmack und die Ehre der deutschen Sprache und Literatur. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung über die glückliche Ausbildung unserer Sprache durch Dichter und Philosophen und über ihre bisherigen Fortschritte, spricht sie über den Verfall des guten Geschmacks besonders durch die Musenalmanache, und läßt hierauf die vornehmsten die kritische Musterung passiren. Wegen des verderblichen Beispieles klagt hier Pölitz vorzüglich die Lieblinge des Publicums, Göthe, Schiller, Matthison, Herder, Kosegarten und Andere an, und eifert voll Unwillen gegen die Redakteurs der Almanache als Hochverräther an dem guten Geschmacke und der deutschen Sprache, weil sie unter ihren Fahnen das ganze leichte Gesindel sammeln, welches ohne Löhnung dient, schon mit dem Abdrucke elender Machwerke und einem Freiexemplare zufrieden. Er hielt sich um so mehr zu diesem strengen Gerichte verpflichtet, als kein kritisches Blatt diesem Unfuge steuerte. „Daher ist," sagt er, „das einzige Nothmittel, das uns übrig bleibt, die Geißel der Satire; hilft auch diese nichts, so wollen wir, wie der sterbende Cäsar, uns in unser Kleid hüllen; wir wollen den bessern Dichtern zurufen, wie er dem Brutus: „Auch ihr, auch ihr habt euch von dem Strome fortreißen lassen!" — und an dem Grabe des guten Geschmacks, ohne Schonung und Mitleid, alle diejenigen schlachten helfen, die den guten Geschmack in's Grab brachten. Zwar weckt die Hinrichtung des Mörders den Ermordeten nicht auf, aber die Gerechtigkeit verlangt ihre Opfer, und leider laufen diese Opfer, schon mit den Malzeichen gestempelt, zu Hunderten herum! Wir geben ihnen eine einjährige Frist." — 2) „die Philosophie unsers Zeitalters in der Kinderkappe; von einem Manne, der auch lange in dieser Kappe gelaufen ist (Pirna bei Arnold und Pinther, 1800)." — Diese Schrift enthält eine Galerie von 135 Kappenträgern in alphabetischer Ordnung und ist eben so eine kritische Musterung der Philosophen, wie das letzte Taschenbuch der Dichter. Nach einer kurzen Entwickelung der Ursachen der philosophischen Verirrungen und Streitigkeiten und einer Schilderung des Unwesens auf dem Tummelplatze der philosophirenden Köpfe, wo so viele Lahme, Taube und Blinde sich herumtreiben, welche bei allen neuen Systemen nicht gehen, hören und sehen lernen, tritt Pölitz auch hier als Musterinspektor der philosophischen Phalanx mit seinem treffenden Witze auf, und läßt die vornehmsten Philosophen in ihren verschiedenen Kappen vorüberziehen, nur die privilegirten Makulaturlieferanten mit Stillschweigen übergehend. Der beschränkte Raum gestattet hier nur einige Stellen auszuheben.

„Noch fehlt uns," sagt er bei Bardili, „ein literarisches Narrenhaus, zu dessen Erbauung in der Mitte von Deutschland, etwa so in Nürnberg, wo sprüchwörtlich schon die Weisheit zu Hause ist, jeder Philosoph eine milde Beisteuer geben sollte, zu dessen Inauguration dann Bardili in Tübin-

gen gezogen werden müßte." — „Born in Leipzig scheint schon von der Natur verdammt zu sein, den vornehmen, philosophischen Reisenden das schwere Gepäck nachzutragen. Deßhalb hat er sich auch niemals auf seiner philosophischen Laufbahn mehr angemaßt, als zu übersetzen und zu kommentiren." — „Wollen wir über Fichte gerecht urtheilen, so müssen wir ihm ein seltnes philosophisches Talent, ein Bedürfniß, auf die letzten Gründe alles Vorstellens und Handelns zurückzugehen, die Schöpfung eines neuen Systems zugestehen. Mag es mißlungen sein, so ist es doch seine wahreste, seine innigste Ueberzeugung. Mag es immer (was noch nicht erwiesen ist), zum Atheismns führen; so ist Fichte doch selbst als Mensch nicht das, was der literarische Mistfuhrmann Gruner von ihm behauptet. Wäre Fichte bescheidner und toleranter gegen Andre gewesen, so würde nicht Alles gegen ihn sich so entschieden erklärt haben." — „Girtanner in Göttingen hat in seinem Kopfe sehr verschiedenartige Gegenstände sehr seltsam gruppirt: venerische Krankheit, Kinderblattern, französische Revolution, das antiphlogistische System und die kantische Philosophie. — Aus diesem Amalgamirwerke sind denn auch sehr verschiedenartige Schriften hervorgegangen." — „Das Non plus ultra einer philosophischen Unverschämtheit, die selbst ein langverehrter Name vor Geißelhieben nicht schützen kann, ist die — blos von Wieland und Bardili gelobte — „Metakritik der reinen Vernunft" von Herder. Wer Herdern geschätzt und geliebt hat, wünscht gewiß, daß dieses Buch nicht erschienen wäre." — „Lavater ist ein unheilbarer, aber gutmüthiger Schwärmer, der im vorigen Jahre ein großes Loch in seiner Kappe, durch den Schuß eines Franzosen, bekommen hat." — Pölitz endet die alphabetische Hälfte seiner philosophischen Kappenträger, wobei er so Manchen in die große Innung der philosophischen Kärner eingeschrieben zu haben sich freut, mit dem sicheren Versprechen, zur Michaelismesse den zweiten Postzug der deutschen Philosophen auf den leipziger philosophischen Roßplatz zu bringen. Bis dahin sollen sich die H.H. N bis Z gedulden; er scheint aber doch die Lust dazu verloren zu haben, denn diese zweite Hälfte ist nicht erschienen. Aus dieser Periode ist auch sein „Heinrich von Feldheim oder der Offizier, wie er sein sollte. Ein Beitrag zur militärischen Pädagogik." (2 Thle. 1801), eine Schrift, welche den Beifall verdiente, mit welchem sie aufgenommen wurde. — Vor und nach dieser Zeit gab er noch einige Romane heraus: „Semiramis, ein romantisches Gemälde der Vorzeit." (Freiberg, bei Craz, 1800.) — „Saladin, Aegyptens Beherrscher am Ende des 12. Jahrhunderts; ein romantisches Gemälde des Mittelalters." (Lpzg, Jacobäer, 1800, 2 Thle.) — „Der Oheim und sein Neffe (Sultan Saladin und Kurt von Stauffen (Gotha, Ettinger, 1804, 2 Thle.) — desgleichen „Versuch eines Systems des deutschen Styls ꝛc." (Görlitz, Anton, 1800, 4 Thle.) — „Populäre Anthropologie ꝛc." (Lpzg. Kummer, 1800) — „Grundlegung zu einer wissenschaftlichen Aesthetik ꝛc." (Pirna, Arnold und Pinther, 1800.) — „Fragmente für Philosophie des Lebens aus dem Gebiete der Moral, der Rechtslehre, der Erziehungswissenschaft und der deutschen Sprache." (Chemnitz, Tasché 1802.) — „Summarien der philosophischen Sittenlehre ꝛc." (Hamburg, Roßler 1802). — Zu gleicher Zeit erschienen von ihm „Predigtentwürfe" (in mehrern Theilen) — „Kasualreden bei der allgemeinen Beichte, bei der Taufhandlung ꝛc., anonym; seine „Darstellung der philosophischen und theologischen Lehrsätze aus Reinhards Schriften (4 Thle.) mit dessen Zustimmung, aber mit großer Mißbilligung des Verfassers „Jean Pauls Geist oder Chrestomathie" ꝛc. anonym (2 Thle, 1801; 3. Thl. 1805; 4. Thl. 1806).

Bei dieser so großen geistigen Thätigkeit gewährte unserem Pölitz der freundschaftliche Umgang mit Reinhard, den er sich in jeder Hinsicht zum Muster nahm, große Vortheile für seine eigene Fortbildung, während ihm die Mannichfaltigkeit der Gegenstände und die abwechselnde Beschäftigung mit Lesen, Schreiben, Lehren und Musik Erholung und Aufheiterung verschaffte. Er spielte nicht nur das Forte-Piano mit großer Fertigkeit, sondern verstand auch zu komponiren, und dirigirte später oftmals in der wittenberger Schloß- und Universitätskirche die Kirchenmusik. So hat er denn auch sechs verschiedene Musikalien für das Piano, von ihm theils komponirte Lieder Matthisons und Andrer, theils arrangirte Sonaten, welche er in den Jahren 1791—97 schrieb, mit und ohne seinen Namen in Verlag gegeben. — Der Aufenthalt in Dresden wollte ihm zuletzt, aus verschiedenen Gründen, nicht mehr gefallen, und er kehrte zu Michaelis 1803, „beengt in seinem Lehramte von militärischen Verhältnissen und Umgebungen", wie er sich selbst darüber äußert, mit einer kurfürstlichen Pension von 300 Thlr., als außerordentlicher Professor nach Leipzig zurück, wo er in 2 Halbjahren philosophische Moral, theoretische Philosophie, deutsche Reichsgeschichte und Sprache vortrug, und zugleich in diesen Fächern als Schriftsteller fortarbeitete, daher sein „Lehrbuch der deutschen Sprache in ihrem ganzen Umfange" ꝛc. (Lpzg., Hinrichs, 1803) — seine „Allgemeine deutsche Sprachkunde, logisch und ästhetisch begründet" ꝛc. (Lpzg. Schwickert, 1804) — seine „systematische Encyklopädie der stylistischen Wissenschaften" (Lpzg. 1804) — sein „praktisches Handbuch zur statarischen und kursorischen Lektüre der deutschen Klassiker" (Lpzg. 1804—6) — seine „Bruchstücke aus den Klassikern der deutschen Nation" ꝛc. (Lpzg. 1804—7), sowie mehre anonyme Schriften, darunter das „Kirchmeßbüchlein", eine Sammlung der besten deutschen Trinklieder, Sprüchwörter, Charaden, Räthsel, gesellschaftlichen Spiele mit 31 komponirten Liedern, damals erschienen. Da sich ihm Aussichten in's Ausland eröffneten, ward er im Oktober 1804 mit einer Zulage von 100 Thlr. zum ordentlichen Professor des Natur- und Völkerrechts auf die Universität Wittenberg versetzt. Nach Schröckhs Tode erhielt er daselbst im Novbr. 1808 die Professur der Geschichte, während ihm schon 1805, nach Professor Eberts Tode, die Redaction des wittenberger Wochenblattes und 1806 die Direktion des akademischen Seminariums übertragen worden war. Beiden Anstalten war seine Leitung höchst ersprießlich. Damals schrieb er seine „größere Weltgeschichte" (3 Thle. 1805) — seine „Pädagogik oder Erziehungswissenschaft" ꝛc. (2 B. 1806), — seine „Encyklopädie der gesammten philosophischen Wissenschaften im Geiste des Systems der neutralen Philosophie" (2 B. 1807) — seine „Aesthetik für gebildete Leser" (2 Thle. 1807) — seine „Staatslehre für denkende Geschäftsmänner,

Kameralisten und gebildete Leser überhaupt" (2 Thle. Lpzg. 1807), — seine „Geschichte und Statistik Sachsens" (3 Thle. 1808 ff.), — „den Rheinbund" (1. B. 1810), — seine „Geschichte der souverainen Staaten des Rheinbundes" (2 Thle. 1811), und die erste Auflage seiner „kleinen" (1 B. 1809), und die zweite Auflage seiner „größeren Weltgeschichte" (4 Thle. 1811). Ueberhaupt belief sich die Anzahl seiner in Wittenberg verfaßten Schriften, mit Einschluß der einzelnen Theile und mehrer Jahrgänge des wittenberger Wochenblattes, auf nicht weniger als 51, unter denen „das Zeitalter Napoleons, ein historisches Gemälde" (1813) — „das Zeitalter der politischen Umgestaltung Europens" ꝛc. (1814), sowie die treffliche Biographie: „Dr. Franz Volkmar Reinhard, nach seinem Leben und Wirken dargestellt" (2 Thle, Lpzg. 1813) und Reinhards von ihm herausgegebene lateinische akademische Schriften besonders zu erwähnen sind.

In Wittenberg verlebte Pölitz, nach seinem eigenen Geständnisse, da er sich in der vollen Kraft seines Lebens und der geistigen Reife, wiewohl seine Gesundheit auch schon etwas angegriffen war, zugleich aber auch in einem ganz angemessenen Wirkungskreise befand, indem viele treffliche Jünglinge seine Zuhörer, die vornehmsten Professoren, namentlich Tzschirner, Schott, Winzer, Andreä, Klien, Gruber, Bretschneider u. A. seine Freunde waren, in deren heiterem Umgange er sich von seinen wissenschaftlichen Anstrengungen erholte, die schönsten, ihm unvergeßlichen Jahre seines Lebens. Zwar störten schon 1806 und 7, jedoch nur vorübergehend, die Kriegsstürme seine und der Universität, die noch 1802 freuden- und hoffnungsvoll ihr drittes, aber ahnungslos ihr letztes Jubiläum gefeiert hatte, stillen Studien; es folgten aber darauf wieder ruhige und heitere Tage, und Pölitz konnte seine akademischen und schriftstellerischen Arbeiten, wie schon gezeigt, mit aller Muße fortsetzen. Daher er auch 1809 einen ehrenvollen Ruf an die neue Universität Kasan ablehnte. Allein das Jahr 1812 brachte neue Kriegsunruhen und Einquartierungslasten über Wittenberg; doch das Schlimmste erfuhr Wittenberg, wie ganz Sachsen, im verhängnißvollen Jahre 1813. Die Drangsale der Stadt nöthigten endlich unsern Pölitz, wie viele seiner Kollegen, namentlich die Professoren Dr. Klien, Dr. Stübel, Dr. Winzer, Dr. Wiesand, seinen jungen Freund Spohn, den Rector der Universität, Professor Klotzsch und eine kleine Anzahl Studirender seit dem April, in dem kleinen Städtchen Schmiedeberg einen Zufluchtsort zu suchen. Hier überfiel ihn eine lebensgefährliche Krankheit, welche 27 Wochen dauerte und wahrscheinlich in der Anlage zur Brustwassersucht den Keim zu seinen vieljährigen Körperleiden zurückließ. Kaum wieder genesen, unterzog er sich dennoch mehrern wichtigen Arbeiten für die Universität, deren Wiederherstellung in Wittenberg er jedoch schon damals bezweifelte. — In seinem einsamen Aufenthalte zu Schmiedeberg überraschte ihn sehr angenehm der freundliche Besuch mehrer sächsischen Offiziere, welche im Kadettenhause einst seine Zuhörer gewesen wären, namentlich der H. H. von Langenn, von Nostitz, von Schreibershofen, von Salza und von Lindemann. — Seine Lage war übrigens in Schmiedeberg, wo er im Okt. durch die Kosaken bald um seine Bibliothek gekommen wäre, in ökonomischer Hinsicht fast sorgenvoll zu nennen; denn während ihm beinahe alle Einnahmen abgingen, mußte er noch Einquartierungsgelder nach Wittenberg schicken. Daher sehnte er sich sehr bald nach Leipzig zu kommen; doch erst 1815 ging dieser sehnliche Wunsch in Erfüllung.

Pölitz hatte, im Auftrage der höchsten, sächsischen Behörden, über die Verfassung und Verwaltung der Universität Wittenberg den Bericht aufgesetzt, welchen die 1814 ernannte Kommission überreichen sollte, und begab sich damit, als Universitäts-Deputirter, nachdem Sachsens trauriges Schicksal entschieden war, in dieser Angelegenheit nach Berlin, wo Wittenbergs Vereinigung mit Halle beschlossen ward. Schon stand er hierauf im Begriff, von Schmiedeberg nach Halle abzugehen, als man ihn zu Dresden am 16. Aug. 1815 zum ordentlichen Professor der Geschichte und Statistik von Sachsen in Leipzig ernannte. — Die Darstellung seiner akademischen und schriftstellerischen Wirksamkeit in Leipzig, von Michaelis 1815 bis zum 3. Februar 1838, sowie seiner übrigen Lebensmomente, muß aber nun um so kürzer sein, je länger die Erzählung bis dahin für die Beschränktheit unseres Raumes gewesen ist.

Nachdem Pölitz 1819 den Ruf nach Jena, an Sturms Stelle, zur Professur der Staatswissenschaften ausgeschlagen hatte, erhielt er den 1. März 1820, nach Arndts Tode, dieselbe Professur in Leipzig, und damit auch die damals höchst schwierige Censur aller staatswissenschaftlichen und kameralistischen Schriften. Von 1833, wo der Hofrath Beck starb, bis zu Ende 1836 war er auch vorsitzendes Mitglied des Censur-Collegiums und der Bücherkommission von Seiten der Universität. — Als akademischer Lehrer war Pölitz sehr fleißig und las die meisten Collegien — über neuere Geschichte, deutsche Sprache und Staatswissenschaften — öffentlich in seinem eigenen Hörsaale. In Wittenberg hatten über 2500, in Leipzig über 6300 als seine Zuhörer sich unterzeichnet. Sein Vortrag war frei, natürlich und klar, beredt und lebendig, voll Witz, Laune und Scharfsinn, jedoch stets mit Takt und Geschmack, in einer richtigen und edlen Sprache, indem ihm stets sein glückliches Gedächtniß den passendsten Ausdruck, sowie die nöthigen Namen, Zahlen und Beispiele sogleich darbot. Seine Vorlesungen gehörten zu den besuchtesten. — Aber nicht blos als Lehrer, durch Rede und Schrift, erwarb sich Pölitz um die akademische Jugend große Verdienste, sondern auch als Freund durch Rath und That, indem er sie seines Umgangs würdigte, sie geistig anregte, ihr den Gebrauch seiner Bibliothek gestattete, und arme Studirende, theils aus eignen Mitteln, theils durch Empfehlung unterstützte und selbst für ihre Zukunft sorgte. Höchst verdient machte er sich ferner um eine bessere Einrichtung und Erweiterung des königl. Convictoriums, wie er denn auch als Mitglied der philosophischen Fakultät und des akademischen Senats, seit 1820, für das allgemeine Beste der Universität mit allem Eifer thätig war. Wegen seiner leidenden Gesundheit befreite man ihn von den übrigen akademischen Aemtern und gewöhnlichen Gelegenheitsschriften.

Durch jene Befreiung gewann er desto mehr Muße für seine Schriftstellerei, und die letzten 22 Jahre seines Lebens waren daher reich an gediegenen Werken (überhaupt 73 B.). Schon seit seiner Anstellung in Wittenberg hatte jene eine bestimmte

V. 14 Nach d. Natur gez. v. E. T. Meutzner, lith. v. C. W. Arldt. 6. M

Die Bruchharbeit im Zwitterstockwerke zu Altenberg mit ihren Gefahren

Richtung auf seine Lehrfächer genommen, und so waren es zuletzt die deutsche Sprache, die sächsische und überhaupt neuere Staaten-Geschichte, sowie die Staatswissenschaften, deren selbstständige und gründliche Bearbeitung ihm einen Ehrenplatz in diesen Fächern der Literatur sichert. Eine Frucht seiner vieljährigen deutschen Sprachstudien, Vorträge und Schriften (seit 1801) war sein Lehrbuch: „die Sprache der Deutschen" ꝛc. (Lpzg. 1820). Die vollständige Ausführung davon gab 1825 sein größeres Werk: „das Gesammtgebiet der deutschen Sprache nach Prosa, Dichtkunst und Beredtsamkeit" ꝛc. (4 B.) und den Beschluß seiner sprachlichen Werke machte 1831 sein „Elementarbuch des Wissenswürdigsten und Unentbehrlichsten aus der deutschen Sprache" ꝛc. in 2. Auflage, zuerst 1802 in Dresden geschrieben. — Seine philosophischen Studien beschränkten sich, während dieser Zeit, auf seine Theilnahme an kritischen Zeitschriften, indem er vorzugsweise mit dem praktischen Theile der Philosophie, welcher die Geschichte und Staatswissenschaften zunächst berührt, beschäftigt war. Außerdem gab er anonym Kants „Vorlesungen über die Metaphysik" und „über die philosophische Religionslehre" heraus. — Von seinen historischen Schriften mögen hier stehen: „das deutsche Volk und Reich" ꝛc. (Lpzg. 1816), — „historisches Taschenbuch (auf das Jahr 1817) die Staaten Deutschlands in historischen Gemälden. 1. Jahrg. das Königr. Sachsen." — „Handbuch der Geschichte der souveränen Staaten des deutschen Bundes", das aber leider nur 2 Abtheilungen des 1. B. „Geschichte des östreichischen Kaiserstaates" (1817) und „Geschichte der preußischen Monarchie," (1818) enthält. Im Jahre 1823 und 24 erschienen „die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit" (5 Thle.) und 1826 „die Staatensysteme Europas und Amerikas seit dem Jahre 1783" (in 3 Thlen.), nachdem er seit 1816 „die Konstitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren" anonym herausgegeben hatte. Mit seinem Namen erschien dasselbe Werk seit 1832: „die europäischen Verfassungen seit 1789 bis auf die neueste Zeit" (3 B.). In dem geschichtlich staatswissenschaftlichen Fache war sein letztes großes Hauptwerk: „die Regierung Friedrich Augusts, Königs von Sachsen" (2 Thle., Lpzg. 1830), welches er in Folge eines ehrenvollen Auftrags aus archivalischen Quellen schrieb. Als Belohnung für diese Schrift erhielt er vom König Anton am 28. August 1830 das Ritterkreuz des sächsischen Civil-Verdienstordens, nachdem ihn Friedrich August schon 1825 zum wirklichen Hofrath ernannt hatte, und 1833 vom Großherzoge Ludwig von Hessen für seine Zueignung der „europäischen Verfassungen" den Titel eines geheimen Rathes. Auch noch am 1. Februar 1836, nach Vollendung seines 40jährigen öffentlichen Wirkens, wurden ihm sprechende Beweise dankbarer Anerkennung gegeben. —

Von Charakter war Pölitz wohlwollend, human, bescheiden, überhaupt liebenswürdig. Ob er gleich gewöhnlich in literarischer Einsamkeit lebte, so war er dennoch im Umgange höchst angenehm und ein sehr guter Gesellschafter, selbst noch in seinem Krankheitszustande, auf seinen Sommer- und Badereisen. Seine Gesundheit hatte nach und nach sehr gelitten, und bei der fortgesetzten Geistesanstrengung, vermochten diese sie nicht wieder herzustellen. Ganz hoffnungslos und leidensvoll ward sein Zustand seit dem Anfang Februars 1838; er behielt aber dabei sein volles Bewußtsein, unterhielt sich gern mit seinen tröstenden Freunden und rauchte bis zum letzten Abende seines Lebens seine Pfeife. Nach mehreren, in angstvollem Todeskampfe zugebrachten Nächten erlöste ihn endlich ein sanfter Tod aus den irdischen Banden, am 27. Febr. Morgens um 4 Uhr. — In den Morgenstunden des 2. März erfolgte seine feierliche Bestattung, mit großer Theilnahme von Seiten der Universität, des Magistrats, der Stadtverordneten, der Bürger und der akademischen Jugend, nach Anordnung des Stadtrathes Dr. Seeburg, welcher dem Verewigten aus tiefbewegter Brust das Have pia anima nachrief. — In seinem ganzen äußeren Leben herrschte die größte Ordnung und Pünktlichkeit, wie in seinen Gedanken und Schriften die schärfste Logik und Klarheit. Mäßig, außer im Tabackrauchen, sparsam und doch freigebig, berechnete er Alles auf seinen höchsten Wunsch, auch nach dem Tode noch wohlthätig fortzuwirken. Und dieses schöne Ziel hat er auch erreicht. Sein letztes Wort, sein Testament, ist der reinste Abdruck seiner ganzen edlen Persönlichkeit. Seinen vieljährigen Freund, den Stadtrath Dr. Seeburg, hatte er zum Vollstrecker ernannt. Es enthält Vermächtnisse an Verwandte und Freunde, Andenken und andre Zeichen des Wohlwollens und zarter Aufmerksamkeit, sowie ein Kapital zur Errichtung von 6 Freistellen im Konvikt, unter seinem Namen. Seine ungefähr 30,000 Bände starke Bibliothek ist, nach seiner letzten Verfügung, mit der Rathsbibliothek zwar verbunden worden; wird aber selbstständig als „Pölitzische Bibliothek" aufgestellt, auch als solche unterhalten werden. Der Rath von Leipzig hat ihm daher auf Kosten der Stadt einen Denkstein, mit der Inschrift: „Poelitio Lipsia" errichten lassen. M.

Kurze Geschichte des meißnischen Bergbaues und seiner Technik.

(Fortsetzung.)

Wir greifen hier der Entwickelung der Bergtechnik des Zusammenhanges wegen dadurch vor, daß wir jetzt schon eine Erfindung des siebzehnten Jahrhunderts — die Sprengarbeit in den Gruben — anschließen. Diese ward, wie geschichtskundig, erst 1627 aus Ungarn nach Deutschland versetzt, und zwar zuerst nach Graslitz in Böhmen, kam von da auf den Harz und von diesem 1643 durch Kaspar Morgenstern nach Sachsen. Dieser Bergmann gab auf den freiberger Gruben das Bohren mit eisernen Bohrern und Schießen zuerst an, und beschäftigte sich anfangs blos neben der Schicht damit, indem man ihm 1644 z. B. auf der Grube Hohe Birke Obere 9. bis 10. Maß im Quartal Reminiscere 1 Thlr. 9 Gr. für 32 Zoll zu bohren nach seiner Schicht, sowie 6 Gr. für 2 Schichten die Löcher anzustecken (anzubrennen und wegzuschießen) verschrieb. Von 1644 bis Ende 1652 gab sich Kaspar Morgenstern sodann blos mit Bohren und Schießen auf genannter Grube ab, welchem Michel Rämler und Hans Werlich bis 1658 nachfolgten; von dieser Zeit an mußte jeder Häuer sein Loch bohren und erhielt für jeden Schuß 3 Gr. Schießgeld.

Als einer ganz eigenthümlichen, in Sachsen nicht weiter vorkommenden Arbeit, das Erz dem Schooße der Erde abzugewinnen, müssen wir mit wenigen Worten noch der Brucharbeit gedenken,

welche noch gegenwärtig bei dem Zwitterstockwerke zu Altenberg Statt findet. In den Jahren 1545, 1578 und 1620 geschahen als unausbleibliche Folge fehlerhaften Baues drei große Tagebrüche daselbst, welche das Gebirge bis in eine Teufe von 600 Ellen zerstörten, und aus seinem Zusammenhange rissen. In diesen zerrückten Stroßen, wie man im Zwitterstockwerke die gefahrvollste Arbeit des Bergmanns nennt, über und und unter sich und nach beiden Seiten hin, gewinnt der zwitterstockser Häuer, mit seinem Läufer in steter Lebensgefahr, nur durch wenige Holzscheite gedeckt und geschützt, das Zinnerz der dasigen Gebirge, welches seiner Grube Namen und Entstehung gegeben hat; nicht selten gräbt er sich aber auch hier sein Grab, oder entflieht demselben nur durch die angestrengteste Arbeit der herbei eilenden Knappen.

Wir kehren wiederum zu der Entwickelungs-Geschichte der sächsischen Bergtechnik zurück, in welcher der Grubenausbau einen Hauptabschnitt einnimmt, welchem wir diese wenigen Worte widmen wollen. Nicht alles Gestein im Innern der Gebirge ist von solcher Festigkeit, daß dasselbe niemals einiger Unterstützung bedürfte. Daher verwies schon in der ältesten Zeit die Nothwendigkeit, sein Leben zu schützen und die Arbeit zu sichern, den Bergmann auf die Grubenzimmerung: man stützte die Baue durch Holz vor dem Einsturze. Große Weiten, bei denen man dem Holze nicht genug Festigkeit und Widerstandskraft zutraute, führte dann auf die Anwendung der Mauerung. worüber die vaterländische Geschichte die älteste Nachricht in einem Rescripte des Kurfürsten Christian I. an den Bergamtmann zu Freiberg, Christoph von Schönberg, vom 11. Juni 1591 uns überliefert hat, während die Organisation dieses wichtigen Wirthschaftszweiges in einer oberbergamtlichen Verordnung vom 30. Mai 1712 ihren Anfang nimmt. Auf solche Weise die Gruben vor dem Ersaufen gesichert und mit Hilfsmitteln ausgerüstet, die Tiefen der Erde von den Wassern der Gebirge unbehindert zu erforschen, sowie die dazu mühevoll gesunkenen Schächte und getriebenen Strecken und Oerter vor dem Einsturz kunstreich geschützet, blieb dem Bergmann nur noch eines der Elemente zu seinen Zwecken zu verwenden übrig — die Luft, und er erfand die Wettermaschine, die ihm Leben und Gesundheit und nächst solchen das Vordringen in die düstern plutonischen Räume gestattete. Die Wassertrommel, das Gebebetragewerk, die Wetter-Lutten und Wetter-Röhren, die Windfänge und Wetterhüte — sie gehören insgesammt den Anfängen des Bergbaues an. Soviel über die Besiegung der Hindernisse, welche nur dem Bergbaue eigenthümlich sind, und aus seiner besondern Natur hervorgehen.

Wir wenden unser Augenmerk nunmehr auf die Zugutmachung der gewonnenen Erze. Vielfach sind die mechanischen Hilfsmittel zunächst der Zutageförderung derselben, je nachdem dieselben durch Quantität, Teufe und Intelligenz geleitet und hervorgebracht werden. Der Karren, bei söhligen oder horizontalen, und der Haspel bei saigern oder verticalen Distanzen, waren die ersten technischen Hilfsmittel, welche bald und schon im sechszehnten Jahrhunderte durch Hunde (vier- und zweirädrige Förder-Maschinen) auf Strecken, und Haspel mit Schwungrädern, Pferde- und Wassergöpel ersetzt wurden. Am längsten erhielt sich unter denselben, vor Anwendung der Wasserkraft, zum Fördern der Pferdegöpel; gegenwärtig weichen beide der Dampfmaschine.

Freudigen Muths nimmt der Bergmann auf der Hängebank seines Schachts die Früchte seiner mühe- und gefahrvollen Anstrengungen in Empfang und bereitet sie für den Schmelzofen vor. Um die gewonnenen Erze nämlich metallisch herzustellen, kam und kommt es noch immer darauf an, von welchem Gehalte sich dieselben zeigen und ob sie sofort schmelzbar seien oder nicht.

Bei niedern Metallen, namentlich dem Zinne, müssen sie stets zerkleint werden, wozu man bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts sich einer Art durch Wasser getriebener Maschinen bediente, wie die heutigen Mahlmühlen: man zerrieb in denselben durch Steine harten Korns vermittelst Wasserkraft das Erz und bereitete solches für den Schmelzproceß vor. Da erfand Siegmund von Maltitz die nassen Pochwerke, und mit denselben entstand eine neue Periode in der Aufbereitung der Erze— das Prinzip der Absonderung durch specifische Schwere. Man nannte diese Methode: mit dem Slicht waschen, und Kurfürst Friedrich der Weise gab darüber Sonntags nach Lamperti 1512 seinem Rathe und Amtmann auf dem Schellenberg, Siegmund von Maltitz zu Dippoldiswalde, ein Privilegium auf Lebenszeit.

So vorbereitet und gereinigt empfängt der Schmelzofen beiderlei Erze der niedern, wie der höheren Metalle, und verarbeitet sie zu Metall. Minder wissenschaftlich und kunsterfahren als der Schmelzer der höheren Metalle stehet der Zinn- und Eisenschmelzer in seiner ganzen Einfachheit als Diener seiner Gewerken oder Eigenlöhnerschaft vor dem treuen Gefährten seines Berufs — seinem Schmelzofen, ihm die Erzeugnisse der Mühen und Sorgen seiner bergmännischen Kameraden abgewinnend und den eigensinnigen begütigend und entschuldigend. Denn noch besteht für ihn das Recht des Selbstschmelzens, welches 1710 durch Einführung der General-Schmelz-Administration für den Bergbau auf höhere Metalle verloren ging, und freudig blickt er in das Auge, welches ihm den glühenden, ehernen Strahl zuführt. Dieses Einstellen des Selbstschmelzens höherer Metalle war wieder ein Werk der Nothwendigkeit und wurde einer Seits durch die bei der Zugutmachung der immer ärmer werdenden Silbererze in steten Anspruch genommene wissenschaftlich höhere Intelligenz, anderer Seits durch Anwendung höchst möglicher Ersparniß und die dadurch bedingte Erhöhung der Schmelz-Quanten herbeigeführt. (Fortsetzung folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Johann-Georgenstadt. 2) Maria Amalia, Prinzessinn zu Sachsen. 3) Die Brucharbeit im Zwitterstockwerke zu Altenberg mit ihren Gefahren.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



n. d. Natur gez. v. C. Meitzer, lithogr. v. W. Arldt

Adorf.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 15. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Adorf,

eine im oberen Theile des sächsischen Voigtlandes, 5 Stunden von Plauen, 3 St. von Oelsnitz, 5 St. von Eger, an der böhmischen Gränze gelegene Stadt, im Amte Voigtsberg, Kreisdirektionsbezirk Zwickau, hat gegen 320 Häuser, welche von 2500 Einwohnern bewohnt werden. Die Häuser sind größtentheils nach alter Art gebauet und mit Schindeln gedeckt; die Gassen sind enge und uneben, so wie überhaupt die Lage von Adorf sehr gebirgig ist. Wenn man aus dem unteren Theile der Stadt, durch welchen die Straße von Plauen nach Eger führt, in den oberen Theil, wo sich der schöne und große Marktplatz befindet, gehen will, muß man immer bergan steigen. Die Stadt hat 2 Kirchen, die 1511 erbauete Michaeliskirche und die Johannis- oder Begräbnißkirche, an welchen zwei Geistliche, ein Oberpfarrer und ein Diaconus, angestellt sind. Der Diaconus ist zugleich Prediger in dem nahen Dorfe Elster, welches von der in der Nähe entspringenden weißen Elster den Namen hat. Der Pfarrer in Adorf war, ehe die Superintendur in Mark-Neukirchen errichtet wurde, immer Adjunkt der Ephorie Oelsnitz. — Der Ort hat 1 Knaben-, 1 Mädchen- und 1 Sonntagsschule. Die Bewohner von Adorf nähren sich größtentheils von Viehzucht und Hopfenbau; außer etwas Tuchmacherei und Baumwollenweberei wird hier noch besonders Instrumentmacherei in Messing und Argentan rc. getrieben. — Auch hält man 5 Jahr- und Viehmärkte.

Es befindet sich in Adorf ein Post- und ein Untersteueramt mit einem Obergränzkontroleur und Chausseegelder-Einnehmer. Der Stadtrath besteht aus 1 Bürgermeister, welcher zugleich Stadtrichter ist, jetzt Karl Todt, der sich als freisinniger Sprecher in der 2. Kammer hervorgethan hat, und 6 unbesoldeten Rathmännern.

Aus der Geschichte von Adorf wollen wir Folgendes angeben: Zu seiner Zeit, als das Voigtland noch von den Sorbenwenden besetzt war, mag sich, von Oelsnitz an bis gegen die böhmische Gränze hin, ein dichter Wald erstreckt haben, so wie auch jetzt noch in diesen Gegenden die größten voigtländischen Waldungen getroffen werden. Daß aber die Sorbenwenden in diesem Walde schon einzelne Ansiedelungen hatten, beweisen mehrere Ortsnamen, insbesondere auch die sorbische Benennung des dort entspringenden Flusses Elster. In diesem Walde sollen die Sorbenwenden auch ein Heiligthum ihres Gottes Juel oder Joel, die Juels- oder Jugelsburg, d. h. Sonnenburg gehabt haben. Dieser Gott, der Sonnengott der Griechen und Römer, galt ihnen für das Symbol der göttlichen Allgegenwart. Nach der Zerstörung dieses Heiligthums wurde in dem Haine desselben, auf dem sogenannten Haagberge — d. h. dem Berge, welcher als heilig gehegt wurde — eine deutsche Ansiedelung gegründet, welche von ihrer Lage den Namen Haag- oder Adorf, d. i. Walddorf erhielt. Wohl nicht viel später wurde das auf diese Art entstandene Dorf, um einen Schutz gegen die böhmische Gränze zu gewähren, von den Dynasten auf dem Voigtsberge mit Mauern umgeben. Man kann daher den Ursprung der Stadt Adorf füglich in das 10. Jahrhundert setzen. — Adorf gehörte in den frühesten Zeiten zu dem Gebiete der Voigte oder Dynasten zu Plauen und Voigtsberg. Als aber Heinrich, Voigt von Plauen, welcher im Jahre 1189 mit Kaiser Friedrich I. nach Palästina gezogen war, daselbst bei der Erstürmung von Ptolemais blieb, wußte sich Heinrich der Reiche, Voigt zu Weida aus dem Hause Glisberg oder Gleisberg, in den Besitz der Voigtei Plauen nebst Oelsnitz und Adorf zu setzen. Heinrich der Reiche, der Ahnherr des Hauses der Reußen, mit dem erst die urkundliche Geschichte des Voigtlandes beginnt, war durch seine Söhne der Begründer der spätern drei voigteilichen Häuser: Weida, Plauen und Gera. — Unter dem Burggrafen Heinrich VII. kam Adorf am 13. Dec. 1559 durch Verpfändung an das Kurhaus Sachsen, bei welchem es auch später immer verblieb, so wie es nebst Plauen schon früher, von 1466—1547, unter sächsischer Hoheit gewesen war. — Unter Herzog Moritz aus dem Hause Zeitz erlangte im Jahr 1657 Adorf seine eigene, von dem Amte Voigtsberg unabhängige Gerichtsbarkeit, Schriftsässigkeit, Landtagsfähigkeit und andere Privilegien. —

Während des dreißigjährigen Krieges hatte Adorf vielfache Drangsale zu erdulden. Im Jahre 1633 brach der kaiserliche Feldmarschall Holk mit seinen rohen Haufen über Adorf, Neukirchen und Schöneck in das Voigtland herein. — Auch während des siebenjährigen Krieges wurde Adorf öfters in Unruhe gesetzt, besonders als am 8. März 1759 der preuß. General von Fink einen Theil der Reichsarmee bei Asch schlug und seinen Marsch über Adorf nahm. — Im baierschen Erbfolgekriege erfuhr die Stadt von einem Corps östreichischer Jäger eine Brandschatzung: der Bürgermeister Pinder und der Pfarrer Krenkel wurden damals als Geißeln fortgeführt. —

Auch durch Feuersbrünste, durch die Fluthen den 24. Juli 1689, und durch Erdbeben 1552, 1701 und 1824 litt Adorf großen Schaden. Am 26. Juni 1543 brannte es gänzlich ab, ebenso in den Jahren 1711 und 1768. Von dem letzten Brande her liegen das Rathhaus und die Pfarrwohnung noch bis jetzt in Schutt, doch sind seit 1839 Vorbereitungen zum Wiederaufbau dieser öffentlichen Gebäude getroffen worden. — Adorf wurde in der neuern Zeit berühmt durch die Fortepiano- und Orgelbauer Gebrüder Trampeli, welche von hier aus ihr Geschäft durch ganz Sachsen und einen großen Theil von Böhmen und Franken betrieben. Die Orgeln in der Kreuzkirche zu Dresden, in der Nikolaikirche zu Leipzig, in den Kirchen zu

Plauen, Dortmund x. sind sprechende Beweise von der Kunstfertigkeit dieser thätigen Männer. A**

Maria Amalia,

Prinzessinn zu Sachsen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auch die Hungersnoth wich dieses Mal sogar durch den Krieg, indem er die vollen Kornböden aus früheren Jahren öffnete, und er selbst zog schnell und daher weniger verderblich, wenn auch nicht ganz ohne sein trauriges Gefolge und große Opfer, durch den baldigen, wiewohl nur scheinbaren Frieden, vorüber.

Die Erhebung Sachsens zum Königreiche, die Verbindung mit Frankreich durch den Beitritt zum Rheinbund, die Annahme des Herzogthums Warschau und endlich der glanzvolle Empfang Napoleons in Dresden, (17.—22. Juli 1807), wo er damals als wohlthätiger Friedensstifter erschien, brachten eine große Bewegung in den bisher so ruhigen, abgemessenen Gang des Hoflebens, und gaben der Prinzessinn Amalia mannichfache Gelegenheit, Welt- und Menschenkenntniß einzusammeln. War übrigens der Besuch Napoleons schon selbst ein Beweis seiner hohen Achtung und seines besondern Wohlwollens für den ehrwürdigen König, so zeichnete er auch die königlichen Familienglieder auf alle Weise aus. Als ihm der Prinz Friedrich vorgestellt wurde, zog er ihn an sich, küßte ihn und sagte: „Sie sind bestimmt, einst den Thron ihres würdigen Oheims zu besteigen. Bemühen Sie sich, Prinz, die Kunst zu regieren, sich in ihrem ganzen Umfange zu eigen zu machen. Eine der nothwendigsten Wissenschaften für einen Fürsten ist jetzt die Kriegskunst." — In der That war die segensreiche Friedenszeit für Sachsen dahin, und selbst das gewohnte Stillleben der königlichen Familie litt, nicht allein durch die Reisen des Königs nach Warschau, zum Kongreß nach Erfurt und nach Paris, sondern vornehmlich durch den Krieg, die größten Störungen.

Schon der neue Krieg mit Oestreich 1809 nöthigte die königliche Familie, die Residenz zu verlassen, und erst in Leipzig und Naumburg, zuletzt in Frankfurt am Main einen sichern Aufenthalt zu suchen. Nach dem Frieden reiste Prinz Anton mit seiner Familie nach Wien und Prag, und kam von da, gegen Ende des Jahres, mit dem Könige zugleich, glücklich nach Dresden zurück. So war dieses Ungemach nur von kurzer Dauer gewesen, und es verstrichen wieder einige Jahre in Frieden; aber schon 1811 trübte sich der politische Horizont von neuem, und führte im folgenden Jahre den verhängnißvollen Krieg mit Rußland herbei. Zwar erschien Napoleon vorher in Dresden (16.—29. Mai 1812), von seiner Gemahlinn Marie Luise begleitet, noch auf dem höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes, und seine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oestreich, dem Könige von Preußen, dessen Kronprinzen und andern Fürsten, versetzte auch die Residenz in einen Zustand, welcher dieser Größe und Herrlichkeit würdig war. Alle hohe Gäste wurden — der Kaiser und die Kaiserinn von Oestreich mit dem Großherzoge von Würzburg in des Prinzen Anton Palais — mit königlicher Pracht bewirthet und ihnen von der königlichen Familie, welche sie mit der herzlichsten Freude empfing, alle mögliche Beweise zarter Aufmerksamkeit gegeben. — Schnell waren diese glänzenden Festtage vergangen, und der väterlich gesinnte Friedrich August blickte wohl ahnungsvoll in die dunkle Zukunft, als er seine tapferen Krieger mit Thränen in den Augen nach dem rauhen Norden ziehen sah. —

Welche Umwandlung der Dinge im Laufe eines Jahres, wenn man Dresden im Mai 1812 und Dresden im Mai 1813 vergleicht! — Schon die Nachrichten von dem Schicksale des großen Heeres zu Ende des Jahres waren höchst niederschlagend und beängstigend; aber das Schlimmste stand noch bevor: Sachsen selbst ward der Schauplatz des verheerenden Krieges, und die königliche Familie mußte sich, in Folge der Ereignisse, abermals trennen, indem der König mit Gemahlinn und Tochter zuerst nach Plauen, dann nach Regensburg und zuletzt nach Prag ging, während sich die königlichen Brüder mit ihren Familien gleich anfangs an den letzteren Ort begaben, und nur die hochbejahrte Tante des Königs, die Prinzessinn Elisabeth, in Dresden zurückblieb. Dort mußten sie, von Dresdens und des ganzen Landes traurigem Schicksale hörend, in banger Erwartung harren, was weiter geschehen würde. — Napoleons siegreicher Einzug in Dresden nöthigte endlich den König, mit den erlauchten Seinigen, zur schnellen Rückkehr in die Residenz, wo ihn Napoleon den 12. Mai mit allen Ehren empfing, wie ihn der König am 16. Mai 1812 eingeholt hatte. Noch schien Napoleons Sieg bei Bautzen dem Kriege für das bedrängte Sachsen eine glückliche Wendung geben zu wollen, da man bald darauf Waffenstillstand schloß und Friedensunterhandlungen, unter Oestreichs Vermittelung, zu Prag anknüpfte; allein vergebens! Die Kriegsflamme loderte von neuem auf, nachdem Napoleon im voraus zu Dresden, wo er sein Hauptquartier in Marcolinis Gartenpalais aufgeschlagen hatte, in der Mitte der königlichen Familie, den 10. August, also mit der Prinzessinn Amalia zugleich, seinen Geburtstag so glänzend als möglich gefeiert hatte, und bald darauf ward Dresden selbst von den Verbündeten, auf deren Seite zuletzt auch Oestreich getreten war, mit einem allgemeinen Angriffe geängstigt. Napoleon rettete es zwar durch seinen Sieg am 27. August, vor der Erstürmung und Plünderung; aber sein Glücksstern war untergegangen, und sein Unglück zog auch Sachsen in's Verderben. Mit Schmerzen trennte sich der König (den 7. Oktbr.) abermals von seinen Brüdern und ihren Familien, welche dieses Mal in Dresden zurückblieben und alle Drangsale der Belagerung mit erduldeten. Noch schmerzlicher für sie war die traurige Nachricht von des Königs hartem Schicksal in Leipzig (den 22. Okt.) und die daran sich knüpfende Besorgniß für die Zukunft. — Dresdens Zustand ward seitdem auch immer bedenklicher. Selbst die prinzlichen Gartenpalais wurden den 29. Oktbr. in Blockhäuser verwandelt, und der November begann mit neuen Schrecknissen. Es gingen deßhalb Abgeordnete der sächsischen Verwaltungsbehörde, mit einem Empfehlungsschreiben der Prinzessinn Theresia versehen, in das Hauptquartier des östreichischen Kommandanten, Grafen Klenau, um für die Stadt um Schonung



Ehrenpforte zu Dresden.



Ehrenpforte zu Hellendorf.

Errichtet zur Feier der Rückkehr des Königs Friedrich August am 7. Juni 1815.

zu bitten. Darauf ließ dieser die Mitglieder der königlichen Familie einladen, die ausgehungerte Stadt nach Gutbefinden zu verlassen. Allein sie harrten aus bis zum Abschluß der Kapitulation, und begaben sich erst hierauf nach Prag, wo sie die ganze übrige Leidenszeit Sachsens zubrachten, wie der unglückliche König in Berlin (von Ende Okt. 1813 bis Anfang August 1814) und Friedrichsfelde (bis zum 22. Febr. 1815), von Anleihen lebend, da ihnen ihre Apanagen vorenthalten wurden. Auch der alte, treue und kluge Rathgeber des Königs, Graf Marcolini, vom Fürsten Repnin aus Dresden verwiesen, kam 1814 nach Prag und starb daselbst am 10. Juli.

Hatte die Prinzessinn Amalia schon in der Kindheit, durch den frühen Tod der theuersten Mutter, auf das Schmerzlichste erfahren müssen, wie wahr der Sänger der Urania sagt:

„Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt,
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt." —

so war dieses bei den bisherigen Erlebnissen, wie auch später leider noch mehrmals der Fall, und sie empfand gewiß, als die zärtlichste Tochter und liebevollste Schwester und Nichte, über Alles, was die königliche Familie, während dieser Zeit, höchst Betrübendes traf, einen tiefen Seelenschmerz. Nur ihr religiöser Sinn und die jubelvolle Rückkehr in das treue Sachsen, am 7. Juni 1815, vermochte ihn zu lindern. Diese war auch in der That der schönste Triumphzug, ein wahres Volks- und Fürstenfest, dessen Beschreibung der beschränkte Raum jedoch nicht erlaubt; nur die Ehrenpforte der meißner Ritterschaft in Hellendorf mit den Figuren der Liebe und Treue und 2 Genien, sowie die Ehrenpforte vor der Residenz, eine Plattform in terrassenförmigen Abstufungen, geschmückt mit den Farben der Unschuld und Hoffnung, deren Abbildungen hierbei folgen, können erwähnt werden. — Seitdem ging das Hofleben wieder seinen alten, ruhigen Gang, und nur die Prinzen Friedrich und Clemens, welche dem Feldzuge von 1815 beiwohnten, fehlten dem glücklichen Familienzirkel des königlichen Hauses, kehrten aber auch bald glücklich zurück. — Noch erregten zwei Jubelfeste eine eben so herzliche als allgemeine Theilnahme am Hofe, wie im ganzen Lande: das goldne Regierungsfest Friedrich Augusts im Septbr. 1818 und die goldne Hochzeit des glücklichen Königspaares im Januar 1819.

War das verflossene Jahrzehent für die königliche Familie durch große öffentliche Freuden und Leiden gleich merkwürdig gewesen; so wechselten seitdem in derselben freudige Vermählungsfeste mit betrübenden Todesfällen ab. Es vermählten sich zuerst 2 Schwestern der Prinzessinn Amalia: 1817 die Prinzessinn Karolina mit dem Erbgroßherzog Leopold von Toscana und 1819 die Prinzessinn Josepha mit König Ferdinand VII. von Spanien; dann noch in demselben Jahre, wo bald nach dem königlichen Vermählungsjubelfeste Prinz Anton mit seiner Gemahlinn und der Prinzessinn Amalia nach Florenz reiste, auch Prinz Friedrich mit der Erzherzoginn Karolina von Oestreich. Darauf folgte 1821 die Vermählung der Prinzessinn Maria mit dem Großherzog Ferdinand III. von Toscana, und des Prinzen Johann 1822 mit der Prinzessinn Amalia Augusta von Baiern. Auch Prinz Maximilian führte noch 1825 eine junge Gemahlinn, die Prinzessinn Luise von Lucca, in den königlichen Familienkreis. Ward dieser also auf gleiche Weise vermindert und wieder vermehrt, so geschah leider auch das Erstere durch manchen tief erschütternden Todesfall: 1818 starb die älteste Tante des Königs, die 83jährige, allgemein geliebte und verehrte Prinzessinn Elisabeth, welche in der Drangsalsperiode, allen Stürmen des Krieges trotzend, als erhabene Ahnfrau des königlichen Hauses das Schloß nicht verlassen und den Bürgern Dresdens oft Trost und Rath gegeben hatte; 1820 die Prinzessinn Maria Anna, Schwester des Königs; 1822 der hoffnungsvolle, durch Geist, Herz und Bildung gleich ausgezeichnete Prinz Clemens zu Pisa, als er mit seinen Brüdern eine Reise nach Italien gemacht hatte; 1826 die 86jährige Tante des Königs, die Prinzessinn Kunigunde und 1827 das greise Familienoberhaupt selbst, Friedrich August der Gerechte. Und kaum hatte sich die königliche Familie von diesem harten Schlage erholt, als der Tod, mitten in den Huldigungsfreuden, die treffliche Königinn Theresia von der Seite des Königs Anton riß und die Prinzessinn Amalia ihrer wohlwollendsten Freundinn beraubte. Ihr folgte 1828 im Tode die verwittwete Königinn Amalia Augusta nach. Aber noch waren nicht alle schwarze Loose gefallen. Denn schon 1829 kam die Todeskunde von der Königinn Josepha von Spanien und 1832 von der Großherzoginn Karolina von Toscana, und in demselben Jahre befreite der Tod die fast immer kränkliche Gemahlinn des Prinzen Mitregenten von ihren Leiden. — Hierauf folgten wieder mehre ungetrübte Jahre und der königliche Familienkreis ward wieder vermehrt und erheitert 1833 durch die glückliche Vermählung des Prinzen Mitregenten mit der reichbegabten Prinzessinn Maria Anna Leopoldine von Baiern, so wie durch die hoffnungsvolle Familie des Prinzen Johann. Noch feierte die Residenz, mit allgemeiner Theilnahme des ganzen Landes, am Schlusse des Jahres 1835, das 80jährige Geburtsfest des gütigen Königs Anton, als auch diesen hierauf, den 6. Juni 1836 der Tod abrief, und der Prinzessinn Amalia blieb, aus ihrer früheren nächsten Umgebung, nur noch der theuerste Vater übrig. Mit demselben machte sie hierauf eine Reise nach Italien und kehrte von da im Juli 1837 glücklich nach Dresden zurück. Aber bald darauf fing der greise Prinz auch an zu kränkeln, und schon den 3. Jan. 1838 sah ihn die Prinzessinn, mit den übrigen königlichen Familiengliedern, sanft entschlummern.

Aus dieser kurzen äußeren Lebensgeschichte der Prinzessinn Amalia erhellt, daß sie alle Gelegenheit hatte, das menschliche Leben in seinem mannichfaltigen Wechsel kennen zu lernen, zu gleicher Zeit aber auch ihren Geist immer mehr durch Kunst und Wissenschaft zu bilden, so daß auf sie Schillers Ausspruch volle Anwendung findet:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille, —
Ein Charakter in der großen Welt." —

Nachdem die Prinzessinn mehre kleine Musikstücke und einige italienische Opern nicht blos komponirt, sondern auch gedichtet hatte, welche nur in den königlichen Familienzirkeln aufgeführt wurden, kam zuerst die italienische Oper „die Siegesfahne" von Theophania gedichtet, von der Prinzessinn kompo-

nirt, zur Aufführung im Theater, und ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Darauf erschienen von ihr seit 1826, von Jahr zu Jahr „Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne", und zwar zum Beßten des dresdner Frauenvereins.

I. 1836. Lüge und Wahrheit, Schauspiel. Die Braut aus der Residenz, Lustspiel. Der Oheim, Schauspiel. II. 1837. Die Fürstenbraut, Schauspiel. Der Landwirth, Lustspiel. Der Verlobungsring, Lustspiel. III. 1838. Der Zögling, Lustspiel. Vetter Heinrich, Schauspiel. Die Unentschlossene, Lustspiel. IV. 1839. Der Majoratserbe, Lustspiel. Der Pflegevater, Schauspiel. Das Fräulein vom Lande, Lustspiel. V. 1840. Die Unbelesene, Lustspiel. Die Stieftochter, Lustspiel. Pflicht und Liebe, Schauspiel.

Als erstes Stück eines 6. Bändchens ist „der Kapitain Firnewald" ein Lustspiel, bereits über die Bühne in Pillnitz, Berlin und Dresden gegangen und hat sich desselben allgemeinen Beifalls, wie die früheren Stücke, zu erfreuen gehabt. Sämmtliche Dramen sind Darstellungen aus dem Leben für das Leben, wahre Lebens- und Charaktergemälde, und gewähren eine eben so angenehme Unterhaltung als wahrhafte Belehrung. Es leuchtet aus allen Stücken hervor, daß die Prinzessinn die Bühne mit Schillern als eine moralische Bildungsanstalt betrachtet, und daher jedem ihrer Stücke auch eine moralische Tendenz unterlegt. Die Charaktere sind richtig gezeichnet und treu durchgeführt; die Verknüpfung und Auflösung ist eben so natürlich als überraschend; die Sprache rein, richtig und edel, wie es sich von der hochgebildeten Verfasserinn erwarten läßt. Daher sind diese Dramen nicht nur auf den deutschen Bühnen mit allgemeinem Beifall gegeben und gewissermaßen schon heimisch geworden, sondern man hat auch einzelne davon bereits in's Englische, Französische, Italienische, Ungarische und Polnische übersetzt. Möge es der erlauchten Verfasserinn auch ferner gefallen, die deutsche Bühne mit ihren Originalbeiträgen zu beschenken: sie werden derselben eben so willkommen als eine wahre Bereicherung der deutschen Literatur sein. M.

Schloß Osterstein bei Gera.

Dieses schöne fürstlich reußische Schloß ist eine der vorzüglichsten Zierden des, besonders in der Nähe von Gera, so freundlichen Elsterthales, und beherrscht die Aussicht in dasselbe auf eine Ausdehnung von 4 bis 5 Stunden. Es liegt in geringer Entfernung von der Stadt gegen Nordwesten, auf dem linken Ufer der Elster, ziemlich hoch auf dem äußersten Vorsprung des Hainberges, und ist von mehreren anderen Gebäuden umgeben. Auf dem oberen Schloßhofe zieht ein alter, freistehender Wartthurm die Aufmerksamkeit auf sich. Der größtentheils mit Laub- und Nadelholz bewachsene Hainberg bietet in den Umgebungen des Schlosses mehrere angenehme Spaziergänge und schöne Aussichten in das Thal und nach der Stadt dar. Von Gera aus führt der Weg nach dem Osterstein über die Elsterbrücke bei dem Dorfe Untermhaus. Das Schloß Osterstein, welches die beiden Fürsten Reuß-Schleiz und Reuß-Lobenstein-Ebersdorf gemeinschaftlich besitzen, und wenn sie nach Gera kommen, bisweilen zu bewohnen pflegen, hat in seinem Innern viele schöne Zimmer und Säle, sowie auch eine Kirche, welche jedoch jetzt nicht mehr im Gebrauch ist. Nach der Schlacht bei Jena wurde es eine Zeit lang zu einem Militärlazareth benutzt. Außerdem hat die fürstliche gemeinschaftliche Kammerkommission für Gera und Saalburg ihren Sitz auf dem Osterstein.

Der Osterstein hat offenbar seinen Namen von dem alten Osterlande, welches die Gegend zwischen der Saale, Elster und Mulde, d. h. denjenigen Landstrich begriff, welcher den alten Thüringern gegen Osten lag und diesen von den Sorbenwenden abgenommen wurde. Obgleich sich die Zeit, wenn der Osterstein erbaut wurde, nicht historisch genau angeben läßt; so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß diese feste Burg, sowie andere des Osterlandes, zur Zeit Heinrichs I., des ersten deutschen Königs aus dem Hause Sachsen, zum Schutze des damals den Sorbenwenden entrissenen Landstriches errichtet worden sei. Urkundlich wird der Osterstein nicht vor dem Jahre 1234 erwähnt; damals war er aber schon ein stattliches Gebäude mit einer Kapelle, und hatte viele Burgmannen, die sich am Fuße des Schloßberges ansiedelten, und dem Dorfe Untermhaus den Ursprung gaben. Uebrigens residirten die damaligen Voigte und Herren von Gera nicht auf dem Osterstein, sondern vielmehr auf einem Schlosse in der Stadt selbst. — Als im sogenannten Bruderkriege die Stadt Gera am 16. Oktbr. 1450 durch Herzog Wilhelms Truppen auf das Grausamste zerstört (s. Saxonia, Bd. I. S. 72.) und auch das voigteiliche Residenzschloß daselbst niedergebrannt worden war, wurde der Osterstein, der auf Herzog Wilhelms ausdrücklichen Befehl verschont worden war, zum Wohnsitz des Landesherrn eingerichtet. Von dieser Zeit an beginnen die Vergrößerungen und Verschönerungen dieser Burg. Schon im Jahre 1470 ließ Heinrich von Gera (wie aus einer noch vorhandenen Inschrift erhellet) die erste Anlage zu dem vorderen Flügel des Schlosses machen; ähnliche Anbaue erfolgten in den Jahren 1526, 1566 und 1605. Vorzüglich aber war es der im Jahre 1735 verstorbene Heinrich XVIII., welcher den Osterstein dadurch verschönerte, daß er die vordere in den Hof sehende Hauptfaçade desselben von neuem aufführen ließ. Unter seinem Nachfolger Heinrich XXV. wurde der gegen die Stadt stehende Flügel, welcher baufällig zu werden anfing, wieder hergestellt. Mit dem Tode des letzten Regenten aus dem Spezialhause der Reußen von Gera, Heinrich XXX. am 26. April 1802 hörte der Osterstein auf, die Residenz eines besonderen reußischen Stammes zu sein. — Die Gebäude desselben werden fortwährend sorgfältig erhalten. A...

Hierzu als Beilagen:

1) Adorf. 2) Die Ehrenpforten zu Hellendorf und Dresden, zur Feier der Rückkehr Königs Friedrich August, im Jahre 1815 errichtet. 3) Schloß Osterstein.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 16. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Kirchberg,

eine Stadt im Kreisdirektionsbezirk Zwickau und im Amte Wiesenburg, 1 Stunde davon, 2 St. von Schneeberg und 3 St. von Zwickau entfernt und an dem Rödelbache gelegen, zählt in 420 Häusern 3980 Einwohner, welche sich hauptsächlich von der Tuchmacherei nähren. Die Tuchmacher bilden der Zahl nach unter den dasigen Gewerben die stärkste Innung, und gegenwärtig besteht dieselbe wenigstens aus 588 Meistern, welche jährlich durchschnittlich ungefähr 7000 Stück mittelfeine und ordinäre Tuche liefern, die in der Umgegend selbst, vorzüglich aber auf den leipziger und braunschweiger Messen abgesetzt werden. Außer letzterem Gewerbe wird auch noch die Brauerei, jedoch nur von den Besitzern 31 brauberechtigter Häuser betrieben; jetzt aber leider nicht mehr so schwunghaft, als in den Jahren 1800 bis 1830, wo das kirchberger Weizen- oder Weißbier, wegen seiner ausgezeichneten Güte, einen bedeutenden Ruf hatte. Das meiste Bier wurde nach Leipzig versendet, wo es in ganz besonderer Aufnahme war. — Nebenbei treiben auch noch sehr viele Einwohner Ackerbau, obgleich der Boden sich dazu nicht eben sehr eignet, da die ganze Umgegend mit Granitblöcken wie übersäet ist; doch ersetzen die Wiesen am Rödelbach den Feldbau durch gute Viehzucht. Jährlich hält man 3 Jahr- und Viehmärkte, sowie auch wöchentlich einen Viktualienmarkt.

Die Stadt hat eine schöne große Kirche, in welche noch 4 Dörfer eingepfarrt sind, mit einer Orgel von Trampeli, und einem schönen, 100 Ellen hohen, aus Quadersteinen, zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbauten Thurm. An derselben sind 1 Pastor und 1 Diaconus angestellt, welcher letztere zugleich Pastor der beiden Filiale Hartmannsdorf und Burkersdorf ist. Ferner hat die Stadt 1 Schule mit 5 Lehrern, ein schönes, großes Rathhaus mit Rathskeller, eine Postverwalterei und ein Untersteueramt. Auch befinden sich daselbst viele Färbereien, 1 Apotheke, 3 Mehl- und 2 Schneidemühlen, 1 Oelmühle, 1 Papiermühle und 1 der Tuchmacherinnung gehörige Walkmühle.

Was die Rechtspflege betrifft, so hatte der Stadtrath früher Einiges davon zu besorgen, was nach und nach (der Rest im Jahre 1835) abgegeben wurde. Jetzt besorgt er, aus 1 Bürgermeister und 3 Rathmännern bestehend, nur die Kommunalverwaltung und die Wohlfahrtspolizei, während dem seit 1835 daselbst bestehenden königlichen Justitiariate die Civilsachen und die Sicherheitspolizei, dem königlichen Amte Wiesenburg aber die Kriminalsachen obliegen.

Ueber die Zeit der Gründung Kirchbergs hat man keine Gewißheit, da die ältesten schriftlichen Nachrichten durch sehr häufige Brände verloren gegangen sind. Im 13. und 14. Jahrhunderte wurde Kirchberg mit dem Schlosse Wiesenburg von den Vögten von Plauen besessen, welche die Besitzung später an die Markgrafen von Meißen verkauften. Im 16. Jahrhunderte gehörte sie ebenfalls mit Wiesenburg den Edlen von der Planitz; 1662 kaufte diese Herrschaft der Herzog Philipp Ludwig von Schleswig-Holstein-Sonderburg, welcher die 1744 ausgestorbene holstein-wiesenburgische Linie stiftete, und in Wiesenburg, sowie auch später seine Nachfolger, residirte. Erst im December des Jahres 1724 kam sie durch Kauf mit noch 12 Amtsdörfern an Kursachsen. Im 30jährigen Kriege hat Kirchberg sehr viel durch Brandschaden gelitten, so wie auch im Jahre 1633 durch die Pest sehr viele Einwohner verloren, so daß damals nur noch 16 Paar Eheleute daselbst am Leben waren. Im Jahre 1757 wurde abermals ein großer Theil der Stadt eingeäschert, wobei die vor der Reformation erbauete prachtvolle Kirche, die Pfarr- und Schulgebäude, so wie das Rath- und Brauhaus ein Raub der Flammen wurden. Abermals im Jahre 1817 den 19. Juni betraf diesen Ort dasselbe traurige Schicksal, wo der schönste Theil der Stadt, überhaupt 97 Häuser an der Zahl niederbrannten. Seitdem ist jedoch die Stadt schöner und freundlicher geworden.

Noch ist zu bemerken, daß Kirchberg der Geburtsort des berühmten russischen Generals von Hochmuth ist, welcher 1673 daselbst geboren ward und 1736 als Gouverneur von Livland in Riga starb. Dieser schenkte 1726 der dasigen Kirche einen kostbaren Altar, so wie einen silbernen Kelch nebst Hostienbüchse, und ward ein Wohlthäter seiner damals sehr verarmten Vaterstadt und des benachbarten Theiles des Erzgebirges. — Auch ward 1683 in Kirchberg der große darmstädter Komponist Graupner geboren. — In der Nähe der Stadt ragen mehrere Berggipfel hervor, namentlich der nach Süden liegende Geiersberg, welcher sich 1321 par. Fuß über die Nordsee erhebt, und nach Westen der 1348 par. Fuß sich erhebende Boorberg, auch Boolberg genannt, auf welchem letzteren ehemals eine Burg gestanden haben soll, von welcher sich noch Sagen im Munde des Volkes erhalten haben. Höchst wahrscheinlich ist dieser Berg derselbe, welcher auf den bereits im 4. Bande S. 2. der Saxonia erwähnten Steinen (die bei dem 1 Stunde entfernten Dorfe Weißbach aufgefunden worden sind, und aus dem 11. Jahrhundert stammen), unter der Bezeichnung: „Boolbor" mehrmals vorkommt. Straßen führen über Silberstraße nach Zwickau, über Wiesenburg nach Wildenfels, nach Schneeberg, Eibenstock, Auerbach, Lengenfeld und Reichenbach.

J. Tr. W....r.

Jakob Böhme,

Schuhmacher und Philosoph.

Wenn gotterfüllt, zu himmlischen Gedanken
Ein edler Mensch die Staubversunknen ruft,
Was kümmert ihn die Welt? Was sind die Schranken
Der Erd' ihm noch? Er athmet Himmelsluft! —
v. Wessenberg.

Wenn die Anthropologie zeigt, was der Mensch von Natur ist, werden kann und soll; so lehrt seine Lebensgeschichte, was und wie er es durch Ausbildung seiner Anlagen und den Einfluß der Umstände und Verhältnisse ward. Beides zusammen erklärt die wunderbarsten Erscheinungen im Menschenleben, und macht die Biographien merkwürdiger Personen erst interessant und lehrreich. So ersieht man deutlich hieraus, wie aus dem nürnberger Schuhmacher Hans Sachs (1494—1576) ein Dichter und Meistersänger, und aus dem görlitzer Schuhmacher Jakob Böhme (1575—1624) ein Schwärmer und Denker ward. — Erlangt die Einbildungskraft ein Uebergewicht über die Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft, so werden überspannte Einbildungen zu Prinzipien der Beurtheilung der Wahrheit oder Falschheit der Vorstellungen erhoben und gegen alle Erfahrung für Thatsachen der Wirklichkeit gehalten. Die Einbildungskraft gibt den Vorstellungen Gestalt und Farbe sinnlicher Gegenstände und treibt die Täuschung bis zur Lebhaftigkeit eines sinnlichen Eindrucks, ja bis zur leibhaftigen Erscheinung. — Böhme sagt selbst von der Einbildungskraft: „Sie ist eine Mitgift für das Leben, welche dauernde Gesundheit, oder dauernde Krankheit bringen kann." —

Die Originalität der Einbildungskraft, gepaart mit Witz und den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft folgend, erscheint als schaffendes Genie, wie sie sich in Klopstock, Göthe, Schiller, Kant, Herder, Lessing u. A. offenbarte; ohne die Aufsicht des Verstandes und der Vernunft tritt sie als Schwärmerei hervor, — die zwar sehr verschieden, aber immer ein Gemüthszustand ist, wo der Mensch unter der Herrschaft seiner ausschweifenden Phantasie und Gefühle steht — wie in Sokrates, Johanna d'Arc, Theophrastus Paracelsus, Cardano, Swedenborg u. A. Die Gränzlinie zwischen Genie und Schwärmerei läßt sich schwer bestimmen, besonders wenn der Schwärmer philosophirt, und meistens ist der Schwärmer ein verirrtes Genie. So war die Schwärmerei Jakob Böhmens, dieses alten, ehrwürdigen Denkers, der so redlich trachtete nach dem Reiche Gottes und nach seiner Herrlichkeit, eine hohe, religiöse Begeisterung, durch welche er sich aus innerem, heiligem Drange zur Gottheit emporschwang, dabei aber durch Ueberspannung seiner Einbildungskraft und Gefühle zum Theil irre geleitet wurde. Indessen hat dieser von Gott, Christenthum, Natur und Tugend begeisterte Mann der Nachwelt in seinem Leben und seinen Schriften ein Andenken hinterlassen, welches wohl verdient, auch in der Saxonia erneuert zu werden.

Jakob Böhme, geboren 1575 im Dorfe Altseidenberg, 3 Stunden von Görlitz in der Oberlausitz, der Sohn armer, aber rechtlicher Bauersleute, hatte mit vielen merkwürdigen Männern das Schicksal gemein, daß nicht nur seine Jugendgeschichte unvollständig überliefert, sondern daß er auch in späteren Jahren von seinen Anhängern eben so bewundert und verehrt, als von seinen Gegnern verfolgt und verunglimpft, überhaupt aber verkannt und vernachlässigt wurde. Es hat uns zwar einer seiner Verehrer, Abraham von Frankenberg, seine Lebensgeschichte, wie er sie von ihm selbst gehört hatte, in einem kurzen Abrisse aufbewahrt; allein dieser ist so mangelhaft, daß er durchaus mit Böhmens eigenen Geständnissen, die sich zerstreut in seinen Schriften und Briefen finden, ergänzt und vervollständigt werden muß. — Bis in sein 10. Jahr blieb Böhme ohne allen Unterricht, von seinen unbemittelten Aeltern genöthigt, nach ländlicher Sitte, ihr Vieh zu hüten. Bei dieser müßigen Beschäftigung, wo er seinen Gefühlen und Gedanken nachhängen konnte, ward zugleich seine feurige Einbildungskraft, da er auch von einer großartigen Natur umgeben und sein Kopf mit mancherlei Mährchen angefüllt war, frühzeitig aufgeregt und zu phantastischen Träumereien hingeleitet. Die majestätische Landskrone bei Görlitz mochte wohl der Ort sein, auf deren einsamer Höhe er gern verweilte, sich den dunklen Gefühlen seines Gemüths und den Lieblingsbildern seiner Phantasie überlassend. Diese hielt er dann für Wirklichkeit, und so sah er einst daselbst den Eingang einer Höhle und in derselben eine große Bütte mit Geld; aber vor Schrecken (unstreitig fürchtend, daß dieser Schatz von einem bösen Geiste bewacht werde), floh er eilig davon, ohne sich etwas von dem Gelde zu nehmen. Als er diesen Vorfall den andern Knaben erzählte, gingen diese zwar mit ihm dahin; allein er konnte natürlich den in der Einbildung oder im Traume wahrgenommenen Eingang und Schatz nicht wieder finden. — Dabei zeigte er aber auch sonst ungewöhnliche Anlagen, und seine Aeltern beschlossen deßhalb, wie Frankenberg ausdrücklich sagt, ihn in die Schule zu schicken, damit er sich zur Erlernung eines Handwerkes, das sie in ihrer Lage für ein größeres Glück hielten, die nöthigen Vorkenntnisse erwerbe. Nachdem der kleine Jakob in seiner Dorfschule etwas Lesen, Schreiben und sogenanntes Christenthum erlernt hatte, kam er nach Görlitz zu einem Schuhmacher in die Lehre. Diese ruhige, sitzende Lebensart mußte seine Anlage zur religiösen Schwärmerei nur noch mehr entwickeln. Der traurige Religionsstreit jener Zeit beunruhigte ihn und er suchte mit Recht sein Heil in der Bibel, welche er fortwährend fleißig las, besonders aber die Propheten und die Offenbarung Johannis, was auch auf allen Seiten seiner Schriften sichtbar ist. Dieß erregte in ihm den Wunsch und die Hoffnung, einst als ein berufener Retter seiner Mitmenschen aufzutreten. In dieser Beziehung hatte er denn auch, noch während seiner Lehrzeit, eine ihm erfreuliche Erscheinung, welche ihm seine künftige Größe prophezeihte, indem ihn ein fremder Mann, der ihm um einen hohen Preis, als sein Meister abwesend war, ein Paar Schuhe abgekauft hatte, in einiger Entfernung, bei seinem Namen aus dem Laden rief, und als er herbeigekommen war, ihn bei der Rechten fassend und mit lichtfunkelnden Augen scharf ansehend, die bedeutungsvollen Worte sprach: „Jakob, du bist klein, aber du wirst groß und ein ganz andrer Mensch und Mann werden, daß sich die Welt über dich verwundern wird. Darum sei fromm, fürchte Gott


Jacob Böhme.

und ehre sein Wort. Insonderheit lies gern in der heiligen Schrift, darin du Trost und Unterweisung hast. Denn du wirst viel Noth und Armuth mit Verfolgung leiden müssen. Aber sei getrost und bleibe beständig. Denn du bist Gott lieb, und er ist dir gnädig." — Dieß machte einen tiefen Eindruck auf unseren Jakob und er vergaß deßhalb die Rede und das Angesicht des Mannes niemals. Seit dieser Zeit ward er nachdenkender und ernster, wie er auch bisher stets gottesfürchtig, einfältig und demüthig gewesen war, und die Kirche fleißig besucht hatte.

So ging er immer in sich gekehrt und mit seinen Zweifeln kämpfend umher, bis ihn endlich, wie er erzählt, der biblische Spruch: „Der Vater im Himmel wird seinen heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten (Luc. 11, 13)," wieder aufrichtete und mit freudigen Hoffnungen belebte. — Nachdem er ausgelernt hatte, ging er als Schuhmachergeselle auf die Wanderschaft, und verharrte auch da in seinem gottesfürchtigen Wesen und Streben. Sein frommes Gemüth, immer mit Glaubenssachen beschäftigt, ward durch die damaligen Religionsstreitigkeiten (Kryptocalvinismus) fortwährend beunruhigt, und er versank darüber im Anschauen seiner dunklen religiösen Gefühle und wechselnden Phantasiebilder. Zu gleicher Zeit fiel ihm irgend eine mystische Schrift in die Hände, deren Inhalt ihn aber nicht befriedigte, sondern seine Unruhe viel mehr vergrößerte. Durch anhaltendes Gebet und tiefes Nachdenken sich vor Anfechtungen schützend, spannte er seine Geisteskräfte in einem solchen Grade an, daß er in eine Art Entzückung gerieth, in welcher er, nach seiner Aussage, „mit göttlichem Lichte umfangen ward, und sieben Tage in göttlicher Beschaulichkeit und Freudenreich," stand, wie einst Sokrates. — Nach dieser ersten Erleuchtung strebte er noch eifriger nach höherer Religionskenntniß und größerer Frömmigkeit, zog sich ganz von den Vergnügungen seines Standes zurück, und tadelte mit zunehmender Freimüthigkeit, ernst und streng, an Jedem rücksichtslos das Böse. Selbst seinen Meister schonte er nicht, und die Folge davon war, daß er von seines Gleichen verspottet und von dem Meister, „als lästiger Hausprophet", zuletzt fortgeschickt wurde. Dieß begegnete ihm unstreitig mehr als einmal, und diese Unannehmlichkeiten bewogen ihn, bald nach Görlitz zurückzukehren. Dort ward er 1594 Meister, und heirathete auch daselbst die tugendsame Fleischers-Tochter Katharina Kunschmann, mit welcher er, bis an seinen Tod, in stiller, zufriedner Ehe lebte und vier Söhne erzog, welche sämmtlich gute Menschen und wackere Handwerker wurden.

Auch in diesem neuen Stande setzte Böhme sein beschauliches Leben fort, grübelte immer tiefer, und ward 1600, wie er bekannte, zum zweiten Male vom göttlichen Lichte erleuchtet, und zwar durch den plötzlichen Anblick eines zinnernen Gefäßes auf den innersten Grund der geheimen Natur geführt, indem das Zinn, wovon Jupiter das chemische Zeichen ist, seine Phantasie so erhitzte, daß er in dem Planetensystem und von da in den entsprechenden Kreisen der geheimen Natur umherschweifte. Um sich von diesem Bilde seiner erhitzten Phantasie zu befreien, ging er, wie er selbst erzählt, vor das Neißethor, wo er an der Brücke wohnte, in die freie Natur. Aber er empfand nur desto stärker und klarer den empfangenen Blick, und sah durch die Figuren und Farben allen Geschöpfen in das Herz und die innerste Natur, wie eine träumende Mystik in den 3 Grundfarb n das Symbol der göttlichen Dreifaltigkeit ergrübelt. Dieß erfüllte ihn mit inniger Freude; doch hielt er seinen Blick noch geheim und lobte Gott nur im Stillen. Ueberhaupt betrachtete er, in echt antiker Religiosität, diese unwillkürlichen Regungen in einem übernatürlichen, göttlichen Zusammenhange, und seine göttliche Offenbarung und höhere Erkenntniß als ein reines Geschenk Gottes, sich selbst nur als ein willenloses Werkzeug; daher fühlte er sich aber später auch verpflichtet, sie durch Mittheilung zu verbreiten und als Lehrer der irrenden Menschen wohlthätig zu wirken. Dabei blieb er seiner Gewohnheit treu, und rügte jede Unsittlichkeit, welche er im Kreise seiner Bekannten wahrnahm. Von diesen spöttisch zurückgewiesen, ertrug er es gern um Gottes willen, und lebte sonst mit Jedermann in Frieden und Freundschaft. Auch versäumte er darüber sein Hauswesen und sein Handwerk nicht, brachte es aber darin nur zu einem nothdürftigen, ehrlichen Erwerb, und mußte daher mit steter Armuth kämpfen. Da er kein Leder kaufen konnte, und wenig Arbeit und Verdienst hatte; so blieb ihm desto mehr Zeit übrig, sein beschauliches Leben fortzusetzen, die Bibel und Bücher geheimer Weisheit fleißig zu lesen.

Neben der Bibel las Böhme besonders die Schriften des Theosophen Paracelsus († 1541), des Mystikers Valentin Weigel (Pfarrer zu Zschopau, † 1588), überhaupt Schriften der Mystiker, Astrologen und Alchimisten aus der Schule der Kabbala (geheime Weisheit der Juden) und des Paracelsus, was er auch bekennt und zugleich gesteht, daß der Gelehrten Formula sein Meister sei, und daß er aus ihrer Formula seinen Anfang und erste Erkenntniß habe, ohne jedoch durch sie in seinem Forschen nach dem Höchsten befriedigt worden zu sein. Nachdem er daher 1610 zum dritten Male von Gott berührt und mit neuem Lichte begnadigt worden war, fing er 1612 an, doch nur zu seiner eignen Erbauung, „die Morgenröthe im Aufgange" oder die „Aurora" zu schreiben, wie später sein erstes Werk sein vornehmster Anhänger, Dr. Balthasar Walther betitelt hat, „weil der Verfasser ein Licht angezündet für diejenigen, welche erkennen wollen." Es enthält seine Offenbarungen von Gott, Natur, Geist, Geschichte und Christenthum.

Als philosophirender Schuhmacher hatte Böhme schon längst in und außerhalb Görlitz Aufmerksamkeit erregt und sich einen Kreis von Anhängern und Freunden unter Bürgerlichen und Adligen gebildet, als diese Schrift wider seinen Willen veröffentlicht ward, und zwar sein Ansehen und seine Anhänger vermehrte, ihm aber auch öffentliche Verfolgung zuzog. Ein Edelmann, Karl von Endern, der dieses unvollendete Werk bei Böhmen sah, erbat es sich von ihm zum Durchlesen, ließ es aber eiligst abschreiben, und dadurch ward es bald Mehreren, endlich dem Oberpfarrer in Görlitz, Gregor Richter (1590—1624) bekannt. Aus Eifersucht und Unduldsamkeit fing dieser hierauf an, von der Kanzel herab gegen Böhmen zu predigen. Indessen

verglich Böhme sich noch mit dem geistlichen Herrn, welcher ihn zu sich kommen ließ und ihm Stillschweigen von seinen Offenbarungen auferlegte, wogegen er auch nicht weiter gegen Böhmen zu predigen versprach. Nichts desto weniger lud ihn der görlitzer Rath den 26. Juli 1613 vor sich, nahm ihm sein Manuscript und ließ ihn sogar einige Zeit verhaften. Man gebot ihm, sich mit seinem Leisten zu begnügen und das Bücherschreiben zu lassen, wie man denn auch dem Oberpfarrer das Schmähen von der Kanzel gegen ihn untersagte. Das Manuscript blieb in Verwahrung beim görlitzer Rath bis 1641, wo es sich der sächsische Hofmarschall von Pflug herausgeben und zum Drucke durch den Kaufmann Abrah. von Beyerland in Amsterdam besorgen ließ. —

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte des meißnischen Bergbaues und seiner Technik.

(Fortsetzung.)

Bevor wir aber jetzt auf die Geschichte des Rohschmelzens der Silbererze in natürlicher Reihenfolge übergehen, müssen wir zuvor episodisch der Erfindung eines bis auf den heutigen Tag reich ergiebig sich erweisenden Produktes, der blauen Farbe und der ihren Namen führenden Werke gedenken.

Als die wichtigste Epoche in der Geschichte des schneeberger Bergbaues, seit seiner Erhebung, ist nämlich unstreitig die Entdeckung des Gebrauches der daselbst so häufig vorkommenden Kobalterze zu bezeichnen, eine Erfindung, welche Sachsen vielleicht mit den Chinesen theilt. Denn, wenn man eigentlich Kobalterze zu gewinnen angefangen hat, um dieselben zu blauer Farbe zu benutzen, dieß vermag man mit Gewißheit nicht zu ermitteln (s. Saxon. Bd. V. S. 30). Die frühesten Zustände des schneeberger Bergbaues waren gleich anfangs nur den reichsten Silbererzen zugewendet, daher die schon damals einbrechenden Kobalterze auf die Halde gestürzt wurden, um später daraus wiederum sorgfältig gesammelt zu werden. Indeß ist doch so viel gewiß, daß das Verschmelzen des mit Kobalterzen gemengten schneeberger Quarzes auf einer benachbarten Glashütte dazu die Veranlassung gegeben habe. Es ist nämlich geschichtlich, daß in der Mitte des 16. Jahrhunderts ein böhmischer Glasmacher, Namens Christoph Schürer, in der Eulenhütte bei Neudeck in Böhmen, eine Glasfabrik besessen, deren Fabrikate häufig nach Sachsen gingen. Dort und zwar in Schneeberg fand derselbe das Kobalterz verachtet auf die Halde geworfen, theils rein und gediegen, theils mit Quarz vermischt. Um sich ebenfalls von der vermeinten Unnutzbarkeit desselben zu überzeugen, verschmolz er beides in seiner Fabrik und hatte die Freude, in Verbindung mit den seiner Fabrikation eigenthümlichen Stoffen ein schönes blaues Glas daraus zu gewinnen, wodurch der Grund zu einem der reichsten, spätern Industrie-Zweige Sachsens gelegt ward: er erfand hieraus die blaue Farbe des heutigen Handels, mit Namen Schmalte.

Geschichtlich ist demnächst ferner, daß der nachher entstandene (Safflor-) Blaufarbenhandel dadurch zuerst gewerblich begründet ward, daß Kurfürst August die Abnahme der Kobalte für jede Zeche festsetzte und am 15. Novbr. 1575 seinen Kammersekretär Hans Jenitzschen und seinem Kammermeister Hans Hervern zu alleiniger Aufbewahrung und zum ausschließlichen Ankaufe der Wißmuthgraupen, wie man anfangs dieses Erz benannte, oder der Kobalte ein Privilegium auf 10 Jahre ertheilte. Später, 1610, wurde der Kobalthandel vom Kurfürsten Christian II. selbst übernommen und eine sogenannte Kobaltkammer errichtet, auch mit holländischen Kaufleuten ein besonderer Kontrakt abgeschlossen. Denn die Holländer hatten Schürern bereits früher schon sein Geheimniß abzulocken gewußt und in ihrem Vaterlande eigne Farbenmühlen — so nannte man damals diese Anstalten — errichtet, doch waren sie genöthiget, den Kobalt aus Schneeberg zu beziehen. Der geringe Absatz dieses Bergwerk-Produkts nach außen bewog daher die Regierung, mit Inländern Kontrakte zu nutzbarer Verarbeitung desselben abzuschließen, unter welchen uns die Geschichte den Kammer- und Bergrath Christoph Karl von Brandenstein (1625), die Kaufleute Daniel de Prieres von Frankfurt und Hans Friese von Hamburg (1627), Johann Burkhard und Veit Hans Schnorr, beide von Schneeberg (1641), Sebastian Oheim in Leipzig (1649) und den kurfürstlichen Faktor Erasmus Schindler (1660) nennet, von welchen zum Theil die noch gegenwärtig bestehenden Blaufarbenwerke gegründet wurden.

Man verwandelte nämlich, um diesen wichtigen Industrie-Zweig dem Vaterlande zu sichern, den Kobaltbergbau in ein Privilegium, welches von zehn zu zehn Jahren erneuert wurde und den Namen von Kontrakten erhielt. Die erste benachbarte Blaufarbenmühle erbaute Christoph Schürer auf seiner Glashütte zu Neudeck in Böhmen; in Sachsen aber ward das erste Blaufarbenwerk durch aus Holland bezogene Blaufarbenarbeiter am Jugel bei Johann-Georgenstadt auf Staatskosten errichtet, nachdem schon früher Johann Burkhardt seine Farben zu Platten in Böhmen auf dem von Sebastian Preußlern 1571 daselbst errichteten Blaufarbenwerke hatte bereiten lassen. Darauf folgte 1635 das am Schwarzwasser über Zelle und Aue im Hartensteinschen erbaute, 1642 privilegirte schnorrische, jetzt das pfannenstieler — mithin unter den gegenwärtig bestehenden das älteste sächsische Werk, worauf 1644 das burkhardische von Platten nach Oberschlema verlegt und von Erasmus Schindlern 1649 bei Olbernhau an der Mulde das jetzige schindlersche erbauet und 1650 privilegirt wurde.

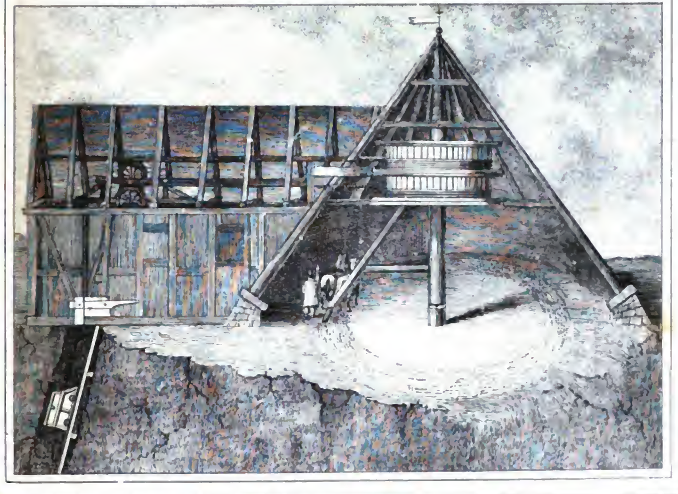
(Fortsetzung folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Kirchberg. 2) Jakob Böhme. 3) a. Ein Kunstgezeug. b. Ein Pferdegöpel.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Ein Kunstgezeug.



Ein Pferdegöpel.



V. 17 — Nach d. Natur gez. v. C. W. Arldt. Lith. v. C. Müller — B. I

Mügeln.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 17. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Mügeln,

ein kleines, freundliches Städtchen, rechts von der Mulde, in einer hügeligen, angenehmen Gegend, am rechten Ufer der Döllnitz, in welche östlich der Krebsbach, westlich der Hasenbach fließt, im gleichnamigen Amte, Kreisdirektionsbezirk Leipzig, an der Straße von Oschatz (2 St.) nach Leisnig (4 St.) gelegen, 5 M. von Leipzig, 7 M. von Dresden, 4 St. von Wurzen, 5 Stunden von Grimma und ½ St. von Hubertusburg entfernt, zählt in 250 Häusern gegen 2000 Einwohner, welche sich hauptsächlich von Landwirthschaft, Weberei und etwas Landhandel nähren. Auch hält man 3 Jahr- und Viehmärkte. Die Brauerei ist so gesunken, daß von 32 Brauerben 24 sich freiwillig losgesagt haben. — Uebrigens hat der Ort 1 Knaben- und Mädchenschule mit 3 Lehrern, 2 Gasthöfe, 5 Mühlen und Steinbrüche. In dem alten Schlosse Ruhe- oder Rugenthal befindet sich das Justiz- und Rentamt. Der Rath hat blos die Kommunalverwaltung und besteht aus 1 Bürgermeister und 3 Rathmännern. — Die alte Stadtkirche, in welcher der letzte meißner Bischof Johann XI. von Haugwitz und der Oberhofmarschall von Wolframsdorf schlummern, ist nur die Schwesterkirche des nahen Dorfes Altmügeln, wo beide Geistliche, Pastor und Diaconus, wohnen. Daselbst wird jährlich ein sogenannter Stoppelmarkt gehalten, wo Federn und Flachs die Hauptartikel sind.

Mügeln, in Urkunden Mogelini, d. h. Hügel- oder Grabhügelort, ursprünglich eine Sorbenfestung, dann Hauptort einer Supanie und des nachmaligen Burgwarts Mogelini, so wie Stammsitz eines Adelsgeschlechts und zuletzt Residenz des erwähnten Bischofs. Bereits 1015 war Mügeln eine mit Mauern umgebene Stadt, welche der Polenherzog Boleslav, wie die südwestlich auf dem Vestenberge gelegene, aber gänzlich vertilgte Sorbenburg, damals vergeblich belagerte, und 1256 hatten die meißnischen Bischöfe hier einen Zoll angelegt. Bischof Albert II. aus der Familie von Motzsch erbauete 1261 ein Schloß, welches Bischof Witigo von Kolditz 1347 erneuerte, Bischof Kaspar von Schönberg 1445 vergrößerte, und endlich Bischof Johann XI. von Haugwitz fast ganz neu herstellte, indem er demselben als seinem Ruhesitz gegenwärtigen Namen gab, nachdem er in der Kapelle zur lutherischen Lehre und mit Agnes von Haugwitz auf Dröschkau in den Ehestand getreten war. Denn als Entschädigung für sein Bisthum Meißen erhielt er Mügeln, welches bei seinem Tode 1595 an das Kurhaus zurückfiel und in ein Amt verwandelt wurde. Im Jahre 1666 kaufte dieses der Oberhofmarschall von Wolframsdorf für 30,000 Thlr., zu denen er 1702, gewisser Ansprüche wegen, noch 20,000 Thlr. nachzahlte. Derselbe stiftete 1701 mit einem Kapital von 13,000 Gülden die 12 wolframsdorfischen Stipendien auf der Universität Wittenberg. Nach seinem Tode 1703 wurde Mügeln wieder landesherrlich. — Die Stadt litt viel durch die Hussiten 1430, durch die Schweden 1637 und 1644, und durch die Pest 1638, wo sie bis auf 41 Einwohner ausstarb. Während des 7jährigen Krieges und seit 1806 theilte sie die traurigen Schicksale des ganzen Landes. — Im Jahre 1791 brachen in der Umgegend Bauernunruhen aus, welche jedoch der Amtmann Eisenhuth bald dämpfte. M.

Jakob Böhme,

Schuhmacher und Philosoph.

(Fortsetzung.)

Diese öffentliche Verfolgung um des göttlichen Geistes willen, der in ihm wirkte, machte Böhmen seine Offenbarungen nur noch theurer, seine Ueberzeugung fester, seine Zuversicht zu sich selber größer und sein Vertrauen muthiger. Jetzt fühlte er mehr als früher die Kraft des göttlichen Geistes, da er, als ein armer, ungebildeter Schuhmacher, aus der Dunkelheit gerissen, den Augen der Welt blosgestellt war, und seine Gegner fortfuhren, ihn zu verfolgen, ohne ihm doch, bei seinem stillen Wandel mit Gott und der Natur, etwas anhaben zu können.

Böhme leistete seiner Obrigkeit den schuldigen Gehorsam und schrieb die folgenden 7 Jahre nichts mehr, so große Unruhe er auch darüber empfand, da in seinem Geiste ein heftiges Verlangen war, neue und immer höhere Erkenntniß zu erlangen und sie durch die Schrift zu bewahren. Nach 3 Jahren ward ihm eine Abschrift seiner „Morgenröthe," die er für vernichtet hielt, von gelehrten Leuten zugeschickt und er zugleich aufgemuntert, sein Talent weiter zu offenbaren. Der Oberpfarrer Richter brach gleichfalls sein Wort, nicht gegen ihn zu predigen, und ließ auch sonst keine Gelegenheit vorbei, auf ihn zu schelten, weil sich Böhmens Ruf immer mehr ausbreitete, und er Besuche aus der Nähe und Ferne in Menge erhielt oder von vornehmen Männern abgeholt wurde. Dessenungeachtet ward Böhme nicht stolz und übermüthig, sondern blieb demüthig und bescheiden, und suchte durchaus nicht, eine Sekte zu bilden oder sich unter dem Volke einen Anhang zu machen. Er ging, nach wie vor, regelmäßig in die Kirche, und hörte mit bewunderungswürdiger Geduld Richters Schmähungen an. Erst 1619 ergriff er die Feder wieder, nachdem ihm der Höchste, wie er sich in seinem 12. Briefe ausdrückt, mit seinem Odem zu Hilfe gekommen war, und zum vierten Male das göttliche Licht in ihm erweckt hatte. — Seitdem ließ er sein Handwerk ganz

liegen, und fuhr fort bis an sein Ende zu schreiben, um in diesem höheren Berufe Gott und seinen Brüdern zu dienen, indem er mit seiner Familie von den Geschenken lebte, welche ihm seine bemittelten Freunde für seine Belehrungen und Schriften gaben. Er hatte bereits viele Anhänger und Verehrer in der Lausitz, Schlesien, Meißen, Sachsen und der Mark, wo seine Schriften begierig gelesen wurden. Auch besuchte er von Zeit zu Zeit seine Freunde, vornehmlich in Schlesien, oder schrieb seine häufig verlangten Schriften ab. Er schrieb zwar langsam, aber leserlich, und strich beim Niederschreiben seiner Gedanken nicht leicht ein Wort aus, sondern ließ Alles, wie es ihm der Geist eingab, so daß seine Schriften, 31 an der Zahl und zum Theil auf besondere Veranlassungen abgefaßt, die reinen, unveränderten Ergießungen desselben sind. — In die Stammbücher seiner Freunde schrieb er gewöhnlich folgende inhaltschwere Reime:

„Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit."

Noch 1619 schrieb **Böhme**: 2) Von den 3 Principien des göttlichen Wesens (von Gott, Natur und Geist) nebst einem Anhange vom dreifachen Leben des Menschen; 3) vom dreifachen Leben des Menschen nach dem Geheimniß der 3 Prinzipien göttlicher Offenbarung (von Gott, vorzugsweise aber vom Menschen); 4) vierzig Fragen von der Seele, welche ihm Dr. **Balthasar Walther** aus Großglogau, der sich 3 Monate in seinem Hause aufhielt, zur Beantwortung vorgelegt hatte, da er bei **Böhmen** die Befriedigung fand, welche er auf 6jährigen Reisen in Asien und Afrika nach der geheimen Weisheit nicht gefunden hatte, dazu „das umgewandte Auge", ein kurzer Abriß der Seelenlehre; 1620 5) von der Menschwerdung Christi; desgl. vom Baume des Glaubens; 6) von 6 theosophischen und 6 mystischen Punkten; 7) vom himmlischen und irdischen Mysterio; 8) von den letzten Zeiten an **Paul Kaym**, welcher „biblische Rechnung, wie lange die Welt gestanden und noch zu stehen habe," geschrieben hatte; 1621 9) von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen; 10) von den 4 Komplexionen — eine Trostschrift für einen Schwermüthigen über das Wesen der Seele und ihre Behandlung; 11) Apologie an **Balthasar Tilken**, welcher ihn angegriffen hatte, auf Verlangen seiner Freunde, von **Sommerfeld** und **Koscheritz**, geschrieben; 12) Bedenken über **Esaias Stiefels** Schrift: „dreierlei Zustand des Menschen und dessen neue Geburt." — 1622 13) von der wahren Buße; 14) von der wahren Gelassenheit; 15) von der Wiedergeburt; 16) de poenitentia; 1623 17) von der Gnadenwahl; 18) Mysterium magnum oder Erklärung über das 1. Buch Moses; 1624 19) eine Tafel der Principien an J. S. von **Schweinitz** u. A. von **Frankenberg**; 20) von dem übersinnlichen Leben; 21) von göttlicher Beschaulichkeit; 22) von den 2 Testamenten Christi, Taufe und Abendmahl; 23) Gespräch einer erleuchteten und unerleuchteten Seele; 24) Apologie wider den Primarium **Richter** in Görlitz; 25) von 177 theosophischen Fragen; 26) Auszug aus dem Mysterio magno; 27) ein Gebetbüchlein; 28) Tafel göttlicher Offenbarung der 3 Welten; 29) vom Irrthume **Ezechiel Meths**, der gleiche Ansichten mit **E. Stiefel** hatte; 30) vom jüngsten Gerichte; 31) Theosophische Sendbriefe an verschiedene Personen.

Dieser großen Anzahl Schriften ungeachtet that sich **Böhme** nicht genug, alles Nöthige aufzusetzen, und klagt daher über Zeitverlust durch Reisen und irdische Geschäfte. Indessen scheint er doch bis 1624 sein ganzes Lehrgebäude aufgeführt zu haben, da die noch nachfolgenden Schriften nichts Neues hinzufügten. Seine „**Morgenröthe**" schloß er 1620 mit der Erklärung, daß sie zwar unvollendet sei, aber so zum ewigen Gedächtniß bleiben solle, weil sie der Sturm abgebrochen habe, unterdeß Tag geworden sei und sie durch andere Schriften ergänzt würde. Ueberhaupt sind die meisten seiner Schriften Entwürfe seines Systems, wie er sie zu verschiedenen Zeiten, anfangs nur unvollkommen, dann immer vollständiger und besser abfaßte. Daher rühren auch die vielen Wiederholungen. **Böhmens** Hauptgedanke ist, daß das Weltall ein göttliches Leben und Offenbaren Gottes in allen Dingen sei. Er schrieb übrigens nur für Gebildete, wie denn auch seine Anhänger meist Gelehrte, Aerzte, Geistliche und Edelleute waren, und bat seinen Freund **Walther**, der sich die Verbreitung seiner Schriften sehr angelegen sein ließ, stets dringend, vorsichtig damit zu sein, da sie nicht Jedermanns Speise seien. Besonders wünschte er sie nicht unter seinem Namen bekannt werden zu lassen.

Während dieser Zeit dauerten die Anfeindungen und Unbilden gegen **Böhmen** fort, und ein Arzt in Schlesien dung einst sogar einen jungen Burschen, der **Böhmen** nach Seifersdorf zu **David von Schweinitz** führen sollte, ihn unterwegs in eine Pfütze zu stoßen, was dieser auch that, und **Böhmen** übel zurichtete, es aber auch gleich bereuete und selbst dem Herrn von **Schweinitz** anzeigte. Dessen Schwager, ein gottloser Mensch, der gerade zum Besuche da war, machte sich über **Böhmen** lustig, und als dieser ihm, auf sein Verlangen, seinen schlechten Lebenswandel und sein trauriges Ende sagte, was auch zutraf, wollte er sich thätlich an ihm vergreifen. — Zu dieser Verachtung trug wohl auch **Böhmens** unansehnliche Gestalt, seine ärmliche Kleidung, sein schlichtes Benehmen und sein niedriges Handwerk viel bei, da dieß Alles mit der Ehre, die man ihm erwies, und mit dem Rufe, in welchem er stand, einen schneidenden Kontrast bildete. Nach **Abraham von Frankenberg** war „seine äußere Leibesgestalt verfallen und von schlechtem Ansehen: kleine Statur, niedrige Stirn, erhabene Schläfe, etwas gekrümmte Nase, graue, fast himmelblau blitzende Augen; kurzer, dünner Bart; klein lautende Stimme, aber holdselige Rede, züchtig in Gebehrden, bescheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden und sanftmüthig von Herzen." —

Auch der Oberpfarrer **Richter** hatte unterdeß nicht aufgehört, **Böhmen** zu verfolgen; doch hatte sich der görlitzer Rath nicht weiter darum bekümmert. Allein zu Anfang des Jahres 1624 brachte zuerst ein Besuch, den ihm **Böhme** zu seiner Beschämung machte, dann die erste von seinen Freunden, ohne sein Wissen, in Druck gegebene Schrift: „**von wahrer Buße und von wahrer Gelassenheit**" ihn so sehr in Wuth, daß er Alles aufbot, **Böhmen** und seine Schriften zu verderben.



Schloss Purschenstein.

Die Veranlassung zum Besuche war folgende: Richter hatte seinem Schwager, einem jungen Bäcker, kurz vor Weihnachten, einen Thaler geliehen, um Waizen kaufen zu können, und dieser ihm dafür eine große Stolle geschenkt, nach den Feiertagen aber auch das Geld, jedoch ohne Zinsen, nur mit Dank zurückgebracht. Da Richter dennoch so unverschämt ist, sie zu fordern, so erinnert er ihn an sein Geschenk als Vergütung. Da fährt ihn Richter an, und droht ihm mit Gottes Zorn und Fluch. Darüber fällt der arme Mann in tiefe Schwermuth, an seiner Seligkeit verzweifelnd. In dieser Noth wendet sich seine Frau an Böhmen, welcher durch tröstliches und freundliches Zureden die Ursache seiner Schwermuth von ihm erfährt und hierauf zu Richtern geht, ihn bescheiden bittend, seinem Verwandten zu verzeihen, indem er sich zugleich erbietet, die Zinsen nachzuzahlen. Darüber ergrimmt Richter, ihn mit den Worten anfahrend: „Was will er Zerrfleck bei mir? Was geht die Sache ihn an? Packe er sich zum Teufel!" — Je mehr ihn Böhme in aller Ruhe bittet, sich nicht so zu erzürnen und ihm wiederholt die Zinsen verspricht, desto wüthender wird der Oberpfarrer und weist ihm zuletzt die Thüre. Als hierauf Böhme beim Fortgehen sagt: „Gute Nacht, Gott behüte Euer Ehrwürden!" wirft Richter ihm seinen Pantoffel mit den Worten nach: „Was sollst Du mir, gottloser Bube, noch eine gute Nacht wünschen! Was frage ich nach Deinem Segen!" — Böhme hebt ruhig den Pantoffel auf, setzt ihn zu seinen Füßen hin, und entfernt sich mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue euch kein Leid, seid Gott befohlen!" — Am nächsten Sonntage predigte Richter wieder gegen Böhmen, schalt ihn einen Aufrührer und unruhigen, leichtsinnigen Ketzer, der die Prediger in ihren Häusern beunruhige, und fordert den Magistrat um der Stadt willen zur Rache auf. Böhme hört Alles ruhig an und wartet bis zum Schlusse der Kirche. Bescheiden geht er dann auf dem Wege zu Richtern und fragt, wodurch er ihn denn so erzürnt habe? Gern wolle er ihm Alles abbitten und Vergebung bei ihm suchen. Allein Richter häuft neue Schimpfreden und Drohungen, und wird nur noch wüthender, je mehr ihn Böhme bittet, ihm die Ursache seines Zornes zu sagen. Er wendet sich daher an den sie begleitenden Kaplan um Fürsprache bei dem Oberpfarrer; aber Alles ist vergeblich. Richter will sogar die Gerichtsdiener herbeirufen, um Böhmen einführen zu lassen, was der Kaplan noch verhinderte und ihm rieth, nach Hause zu gehen.

Am folgenden Tage ließ der Stadtrath Böhmen vor Gericht fordern, vernahm ihn über den Vorfall und fand nichts Strafbares in seinem Betragen. Allein der Oberpfarrer setzte durch seinen kecken Trotz selbst den Magistrat in Furcht, und da nur wenige Mitglieder widersprachen und ohne gehört zu werden sich entfernten; so ließen die übrigen den unschuldigen, gekränkten Böhme sogleich aus der Stadt weisen, und erlaubten ihm nicht einmal, von Frau und Kindern Abschied zu nehmen. Er begab sich auf das nächste Dorf und wartete da den weiteren Verlauf der Sache ab. Der Rath sah bald sein Unrecht ein und rief den Vertriebenen am andern Tage mit Ehren zurück.

Die zweite Ursache des neuen richterschen Grimmes war der Druck der erwähnten Schrift, um derentwillen der Oberpfarrer im April 1624 Böhmen, der eben in Schlesien bei seinem Gönner, dem Herrn von Schweinitz auf Seifersdorf, war, nicht nur beim Rathe in Görlitz verklagte und ihn in einer lateinischen Schmähschrift, von Böhmen Pasquill genannt, als Verräther der Kirche und der Sakramente, sogar als Säufer verläumdete (während er selbst dem Trunke ergeben war), der verdiene, erst in's Gefängniß geworfen und dann aus der Stadt gejagt zu werden, sondern auch die Geistlichkeit in Liegnitz aufforderte, mit ihm gegen Böhmen gemeinschaftliche Sache zu machen und ihren Einfluß gegen den Sektirer und seinen Anhang aufzubieten. Allein vielen Mitgliedern des Rathes hatte Böhmens Schrift gefallen, und man gab dieses Mal dem Oberpfarrer kein Gehör. Nur Einige ließen ihn vorladen und bedrohten ihn, daß der Kaiser oder Kurfürst ihn ergreifen lassen würde; er solle sich deßhalb lieber verbergen, damit sie seinetwegen keine Unruhe hätten. Böhme setzte dagegen die erwähnte Schutzschrift auf; man nahm sie aber, auf Richters Verlangen, nicht an und wies ihn ohne Untersuchung ab. Seine Schrift hatte selbst am kurfürstlichen Hofe in Dresden Beifall gefunden, und er war unterdeß von einigen hochgestellten Männern dahin eingeladen worden. Am 9. Mai 1624 reiste er daher, mit Melchior Bernt, über Zittau, wo er auch mit einigen angesehenen Männern eine Unterredung hatte, nach Dresden. Man nahm ihn freundlich auf, und der Aufseher des kurfürstlichen Laboratoriums, Benedikt Hinkelmann, in sein Haus, wie er in 4 Briefen, vom 15. Mai bis 13. Juni, an seinen Freund, den Arzt Kober in Görlitz, schreibt. Einen besondern Gönner fand er an dem kurfürstlichen Rath von Loß, der ihn in seiner Kutsche auf sein Schloß Pillnitz holen ließ.

(Beschluß folgt.)

Purschenstein,

ein großes, dreifach bethürmtes, malerisch gelegenes Bergschloß, über dem rechten Ufer der Flöhe, im Kreisdirektionsbezirk Dresden, gehört zu dem gleichnamigen, bedeutenden Rittergute, welches wegen seines Umfanges von mehr als einer Geviertmeile mit 1 Stadt (Saida), 1 Bergflecken (Seifen), 16 ganzen Dörfern ꝛc., 3 Vorwerken und ausgedehnten Waldungen Herrschaft heißt, und jährlich im Durchschnitte ungefähr 20,000 Thlr. Einkünfte trägt. Dazu kommt noch das Majoratsgut Reichstädt bei Dippoldiswalde. Besitzer beider Güter ist seit 1830 Herr Kaspar Karl Philipp Ut von Schönberg, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Purschenstein und lebenslängliches Mitglied der 1. Kammer der Ständeversammlung für den erzgebirgischen Kreis. — Das Schloß, 3 Stock hoch und aus 3 Flügeln bestehend, hat auch eine freundliche Kapelle, und ist im Innern geschmackvoll eingerichtet. Aus demselben bieten sich mehre interessante Aussichten in die zum Theil romantische Umgegend dar. Dabei liegen die Wirthschafts-, (leider vor kurzem abgebrannt!) Fisch- und

Gerichtsgebäude. An Purschenstein stößt das Dorf Neuhausen, an der Flöhe und zerstreut an der 800 F. hohen Schwarta gelegen, von deren Gipfel, dem Kaiserstein, — wie er, seitdem ihn Kaiser Joseph II. von Böhmen her bestieg, genannt wird — man gleichfalls eine schöne Aussicht genießt. Es hat ungefähr 900 Einwohner, eine ansehnliche Kirche, 1 Schule, 1 Lehngericht, 2 Mühlen, und treibt verschiedenes Gewerbe. Es ist 1 Stunde von der böhmischen Gränze und 1 Meile von Olbernhau entfernt.

Purschenstein, unstreitig im 12. Jahrhundert vom böhmischen Ritter Borso von Rysinborg erbauet, daher urkundlich Borsen-, Pyrsen- und Porschenstein, d. h. Burkardsstein, kam zuerst 1253 als ein böhmisches Krongut an Heinrich den Erlauchten, und nach mehrmaligem Wechsel der Besitzer ward Ritter Seifried von Schönberg 1429 abermals damit belehnt, nachdem es seit 1336 schon mehre Schönberge mit Saida besessen hatten. Seitdem blieb Purschenstein, bis zum Brande von 1643 noch ganz burgähnlich und größer als jetzt, ununterbrochen bei der Familie von Schönberg, welche früher ihren Sitz in Thüringen und ihr Stammschloß bei Naumburg hatte, sich aber aus treuer Anhänglichkeit an die Markgrafen Friedrich den Gebissenen und Dietzmann nach Meißen wendete. Diese sächsische Familie von Schönberg — außer welcher es auch noch eine rheinländische und gräfliche giebt — erwarb noch Stollberg, Frauenstein, Sachsenburg, Kriebenstein ꝛc., und besaß am Ende des 16. Jahrhunderts überhaupt 25 Güter, darunter sehr ansehnliche Herrschaften und Städte. Zu gleicher Zeit theilte sie sich aber, nach ihren Hauptbesitzungen, in mehre Haupt- und Nebenlinien, welche im Laufe der Zeit theils ausstarben, theils ihre früheren Besitzungen verloren. — Noch 1648 ward der Oberberghauptmann Kaspar von Schönberg aus dem Hause Mittelfrohne Stifter der Linie Pfaffroda, Erbauer des gegenwärtigen Schlosses Pfaffroda und wohlthätiger Beschützer der böhmischen Flüchtlinge, durch welche er die Dörfer Ober-, Nieder- und Klein-Neuschönberg gründete. — Wenige adlige Familien können sich rühmen, so viele ausgezeichnete und verdienstvolle Männer in Staat und Kirche, in Krieg und Frieden, neben einem angestammten Wohlthätigkeitssinne, hervorgebracht zu haben, als die Familie von Schönberg von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

M.

Kurze Geschichte des meißnischen Bergbaues und seiner Technik.

(Fortsetzung.)

Schon vorher ließ indeß Sebastian Oehme durch den Friesländer Paul Nordhof ein Blaufarbenwerk an der weißen Sehma unter Annaberg anlegen und betrieb solches mit gutem Erfolg. — Da indessen der in dieser Gegend eintretende Holzmangel der Fabrikation sehr nachtheilig fiel, so ward dieses Werk um das Jahr 1680 in das Zschopauthal bei Waldkirchen verlegt, von welcher Zeit an bis heute dasselbe den Namen des zschopenthaler Werkes führt.

Mittlerweile hatte der Handelsmann Joh. Burkhardt 1651 in seinem Testamente dem damaligen Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Johann Georg II. sein Blaufarbenwerk Schlema vermacht, welcher nun sein eigenes am Jugel dahin verlegte und dasselbe mit dem schlemaer zu einem Doppelwerke verband. —

Zu dem Flore dieses noch bis auf den heutigen Tag in Sachsen blühenden Industrie-Zweiges legte indeß Kurfürst Johann Georg III. dadurch den ersten Grund, daß er am 22. Mai 1683 ein Verbot der Ausfuhr des Kobaltes erließ. Denn in dem benachbarten Böhmen bei Platten hatte man schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eilf Blaufarbenmühlen angelegt, welche zumeist von sächsischem Kobalt unterhalten wurden, durch dieß Verbot der Ausfuhr ihres hauptsächlichen Materials aber fast gänzlich zum Stillstande gebracht wurden. —

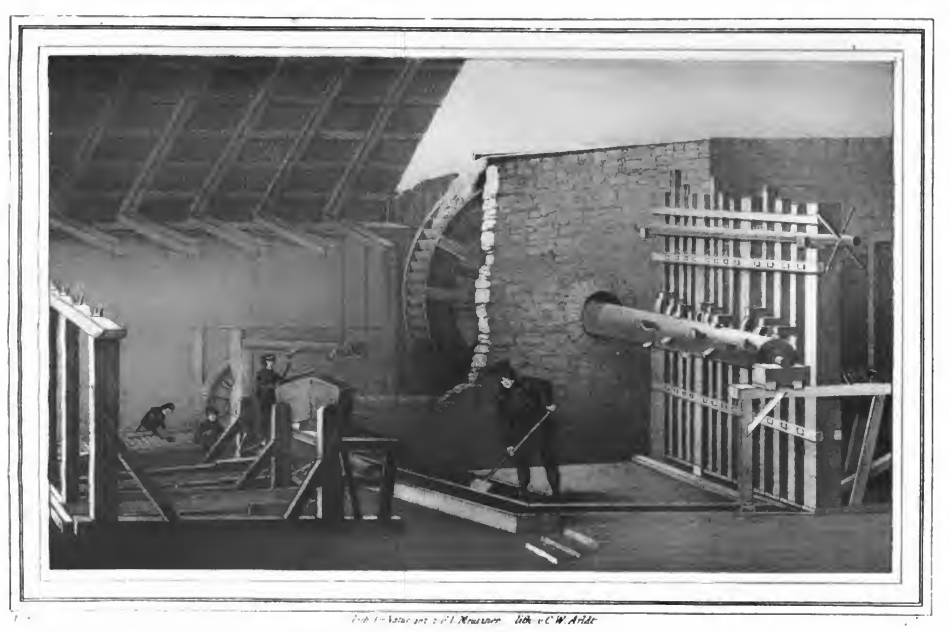
Bevor jedoch — indem wir auf die Verschmelzung der Silbererze auf Staatskosten zurückkommen, — durch die General-Schmelzadministration diesem Industrie-Zweige die ihm so nöthige wissenschaftliche Richtung angewiesen zu werden vermochte, war 1646 Balthasar Böttgern bereits ein Erzkauf-Privilegium im Obergebirge ertheilt worden, welches später auf Johann Rüdigern überging, der es auf seine unter Beierfeld gelegene Schmelzhütte, Silber-Hoffnung, übertrug, worauf solche der vormalige Zehentner zu Annaberg, Lehmann, an sich brachte, der sie, da sich jenes Privilegium nicht nutzbar erwies, zu einem Vitriolwerke umschuf, in welcher Eigenschaft dieselbe im Wesentlichen noch gegenwärtig daselbst besteht. Das Prinzip dieser Unternehmung beruhte in der Konzession, kleine Erzposten, welche ohne große Unkosten für sich allein nicht verschmelzt werden konnten, oder deren Gehalt so gering war, daß man sie mit Nutzen nicht zu gute machen konnte, zusammen zu verschmelzen und auf solche Weise ihre Nutzbarkeit zu erzielen. Als man jedoch sich überzeugt hatte, daß auf diesem Wege aus Mangel an Intelligenz den materiellen Interessen des Staates bedeutende Verluste zugezogen wurden, und hierdurch die Einführung der General-Schmelz-Administrations-Anstalt zunächst mitmotivirt ward, wurde zuförderst eine eigene Erztaxe, welche bis in die neuesten Zeiten, nach den schwebenden Bedürfnissen, von Zeit zu Zeit abgeändert und neu regulirt worden ist, entworfen, nach welcher die angelieferten Erze in 7 Klassen eingetheilt und darnach bezahlt wurden. Diese Anstalt nahm im Quartal Crucis 1710 zu Freiberg ihren Anfang.

(Fortsetzung folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Mügeln. 2) Eine Pochwäsche. 3) Schloß Purschenstein.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Gez. n. d. Natur gez. v. C. L. Meusser   lith. v. C. W. Arldt

Eine Pochwäsche.



V. 12. Nach d. Natur gez. v. W. Wegner, lith. v. C. Müller. B. 1

Berggießhübel.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 18. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Das Bad und Bergstädtchen Berggießhübel

ist so anmuthig gelegen, daß nicht nur die zahlreichen Fremdlinge, die diese teplitzer Straße ziehen, dadurch überrascht werden; sondern daß man auch Monate lang dort gern sein, und doch immer neue Berg- und Thalpartien mit wahrhaft malerischen Durchsichten und weiten Panoramen auffinden kann. Schon vor hundert Jahren hat ein gelehrter Naturfreund und Badegast lateinisch davon gesungen:

Hier umwehet Dich mild und heilend der Oden der Berge,
Fröhlich verrinnet die Zeit, lacht die Natur Dir umher.
Denn nicht schauen mit kahlen Scheiteln die Berge hernieder,
Blüthen und duftiges Grün kränzen ihr jugendlich Haupt.
Stehe der Sinn doch Andern nach hohen städtischen Mauern!
Meinem Herzen genügt dieses mein engeres Thal.

Und an Gellert schreibt eine Freundinn vom 3. Juli 1768: „Hier bin ich nun seit 14 Tagen im Bade, wie Sie vor 4 oder 5 Jahren. Noch nirgends habe ich ein so ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier." — Gleichwohl ist es seitdem nur noch unvergleichlich schöner geworden, und wird es noch von Jahr zu Jahr. Aus den Ruinen des letzten Krieges, wo die Gemeinde bis auf wenige Familien ausstarb, ist ein freundliches Städtchen erstanden. Aus dem unscheinbaren, mühsamen Hohlwege durch den Ort hinan, dem man die alte Deutung gab: „Berg is übel," ist eine ächt malerische Landstraße mit schönen Alleen und Aussichten geworden. Aus vielen steinigen Haiden und dürren Bergen, die zum Theil auch so hießen, ward und wird immer mehr Fruchtfeld, Kulturwiese, Baumanlage. Zu den anziehendsten Punkten mit ihren Rundsitzen sind zahlreiche Alleen geführt, die überhaupt sammt dem ocherrothen Boden und den vielen Halden, den Birken und Schwarzwäldern und den Felsenwänden, besonders den von Fremden für Burgruinen angesehenen Hochsteinfelsen, dem ganzen Thale einen eigenthümlichen Charakter geben. Das Landhaus Friedrichsthal und das zu ihm gehörige Bad selber, 1722 durch den edlen Kriegszahlmeister Tüllmann erbauet, ward seit 1822 durch den edlen Wohlthäter des Ortes, Generallieutenant v. Leyßer, schöner umgewandelt und wird es noch immer durch neue Anlagen. Fremde, die nur Stunden hier verweilen, möchten wenigstens folgende ganz nahe Punkte aufsuchen: Zuerst die freundliche Ansicht vom Bade und Orte, die wir hier aufgenommen haben: von einer Gartenlaube und einem Steinsitze, wenige Schritte dem Bade gegenüber, dem Anfang einer felsigen und botanisch reichen Anhöhe, die sich, wie eine Schutzmauer, dicht hinter dem unteren Städtchen fortzieht, und ihren Namen Schaubübel mit Recht führt; von der weiterhin auch die Perspektive aufgenommen ward, die bei Skerl in Dresden zu finden ist. Dann die Anlagen unmittelbar hinter dem Badesalon hinauf, deren Schattengänge von Weimuthskiefern, uralten Linden, zur Charlottenhöhe führen, mit dem Denkmal der jüngst verewigten Wohlthäterinn Charlotte v. Leyßer, und zu dem Friedhof mit den neuen Inschriften: „Ruhe waltet hier nach den Stürmen des Lebens." Und innen: „Friede sei mit unsern Entschlafenen!" — Dort oben steht, von Rasenanlagen umgeben, ihre neue architektonische Familiengruft, mit eisernem Immortellenkranz, und dem Nachruf der Gemeinde: „Selig sind die Barmherzigen!" Der Weg durch diesen romantischen Kirchhof führt zu der, vor dritthalbhundert Jahren von Bergleuten erbaueten, zum letzten evangelischen Jubelfeste innen und außen zu einer der freundlichsten im Lande umgestalteten Kirche. Ihren Altar schmücken eiserne Leuchter: betende Engel, eine Gabe des hiesigen neuen Hüttenwerkes. Von dort kann man den Kirchberg hinab und dem neuen Schulhause vorüber, dessen Garten durch Rosenkultur namhaft ausgezeichnet ist, zu dem nahen Poetengange gehen. Er zieht sich an der Buchenwand des Dürrenberges neben den Wiesen der Gottleube, eines klaren Forellenwassers, eine halbe Stunde bis zum Gute, der ehemaligen Gußhütte Giesenstein; zum Theil noch zwischen den uralten Buchen, Ulmen, Eschen, Linden, unter denen Gellert und Rabener als Badegäste einst gewandelt. Die Stelle, wo

„der Sänger frommen Liebs, der heit're Fabeldichter,
und Deutschlands Juvenal, der feine Sittenrichter,"

im Zweigespräch ernst und traulich zu ruhen pflegten, ist durch einen Steinsitz und eine Denktafel sammt Inschrift und Lyra bezeichnet. Diesen Poetengang haben sehr oft Botaniker, auch ein königlicher mehrmals, besucht.

Noch eine ganz nahe Partie, in entgegengesetzter Richtung, ist die von dem Bade an der Gottleube das Hüttenthal hinab: vor der Halde des Friedrichstollns vorüber, auf der alle Zeit Buntkupferstufen zu finden, und zu dem Friedrichs-Sauerbrunnen, der neu gefaßt und mit einem Schirmdach überbauet ist, und neben dem die neue Anlage des Grafen Pötting auf einem Porphyrfelsen sich erhebt; dann zu dem Vitriolwerke, wo bis zum vorigen Kriege die letzte Kupferschmelzhütte stand, deren ehedem mehrere im Gange waren.

(Beschluß folgt.)

Johann Georg I.,

Kurfürst von Sachsen.

Das Leben und die Regierung dieses Fürsten gehören einer Zeit an, welche sich mit blutigen Zü-

gen in die Jahrbücher der Geschichte Deutschlands und Sachsens eingegraben hat. Ein dreißigjähriger Krieg, von der Verschiedenheit religiöser Meinungen veranlaßt, von Fanatismus genährt, vom Staatsinteresse verlängert, und von Helden durchgekämpft, erschütterte damals Europa, entzweite und verheerte Deutschland, entvölkerte vorzüglich Sachsen, verwandelte seine blühenden Fluren in traurige Einöden, stürzte seine Städte in den Staub, und eröffnete den Bewohnern unseres Vaterlandes, nach beendigtem Kampfe, nur eine trostlose Aussicht in die Zukunft. Mehr als einmal schien die Vorsehung das Schicksal desselben und des in ihm einheimisch gewordenen Protestantismus in die Hände Johann Georgs I., als des Hauptes der evangelischen Partei, gelegt zu haben, und es nur von diesem Fürsten abzuhängen, ihrer Sache den Sieg zu verschaffen. In Wahrheit fehlte es ihm auch weder an religiösem Sinn, noch an Wohlwollen für sein Volk und die Genossen seines Glaubens, für die Vertheidigung desselben thätig zu sein, und wir würden in ihm bei diesen Eigenschaften zuverlässig einen der ersten Koryphäen für die bedrohte Gewissensfreiheit erblicken, wenn es ihm nicht oft an Muth und Entschlossenheit zu entscheidenden Schritten gemangelt hätte, und er immer von treuen Räthen umgeben gewesen wäre. Seine Zeitgenossen und die Nachwelt haben ihn deßhalb vielfältig und bitter getadelt; eine unparteiische Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Regenten wird indeß hinreichen, hierüber das nöthige Licht zu verbreiten.

Johann Georg I. war der zweite Sohn des Kurfürsten Christian I. von Sachsen und seiner Gemahlinn, der Kurfürstinn Sophia, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg. Er ward geboren am 5. März 1585 zu Dresden, in dem, später sogenannten, Frau-Mutter-Hause auf der Kreuzgasse, welches damals auf einige Zeit die Residenz war. Da sein Vater, Kurfürst Christian I. am 25. September 1591, als der Prinz Johann Georg erst 6½ Jahr alt war, mit Tode abging, so übernahm Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, als Administrator von Kursachsen, die Erziehung desselben und seiner beiden Brüder, des jungen Kurfürsten Christian II., geboren am 23. Septbr. 1583, und des Herzogs August, geb. den 7. Septbr. 1589; doch blieb dieselbe, indem Friedrich Wilhelm, während seiner Verwaltung des Kurstaates, auf dem Schlosse Hartenfels in Torgau residirte, zunächst der Sorge der verwittweten Kurfürstinn Sophia überlassen. Die jungen Prinzen wurden von geschickten Lehrern in allen nützlichen Kenntnissen unterrichtet; vorzüglich aber ließ man es sich angelegen sein, sie in den Grundsätzen der augsburgischen Konfession frühzeitig zu befestigen. Die Kurfürstinn Sophia führte eine strenge Aufsicht über ihre Kinder, und suchte sie besonders gegen den Einfluß des damals in Sachsen so verhaßten Kryptokalvinismus, der unter der Regierung ihres Gemahls große Zerwürfnisse verursacht hatte, zu schützen. Johann Georg übertraf seinen ältern Bruder Christian II. an Fleiß und Fähigkeiten. Dieser äußerte daher einst, nachdem er zur Regierung gekommen war, gegen einen seiner Kammerdiener: „Ich betrachte jetzt mit Wehmuth, daß ich meine Jugend zum Studiren nicht recht angewendet und nun mit fremden Augen sehen, mit fremden Ohren hören und mit fremdem Munde reden muß.

(Fortsetzung folgt.)

Jakob Böhme,
Schuhmacher und Philosoph.

(Beschluß.)

Auch der Superintendent Strauch war ihm gewogen, und obgleich die Prüfung, welche der Oberhofprediger Dr. Hoe und die Oberkonsistorialräthe Dr. Meißner, Dr. Balduin, Dr. Gerhard, Dr. Leyser und der Superintendent Strauch, nebst 2 Professoren der Mathematik, in Gegenwart des Kurfürsten Georg I., mit Böhmen anstellten, zu keinem andern Ergebnisse führte, als daß diese Männer unverholen erklärten, über Böhmens Ansichten nicht in's Klare gekommen zu sein; so fällten sie doch sämmtlich billige Urtheile über ihn, und hielten sich nicht für berechtigt, ihn als Mystiker zu verdammen. Der Kurfürst selbst besprach sich noch besonders mit ihm über mancherlei Geheimnisse und entließ ihn dann in Gnaden. Während dieser Zeit veranlaßte Richter durch den görlitzer Pöbel noch manche Unruhe gegen ihn, und es wurden sogar, auf sein Anstiften, die Fenster in Böhmens Hause eingeworfen; dieser mußte daher, von Dresden aus, seine bedrängte Frau fortwährend trösten.

Einige Wochen nach Böhmens Rückkehr von Dresden starb den 14. August sein erbitterter Feind Richter, und er selbst überlebte ihn nur kurze Zeit. Schon kränkelnd besuchte er noch seine Freunde in Schlesien, und war unermüdet in mündlicher und schriftlicher Mittheilung seiner Erkenntniß. Als er im November bei Siegmund von Schweinitz zum Besuche war, bekam er einen heftigen Fieberanfall, und sein Körper schwoll vom vielen Wassertrinken. Dieser ließ ihn hierauf nach Görlitz zurückbringen, wo der Doctor Kober alle Mittel zu seiner Genesung anwandte. Aber die Krankheit nahm bald so zu, daß dieser einen Geistlichen rufen ließ, welcher dem todtkranken Böhme, nach einer langen, peinlichen Katechisation und abgelegtem Glaubensbekenntniß, das heilige Abendmahl reichte. Sonntags früh den 17. Nov., in himmlischer Entzückung eine melodische Musik hörend, wie der sterbende Herder die Engel ihm winken sah, und nachdem er herzlich von Frau und Kindern Abschied genommen hatte, entschlief er sanft und ruhig zum seligen Erwachen.

Wie die lieblosen und unduldsamen Geistlichen den sanftmüthigen und religiösen Böhme im Leben und Sterben geplagt hatten, so feindeten sie ihn auch noch nach dem Tode an. Sein treuer Freund D. Kober, suchte das Leichenbegängniß so anständig als möglich zu machen, aber die Geistlichen legten ihm alle mögliche Hindernisse in den Weg. Zuerst weigerte sich der neue Oberpfarrer Thomas, die Leichenpredigt zu halten, und als es ihm der Magistrat, aus Rücksicht für den anwesenden Landvogt Grafen Dohna, einen Gönner Böhmens, ernstlich befahl, wußte er sich diesem Befehle durch verstellte Krankheit dennoch zu entziehen. Diese Predigt kam daher endlich an den jüngsten Geistlichen, Theodor, welcher gleich gesinnt nicht sowohl


Johann Georg I.,
Kurfürst von Sachsen.

eine Leichenpredigt als eine Schmährede hielt. Die übrigen Geistlichen nahmen auch nur gezwungen am Leichenzuge Theil, und schlichen sich bald Einer nach dem Andern davon. Ein schönes Kreuz, aus Schlesien geschickt und auf sein Grab gesetzt, ward bald von seinen Feinden mit Koth beworfen und zertrümmert. Ueberhaupt dauerte die Parteiwuth gegen Böhmen noch lange fort.

Ein besseres Schicksal hatten Böhmens Schriften: sie wurden sorgfältig gesammelt, und nicht nur deutsch, sondern auch holländisch, englisch und französisch, sogar lateinisch, ganz und einzeln herausgegeben. Selbst seines Erzfeindes Sohn besorgte in Danzig einen Auszug. Die erste vollständige Sammlung aller Schriften Böhmens in deutscher Sprache erschien 1682 zu Amsterdam durch den Deutschen Gichtel, welcher mit Abraham von Frankenberg, dem englischen Arzt Pordage und dem Franzosen Poiret zu seinen gelehrten Auslegern gehört. Wie in Deutschland und Holland, fanden Böhmens Schriften auch in England, wo schon 1697 Jane Leade, eine enthusiastische Freundinn des deutschen Philosophen, eine Gesellschaft zur Erklärung seiner Schriften unter dem Namen der philadelphischen stiftete, und wo sich später selbst eine böhmistische Sekte bildete, zahlreiche Verehrer. (Noch neuerdings hat ein Engländer auf Böhmens Grab ein Marmordenkmal setzen lassen.) Von England kamen sie selbst nach Amerika, wo sie noch jetzt verbreitet sind. Mögen sie immer — was nicht zu leugnen ist — des Mystischen, Unverständlichen und Unhaltbaren nicht wenig aufweisen, und durch die ermüdenden Wiederholungen mystischer Gedankenauswüchse zurückstoßen; so kommen doch viele erbauliche, lichtvolle und dichterisch schöne Stellen in denselben vor, und sie haben ihrem Verfasser, wie verschieden man auch über ihren wissenschaftlichen Werth urtheilen mag, wenigstens in Rücksicht auf Freisinnigkeit der Ansichten, auf Tiefe der Gedanken, auf Kühnheit des Ausdrucks und auf Behandlung der Sprache, mit Recht den Namen des deutschen Philosophen erworben, wie ihn sein Freund Walther gleich anfangs nannte. Denn so sehr auch Böhme im Metaphysischen schwärmt, wenn ihn seine dichterisch religiöse Weltanschauung über die Gränzen menschlicher Erkenntniß hinaustreibt; so aufgeklärt, nüchtern, bestimmt und deutlich ist er im Praktischen, mag er zur Religion und Tugend überhaupt ermahnen, oder seine Ansichten über besondere Gegenstände des Christenthums mittheilen. Und wie in seinen Schicksalen, so entwickelte er auch in seinen Schriften eine Kraft, von der man wohl in Wahrheit sagen kann, sie trat in ihm hervor, vom Geiste Gottes getrieben. Vieles trägt aber natürlich das Gepräge seiner Zeit, Vieles seines ungebildeten Geistes, Vieles seiner ausschweifenden Einbildungskraft. Mit dem Teufel hat er viel zu schaffen; er redet ihn oft an. „Komm her," sagt er, „du Schwarzhans. Was willst du? Ich will dir ein Rezept verschreiben." — Seine Philosophie ruht durchaus auf religiösem Grunde. Dessenungeachtet würdigt er an verschiedenen Orten die Rechte der Vernunft im Verhältniß zum Christenthum mit gebührender Achtung für beide. — Während Kant unbedingt die Befolgung des Moralgesetzes fordert, dringt Böhme ohne Ausnahme auf Befolgung des göttlichen Willens, auf das Leben in Gott. Mit Kant stimmt er ganz über die Trennung der Seele vom Leibe, über Himmel und Hölle überein. Eben so wird jeder Vernünftige, was Böhme über Sündenvergebung, das heilige Abendmahl, das Predigtamt und die Kirche sagt, unbedenklich unterschreiben. Und in der That je besser man ihn kennen und verstehen lernt, desto mehr lernt man ihn lieben und schätzen. Hier zum Belege nur einige kurze Stellen:

„Die Seele, wenn der Leib stirbt, bedarf keines Ausfahrens und keines Einfahrens in Himmel oder Hölle; diese sind kein Ort; denn Himmel und Hölle sind überall gegenwärtig. In Guten ist der Himmel, in Bösen die Hölle in der Zeit und Ewigkeit. — Der Himmel ist anders nichts als eine Offenbarung des ewigen Eins, da Alles in stiller Liebe wirkt und will. — Das Himmelreich ist in den Heiligen in ihrem Glauben wirkend und empfindlich. — Das wahre Wissen ist die Offenbarung des Geistes Gottes durch die ewige Weisheit; er weiß in seinen Kindern, was er will; er gießt seine Weisheit und Wunder durch seine Kinder aus, gleich wie die Erde die mancherlei Blumen. So wir nun im Geiste Christi als demüthige Kinder neben einander wohnten, und erfreuete sich je Einer des Andern Gaben und Erkenntniß, wer wollte uns richten? Wer richtet die Vögel im Walde, die den Herrn aller Wesen mit mancherlei Stimmen loben, ein jeder in seiner Essenz? Straft sie auch der Geist Gottes, daß sie nicht ihre Stimmen in eine Harmonie führen? Gehet doch ihr aller Hall aus seiner Kraft, und vor ihm spielen sie. — Darum sind die Menschen, so um die Wissenschaft und um Gottes willen zanken und einander darum verachten, thörichter denn die Vögel im Walde und die wilden Thiere, die keinen rechten Verstand haben. Sie sind vor dem heiligen Gott unnützer als die Wiesenblumen, welche doch dem Geist Gottes stille halten und lassen ihn die göttliche Weisheit und Kraft offenbaren. — Ein Wissen ohne Thun ist eben als ein Feuer, das da glimmt und kann vor Nässe nicht brennen. — Wer in seinem Herzen Liebe hat, und führt ein barmherziges und sanftes Leben und streitet wider die Bosheit, und dringt durch den Zorn Gottes in's Licht, der lebet mit Gott, und ist ein Geist mit Gott. Denn Gott bedarf keines andern Dienstes, als daß sich sein Geschöpf, welches in seinem Leibe ist, nicht von ihm verrücke, sondern heilig sei, wie er ist. — In allen Menschen, es seien Christen, Juden, Türken oder Heiden, in welchen die Liebe und Sanftmuth ist, in denen ist auch Gottes Licht. — Gott ist im Himmel und der Himmel im Menschen. Will aber der Mensch im Himmel sein, so muß der Himmel im Menschen offenbar werden. — Gehe auf eine Wiese. Da siehst du mancherlei Kraut und Blumen. Wachsen sie nicht neben einander? Mißgönnt auch Eines dem Andern seine schöne Gestalt? Stehen sie nicht neben einander? Also ist es auch mit den Menschen. — Die Biene trägt aus vielen Blumen Honig zusammen. Ob manche Blume gleich besser wäre, als die andere, was fragt die Biene darnach? Sie nimmt, was ihr dient. Sollte sie drum ihren Stachel in die Blumen stecken, so sie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Mensch thut? Man streitet um die Hülsen, und den edlen Saft, der zum Leben dient, läßt man stehen. — Was hilft mir die Wissenschaft, so ich nicht darin lebe? Das Wissen muß in mir

sein und auch das Wollen und Thun. — Der Heilige hat seine Kirche an allen Orten bei sich und in sich; denn er gehet oder stehet, er liegt oder sitzt in seiner Kirche, er ist in der wahren christlichen Kirche, im Tempel Christi. Der heilige Geist predigt ihm aus allen Kreaturen. Alles, was er ansiehet, da siehet er einen Prediger Gottes. Hie wird der Spötter sagen, ich verachte die steinerne Kirche, da die Gemeine zusammenkommt. Da sage ich nein zu. Ein rechter Christ bringet seine heilige Kirche mit in die Gemeine. Sein Herz ist die wahre Kirche, da man soll Gottesdienst pflegen. — Der Heilige thut heilige Werke aus der heiligen Kraft seines Gemüthes. — Der Weg zur Liebe Gottes ist der Welt eine Thorheit, aber den Kindern Gottes eine Weisheit. — Ein Christ hat keine Sekte; er kann mitten unter den Sekten wohnen, auch in ihrem Gottesdienst erscheinen, und hängt doch keiner Sekte an. Er hat nur eine einige Wissenschaft, die ist Christus in ihm." —

Diese Lichtseiten in der Theosophie Böhmens, den auch der große Leibnitz schätzte, und G. Arnold in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte rücksichtlich der Theologie rechtfertigte, hat man in neuern Zeiten erkannt und zu würdigen angefangen, und selbst einige Philosophen haben ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Namentlich hat dieß Hegel in seiner Geschichte der Philosophie gethan, und an einem andern Orte folgendes gewichtige Urtheil über Böhme gefällt: „Diesem gewaltigen Geiste ist mit Recht der Name philosophus teutonicus zugelegt worden: er hat den Gehalt der Religion zur allgemeinen Idee erweitert, in demselben die höchsten Probleme der Vernunft concipirt und Geist und Natur in ihren bestimmten Sphären und Gestaltungen darin zu fassen gesucht, indem er zur Grundlage nahm, daß nach dem Ebenbilde Gottes, — freilich keines anderen als des dreieinigen — der Geist des Menschen und alle Dinge geschaffen sind." —

Noch sind folgende empfehlenswerthe Bücher über Böhme und seine Schriften zu erwähnen: „Jakob Böhme, ein biographischer Versuch." (Pirna bei Arnold, 1801). „J. G. Rätze Blumenlese aus Jakob Böhmens Schriften. Nebst der Geschichte seines Lebens und seiner Schicksale." (Leipzig bei Hartmann, 1819.) „Jakob Böhme, ein biographischer Denkstein von Baron de la Motte Fouqué" (Greiz, Henning, 1831.) — „Jakob Böhmes sämmtliche Werke" herausgegeben von K. W. Schiebler. (1 B. Lpzg. Barth, 1831. II. Bd. 1832. III. Bd. 1841.) Bei der Anzeige des I. Bds. hat Wolfg. Menzel in seinem Literaturblatt, 1832. Aug. Nr. 79. eine Skizze von Böhmens System zu geben versucht. — Dr. W. L. Wullen: Jakob Böhmens Leben und Lehre." (Stuttgart bei Liesching, 1836). Derselbe „Blüthen aus Jakob Böhmens Mystik." (Stuttgart bei Cotta, 1840.)

M.

Kurze Geschichte des meißnischen Bergbaues und seiner Technik.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun mit wenigen, gemeinfaßlichen Zügen die Art und Weise der Verschmelzung der Silbererze andeuten, wobei wir Gelegenheit finden werden, auf die Einführung der Amalgamation einen Blick zu werfen, und damit den gegenwärtigen Abriß der Geschichte des meißnischen Bergbaues beschließen.

Sobald die Silbererze roh, wie sie auf die Hütte gebracht werden, ohne solche vorher zu rösten, mit einem Zusatze von leichtflüssigen Schlacken und Kiesen gemengt worden sind, um das in selbigen zerstreute Silber zu koncentriren, wobei bekanntlich der in dieser Mischung vorhandene Schwefel die darin befindlichen Metalle auflöset und in Fluß bringt; so bezeichnet man dieses Geschäft mit dem Namen der Roharbeit, das aus den ihrer specifischen Schwere wegen sich niedergeschlagenen Metallen erlangte Produkt aber mit dem Namen Rohstein. Da man dem Rohsteine wegen der gleichzeitigen Anreicherung der von ihm fallenden zähen und unnutzbaren Schlacken im Zentner nicht mehr als 5 Loth Silbergehalt zu geben vermag; so kann man den vorher gerösteten, später sodann entweder für sich allein noch einmal durchsetzen, oder ihm reichere Erze zuschlagen, was man die Anreicher-Arbeit nennt, welcher man in Sachsen den Vorzug giebt. Man mischt denselben bei dieser Gelegenheit mit sechs- bis eilflöthigen dürren, d. h. solchen Erzen, welche wenig oder gar keine Kiese und Blei bei sich führen. Das daraus erlangte Produkt nennt man Anreicherstein, welcher höchstens 14 Loth Silbergehalt haben darf, und zwar aus voriger Vorsicht, damit nicht noch ein ansehnlicherer Theil des Silbers in den Rohschlacken verloren gehe, als der gewöhnliche, den man nicht verhindern kann.

Jetzt beginnt die Bleiarbeit, bei welcher das Silber aus den Erzen und dem gerösteten Roh- und Anreichersteine, mittelst eines Zusatzes von bleiischen Produkten und Bleiglänzen, als Heerd und Glätte in das Blei gebracht wird. Die hierbei zu verwendenden dürren Erze halten insgesammt über 11 Loth Silber. Von dieser Arbeit fallen als Produkte: Werkblei, Bleistein, Bleischlacke und Gekräz ab. Um das in solchen nunmehr befindliche Silber auszuziehen, und, so viel als möglich, rein zu erhalten, bedient man sich der Abtreibe-Arbeit, bei welcher alles Blei sich in Glätte verwandelt, und ist dieß dahin, so blickt das Silber, ein Moment, der so schnell verschwindet, als unerwartet erscheint, der Silberblick genannt; daher mit ihm auch des Lebens reinste Blüthen nicht unpassend verglichen werden. Das Ergebniß davon ist der Silberkuchen. (Beschluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Berggießhübel. 2) Johann Georg I. 3) Das Blaufarbenwerk zu Oberschlema.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



I. 15 — Nach d. Natur gez. von C. W. Arldt, lith. von C. Müller. — B III.

Das Blaufarbenwerk zu Oberschlema

bei Schneeberg.



Nach d. Natur gez. v. Bürger, Lith. v. Carl Müller

Eilenburg.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 19. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Eilenburg.

Burg und Stadt sind sehr alt, ob sich gleich die Zeit ihrer Entstehung nicht mit Bestimmtheit nachweisen läßt. Einige Chronikenschreiber leiten den Namen der Burg — in Urkunden: Ilburg, Ilenburk ꝛc., — von ihrem angeblichen Erbauer, dem Römer Julius Cäsar ab. Wahrscheinlich jedoch ist die Burg deutschen Ursprungs, wenn auch die gewöhnliche Erklärung des Namens: „ili uf de Burg!" nicht die richtige wäre. Noch Andere wollten lieber Eulenburg schreiben, weil sie dabei an das alte Wort Hile, d. i. Eule dachten.

Zu der Zeit, wo die Sorben hier wohnten und die Gegend umher den Gau „Quesici" nannten, baueten sie, fast auf der Stelle der jetzigen Stadt, einen Ort, welchem sie den Namen Buckowitz (Gottes Grund) beilegten, weil sie in der Nähe einem ihrer Götzen opferten. Weiter hinab am Flusse lag ihre Hauptveste Grunow (Gruna), welche 927, nach einer zwanzigtägigen Belagerung, von Kaiser Heinrich I. gänzlich zerstört wurde. Dieser Kaiser verlieh nun dem Dorfe Buckowitz 930 das Stadtrecht, und vielleicht wurde damals der Grund zur Burg gelegt, um von derselben aus die noch nicht ganz überwältigten Wenden im Zaume zu halten. — Die Treulosigkeit, mit welcher 940 Kaiser Otto I. 30 wendische Fürsten, die er gastlich aufgenommen hatte, überfallen und tödten ließ, veranlaßte eine Empörung der benachbarten Wenden und, in Folge derselben, auch die Zerstörung der Veste Ileburg. — Um 969 wurde die eilenburger Pflege zu einer Grafschaft erhoben, und dem Grafen Bio von Merseburg übergeben. Später war Eilenburg im Besitze des Burggrafen Friedrich von Meißen, welcher das Schloß wieder aufbauete und bei demselben eine Kapelle gründete. Als Friedrich 1017 starb, fiel die Grafschaft Eilenburg an seinen Neffen Dietrich I., Markgrafen von Landsberg, der sie auf seinen Sohn Dedo vererbte. Dessen Sohn und Nachfolger, Heinrich der Aeltere, Markgraf von Meißen und der Lausitz, hinterließ bei seinem Tode (1103) eine schwangere Gemahlinn, die einen Prinzen, Heinrich den Jüngern, gebar. Mit ihm (s. Sax. Bd. II. S. 9.) erlosch die ältere Linie jener Dynastie, und die Grafschaft Eilenburg kam an den Markgrafen Konrad den Großen.

Seit dem 14. Jahrh. gab es wieder besondere Herren von Eilenburg, welche Stadt und Schloß von der Krone Böhmen als Afterlehen, das dazu gehörige Land aber von den Markgrafen zu Meißen als Lehen empfingen. Nach dem Wechsel mehrer Besitzer kam sie 1395 wieder an Meißen und ward in ein Amt verwandelt.

Als die Brüder Ernst und Albert sich 1485 zur Ländertheilung entschlossen, kam Eilenburg zum thüringischen Theile und also unter Ernsts Regierung, welcher es dem Kurkreise einverleibte. — Durch einen besondern Vertrag vom 11. Juni 1547 trat der unglückliche Johann Friedrich mit mehrern Aemtern auch das Amt Eilenburg an den Kurfürsten Moritz ab. Damals wurde das Amt Eilenburg zum leipziger Kreise geschlagen. Es blieb bei der albertinischen Linie bis zur bekannten Katastrophe des Jahres 1815. Jetzt gehört die Stadt zum delitzscher Kreise des Regierungsbezirkes Merseburg.

Nach dieser kurzen Uebersicht der Veränderungen, welche Eilenburg in Bezug auf seine Besitzer erfahren hat, heben wir noch das Merkwürdigste aus der Geschichte des Schlosses und der Stadt hervor. Wegen einer Feuersbrunst, welche 1413 einen großen Theil der Stadt eingeäschert hatte, erließ Friedrich der Streitbare den Bürgern auf 3 Jahre alle Abgaben. Doch war an ein baldiges Wiederaufkommen der städtischen Nahrung um so weniger zu denken, da 1432 die wilden Schaaren des Procopius auch bis in diese Gegend vordrangen, Eilenburg in Brand steckten und viele Dörfer umher verheerten, deren Namen jetzt nur noch als wüste Marken fortleben. Desto friedlicher vergingen die nächstfolgenden Jahre, so daß sich die Stadt zu einem bedeutenden Wohlstande erheben konnte, was die vielen, in dieser Zeit vorgenommenen Bauten genugsam bezeugen.

Wie anderwärts, so verursachte auch hier die Reformation nicht geringe Bewegungen. Schon im November 1520 kam Luther auf besondere Veranlassung nach Eilenburg. Der hier krank liegende Dr. Heinrich Schmidberg, Administrator des Stiftes Naumburg, begehrte nämlich Luthers geistlichen Zuspruch; ungeachtet nun dieser sich eiligst hierher verfügte, fand er Schmidbergen schon verblichen. Der große Reformator benutzte indessen diese Gelegenheit, sich mit dem geh. Rath v. Feilitzsch über Einführung der Reformation in Eilenburg zu besprechen. — Luther schickte in der Folge den Augustiner Gabriel Didymus hierher, der am 1. Januar 1521 auf dem Rathhaussaale die erste evangelische Predigt hielt, und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte. Gleichwohl fand die reine Lehre manchen Widerstand durch die Mönche. Zwar wurde 1522 der erste evangelische Prediger, M. Andreas Kaugisdorf (Kaurdorf) angestellt, doch behaupteten sich die frühern katholischen Geistlichen noch bis zum Jahre 1525 im Genusse ihrer Einkünfte. Luther führte ihn selbst in sein neues Amt ein, und hielt bei dieser Gelegenheit, im Beisein des Herzogs Johann Friedrich, eine Predigt in der Bergkirche.

Am Pfingstdienstage des Jahres 1535 wurde die Stadt abermals durch eine große Feuersbrunst zerstört: die Pfarrkirche, das Rathhaus, der Marstall und 99 Häuser lagen in Asche. Aus der Nähe und

Ferne gingen reichliche Beiträge für die Abgebrannten ein, und der Kurfürst Johann Friedrich erließ nicht blos auf 3 Jahre die Steuern, sondern schenkte auch das ganze Bauholz. — Auch während des schmalkaldischen Krieges blieb Eilenburg nicht verschont; namentlich mußte es vom 1. bis 11. November 1546 eine Belagerung durch den Herzog Moritz aushalten und diesen bald nachher als Landesherrn anerkennen.

Traurig war die Zeit des 30jährigen Krieges. Im September 1631 floh hierher, am Abende der Schlacht bei Breitenfeld, Kurfürst Johann Georg I., welcher dieselbe verloren glaubte. Der Siegesbote folgte ihm fast auf dem Fuße nach, und den Tag nachher ließ der Kurfürst in den Kirchen der Stadt das „Te deum“ anstimmen. Nach der Schlacht wurden viele hundert gefangene und verwundete Krieger in der Stadt untergebracht; der schwedische Obrist Teufel und der gefangene Herzog Adolf von Holstein starben hier an ihren Wunden. Im folgenden Jahre (21. Okt.) wurde die Stadt vom kaiserlichen Generale von Breda geplündert und überdieß eine Kontribution von 2000 Gulden erhoben. Doch auch die damals noch befreundeten Schweden zeigten sich nicht immer als Freunde; selbst die 4000 Mann, welche Gustav Adolfs Leiche (am 26. Novbr.) durch die Stadt geleiteten, erlaubten sich Mißhandlungen der Bürger. Die meisten Einwohner, der vielen Bedrückungen müde, flüchteten nach Wittenberg, und kaum 50 Bürger blieben zurück. Das Jahr 1634 hatte für Sachsen unter besseren Aussichten begonnen, und die Flüchtlinge kehrten an den heimathlichen Heerd zurück. Aber nur von kurzer Dauer war die erwünschte Ruhe! — Die Schweden waren jetzt des Kurfürsten Feinde geworden; auch Eilenburg empfand ihre eiserne Faust. Am 3. Januar 1637 wurden die Sachsen bei Eilenburg geschlagen; die Schweden, unter Banner und Stahlhantzsch, besetzten die Stadt und der Obristlieutenant Oesterling erpreßte 20,000 Fl. Das Anzünden der Stadt wurde nur durch die Fürbitte des Archidiaconus Rinkart glücklich abgewendet. Dieser fromme Mann, eines Böttichers Sohn aus Eilenburg (geb. den 25. April 1580, gestorben den 8. Decbr. 1649), — als Dichter und Komponist des klassisch gewordenen Liedes: „Nun danket alle Gott“ rc. bekannt — war jetzt der Schutzengel seiner Vaterstadt. Der Superintendent Dr. Leyser war geflüchtet, die übrigen Prediger als Opfer der Pest gefallen; ihn allein verschonte die Seuche, und von den 8000 an der Pest Gestorbenen begleitete er selbst, innerhalb vier Monaten, 4480 zu Grabe. — Er theilte willig Hab' und Gut mit den Armen und litt selbst Mangel.

Bald rückten kaiserliche Truppen in die Stadt, die den Bürgern nicht weniger zur Last fielen, und unter Anderem auch 50,000 Hopfenstangen beim Wachtfeuer verbrannten. Mit bangen Herzen sahen die verarmten Einwohner dem Jahre 1639 entgegen, wo die Schweden wieder in Sachsen Fuß faßten. Im Februar wurde die Stadt vom schwedischen Obristen Derfflinger genommen, der eine Summe von 30,000 Thlr. forderte, welche innerhalb 3 Tagen aufgebracht werden sollte. Rinkart versuchte es, den rauhen Krieger zur Ermäßigung dieser Summe zu bewegen. Umsonst! er ward abgewiesen, und sprach betrübt, doch nicht muthlos, zu der vor dem Hause harrenden Bürgerschaft: „Kommt her, ihr lieben Kirchkinder! Wir haben bei den Menschen kein Gehör und Gnade mehr; wir wollen mit Gott reden.“ Er ließ die Betglocke lauten, ging mit ihnen zur Kirche, und sein frommes Gebet erhob dort die bekümmerten Herzen. Doch auch Derfflingers Herz ward bewegt; er begnügte sich mit 8000 Thlr., die mit Mühe aufgebracht wurden. Das war Rinkarts Werk, und doch ging es ihm, wie vielen Menschenfreunden: seine Zeitgenossen lohnten ihm mit Undank.

Noch waren die Drangsale nicht zu Ende; die Stadt wurde abwechselnd von schwedischen und kaiserlichen, ja sogar von sächsischen Truppen ausgeplündert. Desto größer war die Freude der Bürger, als am 18. Februar 1646 sächsische und schwedische Abgeordnete hier eintrafen, und am 3. April der frühere Waffenstillstand bis zum Frieden verlängert wurde. Die Kantorei brachte den 4 Bevollmächtigten eine Abendmusik, und der Stadtrath beschenkte jeden derselben mit 50 Thaler. —

Mit dem Ausbruche des 7jährigen Krieges begannen für die Stadt neue Drangsale. So nahmen die Oesterreicher (15. Oct. 1759) den Bürgermeister Canitz, einen 80jährigen Greis, mit sich fort, weil die von ihnen geforderte Brandschatzung nicht sogleich aufgebracht werden konnte. Der alte Mann wurde im folgenden Jahre (Jan. 1760) mit 5000 Thlr. ausgelöst; doch überlebte der hartgeprüfte Greis seine Befreiung nur wenige Tage. Mehr noch litt die Stadt im Januar 1761, wo die Preußen binnen 8 Tagen 25,000 Thlr. von ihr erpreßten. Im folgenden Jahre überließen die unglücklichen Bürger ihre Häuser dem plündernden Feinde, und vom 11. Jan. bis zum 18. April 1762 war die Stadt fast menschenleer. Selbst nach dem Abschlusse des Friedens noch wurde die verarmte Stadt durch die vom 11. Februar bis zum 4. März 1763 anhaltenden Durchmärsche der preußischen Truppeu hart gedrückt. —

Die Drangsale des letzten Krieges sind noch in zu frischem Andenken; wir übergehen sie gern, und erwähnen nur, daß Napoleon selbst vom 9. bis 11. Oktober 1813 hier sein Hauptquartier hatte.

Merkwürdig ist Eilenburg als der Geburtsort mehrerer berühmter Männer, namentlich des 1839 zu Dresden verstorbenen Hof- und Medicinalraths Dr. Friedrich Ludwig Kreysig, dessen Lebensgeschichte nächstens folgen wird, so wie als Sterbeort des bekannten Satirikers Liscov (den 30. Okt. 1760).

Eilenburg liegt 343 Fuß über dem Meere auf einer großen, durch den Hauptarm der Mulde und den Mühlgraben gebildeten Insel, an der Straße von Leipzig nach Frankfurt a. d. Oder, 3 Meilen nordöstlich von Leipzig und ostsüdöstlich von Delitzsch entfernt. Es zählt 650 Häuser mit 7699 Einwohnern. Auf einem steilen Hügel, westlich von der Stadt durch den Mühlgraben von ihr getrennt, erhebt sich das landesherrliche Schloß. Es war sonst stark befestiget, und Theile der früheren Festungsmauern stehen auch jetzt noch. Seine beiden Thürme sind noch gut erhalten. Von der alten, im 10. Jahrhunderte gegründeten, Burg finden sich noch Spuren nach dem Thale hin; dort schaut die Ruine eines dritten Thurmes über das Gebüsch hinweg. Lange Zeit war das Schloß Sitz des Amtes und von 1518 bis gegen 1700

der kurfürstlichen Amtshauptleute; jetzt ist das Kriminalgericht dorthin verlegt und ein Theil zu Gefängnissen eingerichtet worden. In seiner Nähe hat man Urnen und Menschengebeine gefunden. Von dem Burgberge herab überblickt man die ganze Stadt und einen Theil des lieblichen Muldenthales; in der Ferne sieht man die wurzener Thürme; auch Torgau zeigt sich bei hellem Himmel hinter den dunklen Waldungen. Unweit des Schlosses und mit ihm fast auf gleicher Höhe steht die Bergkirche, die im Jahre 999 vom Burggrafen Friedrich erbaut worden ist. Sie war ursprünglich nur eine Burgkapelle, dem h. Petrus geweiht, hat aber jetzt ihre eigene Parochie, und einen besonderen Gottesacker. Unter ihr sind mehre Grüfte; in einer derselben liegt ein Wohlthäter der Kirche begraben, Philipp Ernst Graf von Mansfeld, der als kurfürstlicher Amtshauptmann auf dem Schlosse wohnte.

Die diesseits des Mühlgrabens liegenden Gemeinden bilden eine besondere Vorstadt, die wohl auch Berg vor Eilenburg genannt wird.

Ueber den Mühlgraben führen die nur hölzerne Hauptbrücke, 2 Mühlenbrücken und die Röhrenbrücke zur eigentlichen Stadt. Sie war schon von Otto dem Reichen mit starken Mauern befestigt und sogar später mit einem doppelten Wallgraben umgeben worden. Jetzt hat sie dieß kriegerische Ansehen verloren; Wohnungen friedlicher Bürger stehen auf der Stelle der alten Mauern, Obstbäume grünen auf dem Walle, und die Gräben fangen allmälig an, sich in freundliche Gärten zu verwandeln. Auch die alten, mit Thürmen überbaueten Thore sind verschwunden. Durch die leipziger Straße gelangt man auf den Markt, wo sogleich das Rathhaus in die Augen fällt. Es wurde 1521 erbauet, brannte 1535 ab, stand jedoch 1544 größer und schöner aus der Asche wieder auf; 1684 wurde es mit einem neuen Thurme und einer Uhr geschmückt. Hinter dem Rathhause steht die Stadtkirche zu St. Nicolaus. Schon Graf Bio legte hier 970 den Grundstein zu einer Kapelle, die von seinem Enkel, dem Burggrafen Friedrich, 1007 erweitert wurde. Einen größern Umfang gewann sie unter Konrad, brannte jedoch 1435 ab. Nur langsam konnte sie wieder aufgebaut werden; erst 1496 erhielt sie einen Thurm, 1499 eine Glocke, 1502 eine Orgel. Damals besaß sie ein wunderthätiges Marienbild, zu welchem viel gewallfahrtet wurde. 1535 wurde sie abermals durch Feuer zerstört, und auch dieß Mal vergingen viele Jahre, ehe sie wieder völlig hergestellt werden konnte. Der zu leicht gebaute Thurm mußte 1672 abgetragen werden; ein neuer wurde mit dem bedeutenden Aufwande von mehr als 2660 Gulden aufgebauet. Gleichwohl wurde 1683 wieder eine namhafte Summe zur Verschönerung der Kirche verwendet. Neben ihr ruhen die Gebeine des frommen Rinkart. Die Stadt hat eine Knaben- und eine Mädchenschule, welche seit 1820 sich im ehemaligen Rathsmarstall befindet. Unter den öffentlichen Gebäuden innerhalb der Stadt erwähnen wir noch das, mit dem Marstalle zugleich im Jahre 1549 erbauete, Stadtmagazin (Raths-, Korn- und Zeughaus) und das schöne erst 1819 errichtete Kommunbrauhaus; außerhalb derselben das neue Schießhaus seit 1835 ꝛc. Sehenswerth ist auch der eine Viertelstunde entfernte Stein- und Brückendamm, der von 1558 bis 1585 unter Leitung des Rathsbaumeisters Rinkart angelegt wurde. Ohne diesen Damm würde die Stadt bei großen Wasserfluthen von jedem Verkehre nach Morgen hin abgeschnitten sein. Von solchen Ueberschwemmungen aber ist Eilenburg sehr oft, (namentlich 1434, 1565, 1572, 1661, 1694, 1771 und 1784) heimgesucht worden.

Unter den Handwerken, die in der Stadt Eilenburg betrieben werden, ist vorzüglich das der Schuhmacher im Gange, von welchen es hier über 100 Meister giebt. Der Weinbau war in frühern Zeiten bedeutend; jetzt hat man fast alle Weinberge eingehen lassen und sich desto sorgfältiger mit dem Gartenbaue beschäftigt. Auch die Bierbrauerei war sonst schwunghafter. Markgraf Wilhelm erklärte 1395 die hiesigen Biere für die besten im Lande. 1528 wurde für die Stadt eine Brauordnung entworfen, die man 1555 erneuerte. Im Jahre 1525 ließ man, auf Veranlassung des Bürgermeisters Cuno, den ersten Bergkeller für Lagerbier anlegen. Seit 1609 fing man an, auch Hopfen zu bauen, der bald in guten Ruf kam. Die Hopfengärten litten jedoch durch Wasserfluthen und sind jetzt ganz eingegangen; auch die Bergkeller stehen fast leer.

Am wichtigsten für Eilenburg sind jetzt seine Fabriken, die bedeutende Geschäfte machen. Es giebt hier 3 Kattunfabriken (Bodemer, Ehrenberg, Steinmetz), eine Barchent- und Piqueefabrik (Mitscherlich), eine Strumpffabrik (Prenzel), eine Compositions-Schnallenfabrik, eine Wachsbleiche ꝛc. Ueberdieß hat die Stadt 3 Mühlen, 2 Schneide-, 1 Oel- und 1 Walkmühle. Sie hält 2 Jahrmärkte und erfreut sich eines lebhaften Transitohandels. Auch ist sie der Sitz eines Inquisitoriats, eines Gerichtsamtes, einer Superintendentur, eines Postamtes und eines königl. Steueramtes.

In den Waldungen, die sich sonst bis nahe an die Stadt zogen, gab es einst viel Wild, und die Landesfürsten haben hier mehrmals große Jagden veranstaltet, z. B. 1587, 1589, 1601. — Die Fischerei ist noch jetzt bedeutend, wiewohl früher die vielen stehenden Gewässer der Umgegend noch mehr Ausbeute gaben. Selbst Biber und Fischottern wurden hier gefangen, so daß ein besonderer kurfürstlicher Biberfänger angestellt war. — Die Viehzucht ist noch immer einträglich; denn grasreiche Wiesen dehnen sich an der Mulde hin und umziehen die Stadt selbst, wie mit einem grünen Kranze.

Die schönste Ansicht der Stadt mit dem Schlosse hat man von Osten aus, auf mehren Standpunkten der nach Torgau führenden Straße, wo die Muldenbrücke den Vordergrund bildet, und im Hintergrunde das Schloß mit seinen Thürmen, gleich einem schützenden Genius, über der Stadt sich erhebt. Auch von den nach Mitternacht liegenden Wiesen bietet die Stadt einen freundlichen Prospekt, wo dann der Schloßberg mit der Ruine zur Rechten erscheint.

K—sch.

Wendisch- oder Windischleuba,

im sogenannten Osterlande des Herzogthums Altenburg, wendischen Ursprungs, wie schon der Name

andeutet, welcher so viel als das wendische Tiefenhain heißt, liegt 1 Stunde von Altenburg, an der dresdener Straße und dem linken Ufer der Pleiße, in einer anmuthigen Gegend, und begreift 2 Rittergüter mit einer Schäferei, einer Ziegelei und starker Fischerei, einem Gasthof und einer Mühle. In der Nähe sind Porphyr- und Sandsteinbrüche. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 400, und sie haben eine ansehnliche Kirche.

Das mit Wasser stark umgebene Hauptgut ist ein Besitzthum, wie der Polhof in Altenburg, des königl. sächsischen Staatsministers Bernhard August von Lindenau, dessen viele und große Verdienste seit 1827, wo er in den königl. sächs. Staatsdienst trat, eben so allgemein bekannt sind, als sie dankbar anerkannt werden. Das Schloß hat eine alterthümliche Bauart und ist rings von Wasser umgeben. Einige Thürme nebst einem Theile der Wallmauer sind vor einigen Jahren abgetragen worden.

Das Bad und Bergstädtchen Berggießhübel.

(Beschluß.)

Es wird hier sehr geschätzter Kupfer- und Eisenvitriol, auch Alaun und Englisch-Roth gewonnen. Nur wenige Minuten weiter ist der „Gang zum Eisenhammer" zu der gräflich einsiedelschen Eisenhütte, einem stattlichen Hohofenwerke mit eisernem Cylindergebläse, welches durch erwärmte Luft betrieben wird. Es ist seit etlichen Jahren eingeweiht und liefert mehr, als alle die 13 ehemaligen Gußhütten hier herum, von denen Gießhübel den Namen hat, zuletzt an 6000 Ctr., besonders Gasröhren, Ofenplatten, neuerlich auch, wie ehedem hier, Kanonenkugeln. Bei dem gegenwärtigen Hüttenverwalter kann man auch die schönsten Mineralien dieses Bergreviers in Augenschein nehmen: Buntkupfererz, Kupferlasur, Kupfermalachit, Kupferglaserz, Weißbleierz mit Krystallen, Rubinglimmer, Magnetkrystalle, krystallisirte grüne Granaten. Wer noch eine Stunde Muße hat, könnte auch in dem dort ganz nahen Zwieselerbstollen, der seit 16 Jahren das ganze Gebirge aufschließen soll, ganz bequem eine halbe Stunde darunter, zwischen vierzig der verschiedensten Lagerstätten von Flötzen, hindurchgehen und die Wunder dieser unterirdischen Schöpfung besehen. Der gießhübler Bergbau auf Kupfer, Eisen, Silberbleierz mag übrigens ein halbes Jahrtausend zurückreichen, war aber vor zwanzig Jahren so ganz verfallen, daß nur noch ein Mann, und der nicht ununterbrochen, fortarbeitete. Das hiesige Bergamt war schon 1783 mit Altenberg vereinigt. Seit 1818 aber ist auf mehrfachem Fund eines verdienten Obersteigers durch die gräfl. einsiedelsche Hütten-Administration der Eisenbergbau wieder aufgebracht, und wird neuerlich auch neben jenem königl. Erbstollen durch Gruben des Herrn v. Burgk wieder lebhafter betrieben, so daß nun wieder an 80 Mann und doppelte Schicht verfahren. Weßhalb auch von Johannis 1841 an die Bergpredigt mit Bergaufzug wieder hier gehalten werden soll. Ein besonderer Bergaufzug findet auch noch an jedem Reformationsfeste Statt, und eine feierliche Mettenpredigt am letzten Abende des Jahres.

Noch haben wir, wenigstens Einiges, von dem Bade selber zu berichten, das mit dem Bergbau der Analyse nach zusammenhängt. Der Johann-Georgenbrunnen, schon seit 1717 im Gebrauch, ist das Wasser eines verbrochenen Joh.-Georgenstollens, unweit oberhalb Eisenhütte. Der noch stärkere Augustusquell, der diesem beigemischt wird, ist neben dem Badehause am Wehr der Gottleube, und ward 1818 entdeckt. Der Friedrichs- oder Sauerbrunnen ward seit 1722 in starken Flaschen versendet, und ist dieß Jahr frisch gefaßt. Auch der Schwefelbrunnen nahe unter Eisenhütte soll wieder gefaßt werden. Von den ehemaligen Wirkungen des Bades berichtet eine ausführliche gelehrte Schrift: Berggiesshuibelium redivivum von Dr. Henckel 1729. Und das ihm beigegebene lateinische Gedicht bezeugt:

Siechende sah ich, so matt! kaum trugen die Kniee sich selber!
Doch das ersehnte Heil brachte der geistige Quell.
Nicht ist's Noth, erst Brunnen zu suchen in fremderen Landen,
Wenn uns das heimische Land bannet das schmerzliche Leid.
Bietet doch mütterlich hier die Natur den gedoppelten Balsam:
Quellen voll Geistes zu Trank, Bäder, auch fernhin genannt.

Es haben sich in der That diese Bäder neuerlich oft heilsam und stärkend erwiesen, besonders gegen Nerven- und Gichtleiden, wozu die gesunde, stärkende Lage des Orts und das kräftige Aroma seiner Wälder auch mitwirkt. Allein eben „die Brunnen in fremden Landen," besonders das nahe Teplitz haben freilich, wie alle die inländischen, so auch dieß Bad, dessen Gäste sonst auf den Dörfern umher wohnen mußten, von Jahr zu Jahr einsamer gemacht. Doch kehren Manche, wie der Schriftsteller Rochlitz, zu Stärkung und Naturgenuß gern wieder. Für solchen längeren Aufenthalt machen wir noch auf eine Reihe naher und etwas entfernteter Naturpartien aufmerksam. Die unbeschwerlichsten sind die in das Wieselthal, das den Schweizermatten sehr ähnlich ist; von da durch den wild romantischen Grund zu dem bekannten hennersdorfer Wasserfall. Das Friedrichsthal mit seinem Walde, und von da durch Birkengänge zu den Felsenbrücken mit den lieblichsten Durchsichten, und von dort oben noch etliche Minuten hin zu der gersdorfer Ruine mit ihrer Fernsicht. Sehr nahe und unbeschwerlich ist der Weg oberhalb des Städtchens von der teplitzer Landstraße seitwärts zu dem Elbpanorama, von welchem Alleen zu anderen Anlagen hinab und mitten in den Poetengang führen. Ein ähnliches Panorama bietet jener Hochstein dar, unter dem die Magnetgewölbe hingehen, steil über dem unteren Städtchen. Von ihm hat jener lateinische Dichter noch gesungen:

„Unter den Bergen umher ragt droben in freundlicher Hoheit
Jenes Felsengestein, würdig das Hohe benannt.
Hier dem Himmel wie nah! — hier schau ich mit freierem Blicke
Ueber das Irdische hin, sorglos zur Heimath hinab —
Schaue die fernen Städte, die Schlösser voll Waffen und Kummer *),
Wende zur lieben Natur gerne das Auge zurück."

Ganz nahe malerische Ansichten hat man noch von dem Rundsitz am Pulverthürmchen und an der räthselhaften Prinzessinnsäule; von den zerklüfteten Wänden hinter dem Nonnenkloster Dirnenhof; von dem Laubgange der Karlsleithe und oberhalb Giesenstein, und von den

*) Königstein und Sonnenstein.

Nach d. Natur gez. v. C.W. Arldt. lith. v. C. Müller

Schloss Wendischleuba.

Schirmfelsen oder Flachskammern, einer Reihe Sandsteinfelsen, dem Bielgrunde etwas ähnlich, und von dort nicht mehr fern von dem Eichberg, dem höchsten und lieblichsten Panorama der Umgegend. Nachbarliche Naturpartien sind, nur eine Stunde fern, außer dem Wasserfall, noch der vulkanähnliche cottaer Spitzberg, die ottendorfer Höhe mit dem nahen Baargrunde, das gottleuber und hartmannsbacher Thal. Etwas entfernter noch ist der Oelsengrund und weiterhin der Sattelberg mit seinen Basaltkegeln; der Gränzort Hellendorf und weiterhin der nollendorfer Berg; die Kalk-, früher Marmorbrüche bei Borna und weiterhin Liebstadt mit seinem Kukuksstein; das rothwernsdorfer Thal mit dem Kegel- oder Bernhardsstein. Zwei Stunden fern der Königsstein; ebenso der Bielgrund und weiterhin der Schneeberg. Die Höhen dieser nachbarlichen Naturpartien hat man hier fast allenthalben täglich vor Augen. Diese noch unvollständigen Andeutungen reichen wenigstens hin, Naturfreunde auf das freundliche Berggießhübel, das noch zur sächsischen Schweiz gehört, übrigens noch viel milder liegt, als man in der Ferne davon glaubt, aufmerksam zu machen. Botanikern, Mineralogen und Malern ist es ohnedieß bekannt. M. U.

Johann Georg I.,

Kurfürst von Sachsen.

(Fortsetzung.)

In seinem 16. Lebensjahre trat Johann Georg, ohne daß sein ältester Bruder Christian II. davon Kenntniß erhielt, jedoch mit Genehmigung seiner Mutter, der Kurfürstinn Sophie und seines Vormunds, des Herzogs Friedrich Wilhelm, am 16. Jan. 1601 in Begleitung Rudolfs von Vitzthum und eines Leibpagen Christoph Rudolf aus dem Winkel, denen sich, auf höheren Befehl, Georg von Nißmitz zu Saalfeld beigesellte, eine Reise nach Italien an. Der Weg führte sie über Nürnberg, Augsburg, Innsbruck und Triest nach Venedig, von wo aus sie nach Padua, Ferrara und Bologna gingen und am 31. März in Rom ankamen. Auf der Rückreise besuchten sie Siena, Florenz, Verona, Mailand, Mantua und Neapel. Der Zweck dieser Reise war, dem Prinzen eine Kenntniß fremder Länder, Gewohnheiten, Einrichtungen und Gesetze beizubringen; man beobachtete aber während derselben ein so strenges Inkognito, daß der junge Fürst, gleich seinen Begleitern, auf Stroh schlief und sogar in Rom, um nicht erkannt und dem Papst, der ihn zu sprechen wünschte, vorgestellt zu werden, seinem Hofmeister Georg von Nißmitz das Pferd vorführte. Dieß Alles geschah aus Furcht, durch den Umgang mit fremden Religionsverwandten, das Heil der Seele zu verlieren; hätte aber leicht den Verlust des Lebens dieses Fürstensohnes nach sich ziehen können. Denn als er in Mailand auf die Hitze getrunken hatte, und in eine schwere Krankheit verfallen war, versagte ihm der herbeigerufene Arzt seinen Beistand, wenn er sich nicht durch einen Beichtzettel als einen guten Katholiken auszuweisen vermöge, und nur die Hilfe, die ihm der Herzog von Savoyen, der von dem Range des Fremden Kunde erhalten hatte, und ihm seinen Leibarzt zusendete, angedeihen ließ, rettete den Prinzen vom Tode. Die Nachricht von der Krankheit eines sächsischen Fürsten in Italien ward bald überall hin verbreitet und hatte die Folge, daß der Prinz später in Mantua von dem Herzog Gonzaga mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Auch der Papst Clemens VIII. übersendete ihm eine goldene Jubelmünze nebst andern Kostbarkeiten, und beklagte es sehr, keine Gelegenheit gehabt zu haben, ihn nach Stand und Würden bei sich zu empfangen.

Am 9. Dez. 1601 ward die Rückkehr begonnen, und zu Ende des Monats Februar 1602 traf Johann Georg in Dresden ein, von wo aus ihm sein Bruder, Kurfürst Christian II. mit 400 Pferden entgegen kam. Wenn diese Reise, wie sich ein neuerer Schriftsteller ausdrückt, „nichts weiter als ein ritterlich romantisches Reiten in die Welt hinein gewesen war", so nahm sich der junge Fürst, nach seiner Zurückkunft, der Regierung des Landes mit desto größerem Eifer an. Schon im Jahre 1603 ward er Administrator des Stiftes Merseburg, dessen Stände ihm am 9. Mai huldigten, und von 1607 an unterzog er sich den Geschäften des Staates in allen innern und äußern Angelegenheiten desselben; daher er dem Hofprediger Dr. Jakob Weller sagen konnte: „die Re„gierung kam mir nicht schwer an, weil ich „derer schon gewohnt, kam oft zu meinem „Herrn Bruder, wie ein Sekretarius, re„ferirte, was vorgegangen, brachte zu un„terschreiben, und hatte Macht, auch „der Kammer bis auf zehntausend anzu„ordnen."

Am 23. Juni 1611 starb Kurfürst Christian II. im noch nicht vollendeten 28. Jahre seines Alters, auf dem Schlosse zu Dresden. Sein frühzeitiger Tod, die Folge einer Erhitzung, worauf er hastig einen Becher geleert hatte, rief den jüngeren Bruder Johann Georg auf den Thron, und der damalige Kaiser Rudolf II. unterließ nicht, ihm bald nach der am 9. Sept. 1611 geschehenen Huldigung, durch einen außerordentlichen Gesandten, zu diesem Regierungsantritt Glück zu wünschen.

Schon ehe noch Johann Georg seine Laufbahn als Regent begann, lastete auf Deutschland die Schwüle einer gewitterschwangern Zeit, die sich nach Absterben des Kaisers Matthias im Jahre 1619 in furchtbaren Unwettern entladete. Die Reformation hatte Deutschland in zwei Parteien getheilt, und der im Religionsfrieden zu Passau enthaltene geistliche Vorbehalt, welcher jeden von der alten Kirche abtretenden Prälaten oder Geistlichen mit dem Verlust seines Stiftes oder Amtes bedrohte, reichen Stoff zu Beschwerden dargeboten. Bereits 1594 waren verschiedene evangelische Fürsten zu Heilbronn zusammengekommen und hatten 1610 zu Halle in Schwaben, ein förmliches Vertheidigungsbündniß geschlossen, dadurch aber die katholischen Reichsstände zu einem Gegenbunde, der sogenannten heiligen Ligue, veranlaßt. Der Zweck dieser einander feindlich gegenüber stehenden Verbindungen war, evangelischer Seits, den Bedrückungen ein Ziel zu setzen, welche die Protestanten in Deutschland zu erdulden hatten, katholischer Seits aber, die Gewalt der alten Kirche zu vertheidigen und

auszudehnen. An der Spitze der Evangelischen stand der reformirte Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, das Haupt der Katholischen war Herzog Maximilian von Baiern. Kurfürst Christian II. hatte sich, theils aus religiösen, theils aus politischen Gründen, nicht entschließen können, der Union, mit welchem Namen der Bund der Evangelischen in der Geschichte bezeichnet wird, beizutreten, und war noch vor dem Ausbruch des Kampfes zwischen beiden Parteien gestorben; allein als nun, nach dem Tode des Kaisers Matthias, in dem benachbarten Böhmen, wie zwei Jahrhunderte früher nach Hussens schmachvollem Ende, der Sturm von neuem zu toben begann, und die Utraquisten in Böhmen, Mähren, Schlesien und der Lausitz den Kaiser Ferdinand II. aus Furcht, daß dieser, ein Zögling der Jesuiten, die ihnen im Majestätsbriefe Rudolfs II. ertheilten kirchlichen Rechte aufheben möchte, des böhmischen Thrones verlustig erklärten, konnte Johann Georg kein müssiger Zuschauer dieser gefährlichen Bewegungen bleiben.

Die erbitterten Böhmen boten die Krone, deren sie Ferdinand II. beraubt hatten, zuerst dem Kurfürsten von Sachsen, und als Johann Georg, aus weiser Beachtung der Verhältnisse und der Stellung seines Staates gegen Oesterreich und eingedenk seines Grundsatzes: „Ich fürchte Gott, liebe „Gerechtigkeit und ehre meinen Kaiser," diese zweideutige Ehre von sich ablehnte, dem Könige von Dänemark und noch andern Fürsten an — jedoch ohne Erfolg. Hierauf wählten sie den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz; der, weniger bedenklich als Johann Georg und von diesem vergebens abgemahnt, die Krone annahm. Der neue König hatte bei dem bevorstehenden Kriege zwischen ihm und dem Kaiser, auf den Beistand der Union, deren Führer er war, und seines Schwiegervaters, des Königs Jakob I. von England, vorzüglich aber auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen gerechnet; dahingegen Johann Georg anfänglich zwar die Neutralität zu erhalten suchte; jedoch als der Kaiser auf Leistung der in der Erbeinigung zwischen Böhmen und Sachsen festgesetzten Hilfe drang und in Böhmen keine Anordnungen in der Religion vorzunehmen versprach, auf Ferdinands Seite zu treten bestimmt wurde. Wahrscheinlich hatten die Räthe des Kurfürsten, von Schönberg und von Loß, und vielleicht noch mehr sein Hofprediger Dr. Matthias Hoe von Hoenegg, ein geborner Wiener, zu dieser Sinnesänderung ihres Herrn beigetragen. Im Sommer 1620 rückte Johann Georg mit 12,000 Sachsen, die 2000 Wagen und 600 Schanzgräber bei sich hatten, in die Oberlausitz ein, vertrieb den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, der diese Provinz mit 8000 Mann decken sollte, eroberte nach 20tägiger Belagerung die Hauptstadt Bauzen, wo er sich im Namen des Kaisers huldigen ließ, nahm Guben und Lübben in der Niederlausitz und unterwarf dem Kaiser, bis auf Görlitz, das ganze Land. Auch brachte er Schlesien wieder unter kaiserliche Botmäßigkeit. Ueberall, wohin die Sachsen ihre Waffen trugen, versprach Johann Georg den Unterthanen, die freiwillig kaiserliche Befehle annahmen, nicht nur die Gnade Ferdinands, sondern bestätigte auch ihre Religionsfreiheit und übrigen Privilegien. Der Kaiser war zwar damit sehr unzufrieden; allein Johann Georg berief sich auf die ihm ertheilte Vollmacht, und ließ sich in seinem Verfahren nicht stören.

Die Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag enthüllte nur zu bald Ferdinands II. wahre Gesinnungen. Dieser Fürst, auf dessen Gemüth und Denkungsart sein Beichtvater, der Jesuit Lamormain und der päpstliche Legat Carafa einen entschiedenen Einfluß hatten, und der seiner Generalissima, der Jungfrau Maria, jedes Opfer bringen zu müssen wähnte, sprach nicht nur über den unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, der sich zuerst nach Breslau und Berlin, und dann nach Holland flüchtete, eigenmächtig die Reichsacht aus, und gab die eingezogene Oberpfalz und die Kurwürde dem Herzoge Maximilian von Baiern, sondern zerschnitt auch mit eigner Hand den Majestätsbrief Rudolfs II., und ließ die edelsten Männer des Königreichs Böhmen einkerkern und auf dem Blutgerüste sterben. Vergebens verwendete sich Johann Georg bei dem Kaiser für die Genossen seines Glaubens, deren Viele nach Sachsen flohen, wo ihnen die Milde des Kurfürsten einen sichern Aufenthalt nebst freier Ausübung ihrer Religion gewährte, und spätere Eingewanderte sich theils in Dresden und an andern Orten des Landes niederließen, theils das Städtchen Johann-Georgenstadt im sächsischen Erzgebirge anlegten. Ferdinand wußte zwar den Widerspruch Johann Georgs gegen die Achtserklärung Friedrichs V. und die Uebertragung der pfälzischen Kurwürde auf Baiern, dadurch zu beseitigen, daß er ihm 1623 für die von Sachsen auf 7 Millionen Thaler berechneten Kriegskosten, den Besitz der Ober- und Niederlausitz unterpfändlich einräumte und im Jahre 1625 die Anwartschaft auf die Grafschaften Hanau und Schwarzburg, ingleichen den Titel: „Durchlaucht" ertheilte; allein die Spannung zwischen Beiden erneuerte sich, als der Kaiser die 1628 geschehene Wahl des Prinzen August, zweiten Sohnes des Kurfürsten Johann Georg, zum Administrator des Erzstiftes Magdeburg nicht genehmigte, und 1629 das berüchtigte Restitutionsedikt erließ, in Folge dessen alle seit dem Vertrage von Passau eingezogene mittelbare Stifter, Klöster und Kirchengüter den Katholiken zurückgegeben, in die, gegen den geistlichen Vorbehalt, in protestantischen Händen gebliebenen Bisthümer katholische Bischöfe eingesetzt und katholische Reichsstände in ihren Landen das Kirchenwesen auf den vorigen Fuß zurückzuführen berechtigt sein sollten. Johann Georg, welcher den geistlichen Vorbehalt nie anerkannt hatte, machte dem Kaiser gegen diesen Gewaltschritt die nachdrücklichsten Vorstellungen, die er auch nachher, obschon der Kaiser, daß die sächsischen Stifter Meißen, Merseburg und Naumburg-Zeitz von diesem Edikt ausgenommen sein sollten, versprochen hatte, durch eine besondere Gesandtschaft wiederholte. Da indeß der Kaiser nicht darauf achtete, sondern vielmehr mit Vollziehung seines Edikts im südlichen Deutschland begann und seine Soldaten die gröbsten Ausschweifungen dabei verübten, so entschloß sich Johann Georg, ernstere Maßregeln zu ergreifen.

Um den Eingriffen des Kaisers Ferdinand II. in die Freiheit des Reichs und der protestantischen Kirche ein Ziel zu setzen, berief Johann Georg, der das Directorium der Evangelischen führte, die

Stände seines Glaubens nach Leipzig. Hier versammelten sich, unter seinem Vorsitz, der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Weimar und Altenburg, der Landgraf von Hessen-Kassel und die Abgeordneten protestantischer Reichsstädte. Der sächsische Oberhofprediger Dr. Hoe von Hoenegg eröffnete diesen Konvent am 10. Februar 1631 in der Thomaskirche mit einer heftigen Kanzelrede. Gleichzeitig ward von lutherischen und reformirten Theologen ein Colloquium in Leipzig gehalten. Der Zweck jener fürstlichen Zusammenkunft war, den Kaiser durch gemeinschaftliche Vorstellungen zur Zurücknahme des Restitutionsedikts zu bewegen, und wenn diese ohne Erfolg wären, die Gerechtsame des deutschen Reichs und die Freiheit des Glaubens mit gewaffneter Hand zu vertheidigen; durch das theologische Gespräch aber sollte eine Vereinigung der beiden protestantischen Religionsparteien bewirkt werden. Alle diese Berathungen blieben jedoch, da der Kaiser unerschütterlich bei seinem System beharrte, und Johann Georg jede angreifende Stellung gegen Oesterreich zu vermeiden suchte, die Theologen aber ihre einander widersprechenden Ansichten mit Hartnäckigkeit festhielten, nutzlos und der Untergang der politischen und religiösen Freiheiten Deutschlands wäre entschieden gewesen, wenn nicht ein anderes Ereigniß von welthistorischen Folgen, das Erscheinen Gustav Adolfs, Königs von Schweden, auf deutschem Boden, der Sache eine günstigere Wendung gegeben hätte.

Dieser Monarch war schon, ehe der politisch-theologische Konvent in Leipzig Statt fand, am 25. Juni 1630 mit einem Heere von ungefähr 14000 Mann in Pommern an's Land gestiegen und eilte, nachdem er die Truppen des Kaisers aus diesem Herzogthume und der Mark Brandenburg vertrieben, das von dem General Tilly belagerte Magdeburg zu entsetzen; konnte aber diese Absicht, bei der Weigerung der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, ihm freien Durchgang durch ihre Staaten zu gewähren, nicht erreichen. Magdeburgs Fall und der Eintritt Tillys in Sachsen, der von dem Kurfürsten nichts Geringeres, als die Entlassung seiner Armee, oder deren Vereinigung mit der kaiserlichen gegen Schweden verlangte, und außerdem mit der schrecklichsten Verwüstung drohte, bewogen endlich Johann Georg, das Bündniß mit dem Könige von Schweden zu suchen. Gustav Adolf empfing den sächsischen Abgesandten von Arnheim ziemlich kalt und verlangte, als dieser seine Bitte um Beistand wiederholte, daß ihm der Kurfürst nicht nur Wittenberg einräumen, und seinen Truppen einen dreimonatlichen Sold zahlen, sondern auch seinen ältesten Prinzen als Geisel stellen und die Verräther in seinem Ministerium überliefern solle; ließ sich aber zuletzt mit einem monatlichen Sold für sein Heer begnügen und schon Tags darauf, den 1. September 1631, vereinigten sich die Sachsen und Schweden bei Düben. Unterdessen war Tilly immer tiefer in Sachsen eingedrungen, und hatte bereits Leipzig und die Pleißenburg, durch Unterhandlung, in seine Gewalt gebracht, sein Unterfeldherr Pappenheim aber Merseburg genommen. Der König von Schweden und die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen befanden sich zu Torgau, wo großer Kriegsrath gehalten wurde. Johann Georg drang auf eine Hauptschlacht; allein Gustav Adolf äußerte Bedenklichkeiten; gab aber endlich seine Einwilligung dazu. So kam es am 7. September 1631 bei Breitenfeld zu jener ewig denkwürdigen Schlacht, welche dem Zerstörer Magdeburgs den blutigen Lorbeer entriß und sein nie überwundenes Heer zur schimpflichen Flucht nöthigte. Die erste Frucht dieses Sieges war die Wiedereroberung Leipzigs durch die Sachsen und die Befreiung Merseburgs. Das Land sah keinen Feind mehr, und Johann Georg ermangelte nicht, dem schwedischen Monarchen seinen Dank dafür darzubringen. Der Obristlieutenant Hans von der Pforte, welcher bei der Beschießung Leipzigs durch Tilly Kommandant der Stadt war, hatte sich, so gut als möglich, darin vertheidigt; der Hauptmann Vopel aber, der die Besatzung der Pleißenburg befehligte, dieses Schloß am Tage der Schlacht bei Breitenfeld dem Feinde übergeben und sich dadurch schwere Verantwortung bei dem Kurfürsten und die Konfiskation seines Gutes zugezogen. In Halle ward nun zwischen Gustav Adolf und Johann Georg der Operationsplan des Krieges besprochen. Der König brach, in Folge desselben, anstatt durch Böhmen gegen Wien vorzudringen, in die Main- und Rheingegenden auf; den Sachsen aber ward die Eroberung Böhmens überlassen.

Während die Schweden ihre siegreichen Fahnen in Franken ausbreiteten und sich eine Stadt nach der andern unterwarfen, war der sächsische Feldmarschall Arnheim an der Spitze von 16 bis 18,000 Mann durch die Oberlausitz nach Böhmen gegangen. Vergebens hatte der Kaiser, durch den spanischen Gesandten in Wien, dem Kurfürsten einen Separatfrieden angeboten. Die Sachsen fanden, auf ihrem Marsche, weder in der Oberlausitz, noch in Böhmen ernstlichen Widerstand. Schluckenau, Tetschen, Außig und Leitmeritz wurden ohne Schwertstreich genommen. Am 1. November 1631 erschien das sächsische Heer vor Prag. Wallenstein, der hier als Privatmann lebte, hatte sich entfernt und der kaiserliche Obrist Don Marabas sich mit seiner geringen Mannschaft nach Tabor zurückgezogen; Geistlichkeit, Beamte und Adel waren diesem Beispiele gefolgt. Arnheim selbst vermuthete anfänglich Verrath, und beobachtete die größte Vorsicht, bis ihm der Haushofmeister Wallensteins die Aussage der Neugierigen, welche den Sachsen entgegen geströmt waren, daß die Stadt von allen Truppen entblößt sei, bestätigte. Prag öffnete willig seine Thore und von der Bürgerschaft als ihre Befreier begrüßt, hielten die Sachsen am 11. November 1631 ihren triumphirenden Einzug. Den Einwohnern ward Sicherheit ihres Eigenthums und freie Religionsübung versprochen, und nur die Jesuiten, als die Anstifter der bisherigen Verfolgungen, mußten das Land verlassen. Johann Georg kam selbst nach Prag, um die Huldigung seiner Schutzbefohlenen, die dadurch dem Kaiser nicht entfrembet werden sollten, anzunehmen. Nicht nur das kaiserliche Schloß, sondern auch alle Güter Wallensteins wurden von den Sachsen sorgfältig verschont und an dem Pallast des Letzteren zu Prag zu dessen Schutz sogar Wachen aufgestellt.

So schnell indeß die Sachsen Böhmen, bis auf Pilsen, Tabor, Budweiß und einige kleine Städte, erobert hatten, fast eben so schnell verloren sie es auch wieder, nachdem Wallenstein, Herzog von

Friedland von neuem in die Dienste des Kaisers getreten war. Dieser General hatte bereits im April 1632 ein Heer von beinahe 40,000 Mann zusammen gebracht und die Sachsen nach und nach aus mehren Orten verdrängt. Am 4. Mai erschien er auf dem weißen Berge vor Prag, und zwang die schwache sächsische Besatzung, sich in den Hradschin zurückzuziehen. Arnheim hielt auf dieser Seite von Böhmen nur noch den leitmeritzer Paß mit der ganzen sächsischen Armee, in so weit sie nicht durch Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten geschmolzen war, besetzt; wußte aber den Herzog von Friedland, der ihn einschließen wollte, durch die Hoffnung auf einen Separatfrieden zwischen Sachsen und Oestreich zu täuschen, und gewann dadurch Zeit, unangefochten mit seinen Truppen über Außig nach Pirna, wo er am 29. Mai 1632 eintraf, zu entkommen.

(Beschluß folgt.)

Kurze Geschichte des meißnischen Bergbaues und seiner Technik.

(Beschluß.)

Die Mark von dem Silberkuchen hält 15 Loth fein, während die verkäufliche, vorher mehrmals noch zugesetzte Glätte im Zentner nur ein halbes Quint Silber halten soll. Das hiervon erlangte Blicksilber wird nunmehr fein gebrannt und davon das Brandsilber erlangt, welches in die Münze geliefert wird.

Dieses in den freiberger Hütten von jeher gebräuchliche Schmelzverfahren ließ sich jedoch auf den obergebirgischen Bergbau, welcher viele geringhaltige Erze lieferte, die wegen des hierzu erforderlichen großen Aufwandes für Fuhrlohn vortheilhaft an die ersteren nicht geliefert werden konnten, nicht anwenden. Es wurden daher die Schmelzhütten zu Aue bei Schneeberg nach Marienberg und Johann-Georgenstadt verlegt, in welchen alle Silbererze unter 4 Loth Gehalt zu Rohstein verschmolzen, und dieser sodann an die freiberger Hütten abgeliefert ward (Rescr. vom 24. August 1713). Diese sämmtlichen Hüttenanstalten, nachdem auch sie aus Mangel an verschiedenartigen Erzen dieser Kategorie allmälig eingezogen werden mußten, vereinigt gegenwärtig wiederum die am 4. Juli 1831 eröffnete kostbare Antonshütte bei Schwarzenberg, in welcher der obergebirgische Bergbau den Manen seines Protektors, des am 29. Januar 1838 verstorbenen Oberberghauptmanns Freiherrn von Herder Opfer des feurigsten Dankes täglich zu bringen Gelegenheit finden kann. —

Noch giebt es aber einen zweiten Weg, das Silber aus den Erzen mittelst des Quecksilbers herauszuziehen — und dieses geschieht durch die Amalgamation (Verquicken, Anquicken). Schon zu Ende des Jahres 1786 glaubte man sich in Sachsen überzeugt zu haben, daß auf dem Wege der Amalgamation das Silber aus den Erzen, wo nicht wohlfeiler, doch mit größerer Holzersparniß gegen den Rohschmelzprozeß gewonnen werden dürfte, was 1787 Veranlassung ward, zu Halsbrücke bei Freiberg unter der Leitung des Viceberghauptmanns v. Charpentier ein Amalgamirwerk (s. Saxon. Bd. I. S. 31), das vorzüglichere der Art, welches jedoch in neuester Zeit wesentliche Verbesserungen erhalten hat, zu erbauen. Das arabische Wort: Amalgam, bedeutet eine Verbindung des Quecksilbers mit anderen Metallen und diese Verbindung selbst ward schon 1566 in Merico durch Fernandez de Velasco eingeführt, 1640 in Peru aber durch Alonso Barba und 1780 in Ungarn durch den Freiherrn von Born wesentlich verbessert. Der Bergrath und Oberhüttenverwalter Gellert machte darnach die ersten Versuche in Freiberg, und fand das kalte Anquicken weit vortheilhafter als das warme. Die europäische Amalgamation gründet sich darauf, das Silber in Hornsilber umzuändern, und dieses durch die gemeinsame Einwirkung des Quecksilbers und des Eisens oder Kupfers zu zersetzen, wobei sich das entstandene regulinische Silber mit dem Quecksilber zu einem Amalgam verbindet.

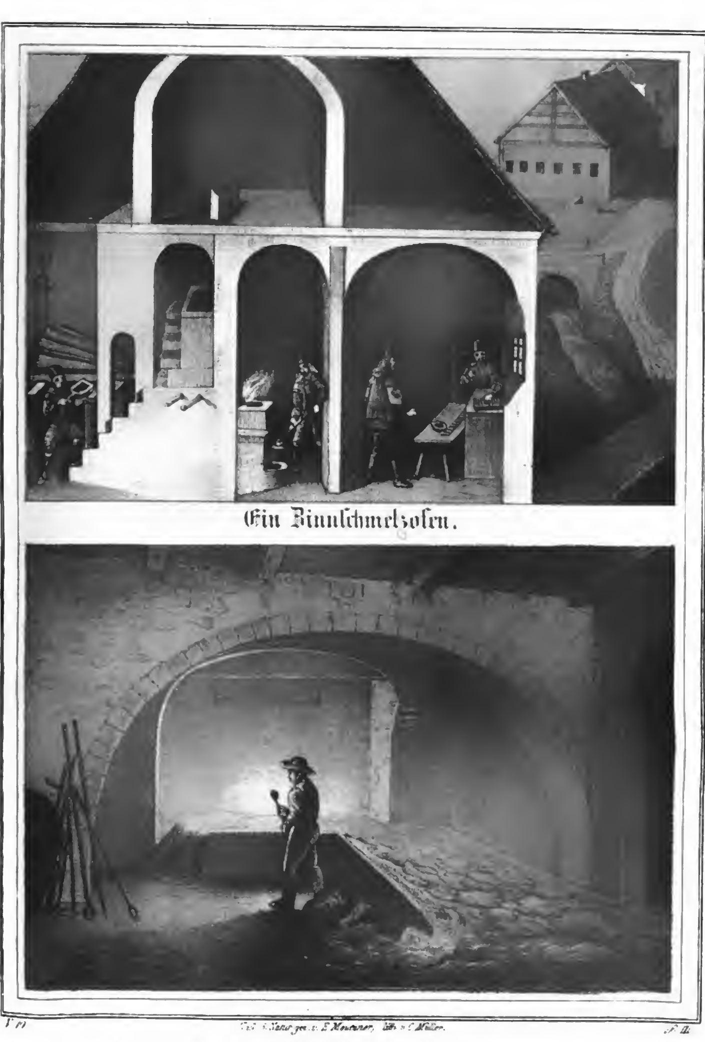
Nicht alle silberhaltige Erze sind jedoch zur Amalgamation geeignet, sondern nur die fein eingesprengten und die kiesigen, in deren Ermangelung auch Schwefelkies zugesetzt werden kann. Das Verfahren dabei ist folgendes: die fein gepochten Erze werden, mit Kochsalz vermengt, in Flammenöfen stark geröstet und durch einen eisernen Durchwurf geworfen, um das Gröbere von dem Feineren zu sondern. Ersteres wird dann nochmals geröstet und durchgeworfen, Letzteres aber gemahlen und durch Mehlbeutel geführt. Das eigentliche Amalgamiren geschiehet dann in horizontal liegenden Fässern, die sich um ihre Are drehen und gewöhnlich jedes mit 20 Zentnern Erzmehl, 3 Zentnern Wasser und $\frac{3}{4}$ Zentner stumpfen Eisenblechstücken besetzt werden. Nachdem die Fässer $1\frac{1}{2}$ Stunde umgegangen sind, wird ein Quecksilber-Zusatz von 5 Zentnern gegeben, worauf sie 16 bis 18 Stunden ununterbrochen im Umgange verbleiben. Ergeben Proben die vollständige Amalgamation, so werden die Fässer ganz voll Wasser gefüllt, und in eine langsame Bewegung gebracht, damit sich das schwerere Quecksilber ruhig senken könne. Ist dieses geschehen, so werden die Fässer ausgeleert, das silberhaltige Quecksilber zuerst, dann die übrigen Rückstände abgelassen und jedes besonders aufgefangen.

Um das mit dem Amalgam verbundene, noch immer etwas silberhaltige Quecksilber durch mechanischen Druck von jenem zu trennen, wird das letztere durch Säcke von Zwillich gepreßt, dann das Quecksilber von dem in den Preßsäcken zurückgebliebenen Amalgam durch Destillation getrennt. Man hat kalte und warme Amalgamation; erstere in gewöhnlicher Luft-Temperatur, wie die sächsische, letztere in erhöhter, wie in Südamerika und an andern Orten.

Hierzu als Beilagen:

1) Eilenburg. 2) Schloß Wendischleuba. 3) a) Ein Zinnschmelzofen. b) Ein Rohofen zu Halsbrücke.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Ein Zinnschmelzofen.

Der Rohofen zu Halsbrücke.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 20. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Die leipzig-dresdner Eisenbahn.

Unter den verschiedenen, großen gewerblichen Unternehmungen, welche in der jüngsten Zeit durch Aktien-Vereine in Sachsen zu Stande gekommen sind, steht der Bau der leipzig-dresdner Eisenbahn in jeder Beziehung, mag man die mannichfaltigen Schwierigkeiten aller Art, die bedeutende Größe und die allgemeine Wichtigkeit, oder die treffliche Ausführung, Einrichtung und Verwaltung dieser Eisenbahn betrachten, unbestritten oben an. Die Ankündigung eines solchen in Sachsen bis dahin unbekannten Unternehmungsgeistes gränzte an's Unglaubliche, und Vielen erschien das großartige Werk so vieler und so verschiedener Köpfe, Hände, Mittel und Interessen, in seiner Ausführbarkeit, wie in seiner Benutzung, geradezu als ein Hirngespinnst. Um so mehr ist gewiß eine nähere, durch die Berichte des Directoriums gemachte, Bekanntschaft mit der Geschichte und Einrichtung dieser ersten größern Eisenbahn in Deutschland für jeden Vaterlandsfreund von Interesse.

Durch den Ruf von den günstigen Ergebnissen der schon zahlreichen Eisenbahnen in Großbritannien und Irland, von gleichen Unternehmungen in Belgien und Frankreich aufmerksam gemacht, und durch den nordamerikanischen Konsul List in Leipzig zu einem solchen als für ganz Sachsen höchst vortheilhaften Unternehmen besonders aufgemuntert, nachdem die erste Eisenbahn Deutschlands, die budweis-linzer, bereits seit 1828 im Gange war, faßte 1833 eine Anzahl angesehener Männer in Leipzig den Entschluß, bei der hohen Staatsregierung um die Konzession zu einem für Handel und Verkehr des Landes so wichtigen Unternehmen einzukommen. Es ward zu dem Ende eine Petition an das hohe Gesammt-Ministerium vom 20. Novbr. dieses Jahres, worin der Wunsch nach einer, als Aktien-Unternehmung, unter dem Schutze des Staates, zwischen Leipzig und Dresden anzulegenden Eisenbahn ausgedrückt war, auf der Börse öffentlich zur Unterzeichnung ausgelegt und diese dann mit mehrern hundert Unterschriften versehen, so wie mit einem gleichen Gesuche von Seiten des Magistrates und der Stadtverordneten vereint, an die höchste Staatsbehörde abgesendet. Beide Gesuche wurden von derselben, nach der gemeinnützigen Wichtigkeit der Sache für die öffentliche Wohlfahrt, mit derjenigen Aufmerksamkeit geprüft, welche eine weise Regierung dem allgemeinen Besten jeder Zeit widmet. Nach ihrer beifälligen Erklärung schritt man in einer öffentlichen Versammlung, am 17. März 1834, zur Wahl eines Ausschusses mit dem Auftrage: „zu ermitteln, ob eine Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden überhaupt mit Vortheil für die Unternehmer angelegt werden könne oder nicht? und das Resultat seiner anderthalbjährigen Bemühungen, im Bezug auf die Ausführbarkeit und den Gewinn des Unternehmens, fiel natürlich ganz zu Gunsten desselben aus, da ein ungewöhnlich schnelles, sicheres und wohlfeiles Transportmittel den Verkehr ungemein erleichtern und vermehren, diese Aussicht aber offenbar die Kosten decken und die Zinsen sichern müsse.

Nachdem dieses Alles vorläufig geschehen war, legte man dem Publicum die Darstellung der Ausführbarkeit und des Gewinnes vor, und stellte zu gleicher Zeit zwei, nach oberflächlicher Nivellirung der Hauptpunkte, entworfene Profilzeichnungen der beiden vorgeschlagenen Bahnlinien (Trakte) über Meißen und Strehla, im Saale der leipziger Stadtbibliothek öffentlich auf. Unterdessen hatte der Ausschuß den Entwurf der Statuten für den Aktien-Verein ausgearbeitet, und überreichte ihn der hohen Staatsregierung zur Prüfung, um unverzüglich, nach erhaltener Genehmigung, eine öffentliche Aufforderung zur Aktien-Zeichnung erlassen zu können. Hierauf ward, durch hohes Ministerialdekret vom 6. Mai 1835, die Erbauung einer Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden, der Entwurf der Statuten und die Aktien-Zeichnung im Allgemeinen genehmigt. Mit der letzteren machte man am 22. Mai in Leipzig, durch Anzahlung von 2 Thlr. auf die Aktie, den erfreulichsten Anfang, indem das erforderlich scheinende Anlage-Kapital von 1,500,000 Thlr., welches durch 15,000 auf den Inhaber lautende Aktien, jede zu 100 Thlr. im 21 Guldenfuß aufgebracht werden sollte, schon in anderthalb Tagen zusammenkam.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Ludwig Kreysig.

Der Name des ausgezeichneten Mannes, dessen Biographie die folgenden Blätter zu geben bestimmt sind, lebt noch zu frisch in dem Andenken der Zeitgenossen, deren so Viele des In- und Auslandes mit ihm in naher Berührung gestanden haben; seine segensreiche Wirksamkeit ist noch zu neu und unvergessen von Allen, die ihn als Arzt und als Mensch kennen gelernt; und seine Schriften sind noch zu verbreitet, brauchbar und gebraucht, als daß es nöthig sein sollte, die Gründe anzugeben, warum die Saxonia ihre Spalten dieser Skizze zu öffnen sich veranlaßt gesehen hat. Die Lebensgeschichte eines Mannes, welcher, ohne sichtbar in das Räderwerk des Staates und der Weltbegebenheiten einzugreifen, doch nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des Vaterlandes blieb und im Stillen durch seine weitverbreiteten Verbindungen, durch seine Stellung zum verewigten König Friedrich August und durch seine literarische Thätigkeit, in und außer seinem Berufe viel Gutes gewirkt und jedenfalls in letzterem sich so ausgezeichnet hat, daß

sein Ruf ein europäischer genannt werden muß, wird auch denen interessant sein, welche in keinerlei Beziehung zu ihm gestanden, vielleicht überhaupt noch nicht viel von ihm gehört haben. — Nur das erlaubt sich der Verf. dieser Nachrichten noch vorauszuschicken, daß sie nicht nur aus zahlreichen mündlichen Mittheilungen von des Verewigten nächsten Umgebungen und Verwandten, sondern auch aus einer ungedruckten kurzen Selbstbiographie desselben geschöpft sind, die sich in den hinterlassenen Papieren vorgefunden hat, daß sie daher jedenfalls auf Treue Anspruch machen können, während sich in anderen biographischen Notizen über Kreysig einige Unrichtigkeiten eingeschlichen haben.

Er war der Sohn (geb. den 7. Juli 1770) eines sehr geachteten Arztes und Besitzers der Apotheke in der jetzt dem preußischen Herzogthume, damals dem Kurfürstenthume Sachsen angehörenden Stadt Eilenburg bei Leipzig, und verdankte seine Erziehung, nächst seinen Hauslehrern, vorzugsweise dem Vater, welcher jede freie Viertelstunde benutzte, um seine Kinder — zwei Söhne und vier Töchter — durch Belehrung verschiedener Art in beständiger Thätigkeit zu erhalten und sie an Selbstbeschäftigung zu gewöhnen. Ausgezeichnete Anlagen und eine so verständige Weckung derselben machten es möglich, daß Kreysig schon im 12. Lebensjahre die Landesschule zu Grimma beziehen konnte, deren klösterliche Erziehung und deren auf das Studium des klassischen Alterthums berechnete Bildungsweise ihren Zöglingen frühzeitig den Ernst des Lebens, die Wichtigkeit angestrengten Fleißes und humanistischer Geistesausbildung, so wie den Werth der männlichen Freundschaft zu würdigen lehrten. Obwohl ihm, schon zu Ende des zweiten Jahres seines dortigen Aufenthaltes, sein Vater durch den Tod entrissen wurde, so erlaubten doch die Verhältnisse den ungestörten Fortgang seiner Studien, sowohl dort, als später auf der Universität Leipzig, die er im Jahre 1788 (also erst 18 Jahre alt) bezog, wenn auch unter manchen Einschränkungen und Entbehrungen. Denn außer mehreren Stipendien gewann er bald die Liebe Kochs, so wie des jüngern Professors Hebenstreit, welche nebst Platner seine vorzüglichsten Lehrer waren, und nach 4jährigen Studien ward ihm vom Ersteren die Besorgung der Kranken des Zucht- und Irrenhauses als Hilfsarzt übergeben, indem er sich nebenbei durch Repetitions-Stunden mit jungen Studenten der Medizin und durch Uebersetzungen ausländischer, besonders italienischer Werke, seinen Unterhalt verdiente.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Georg I.,

Kurfürst von Sachsen.

(Beschluß.)

Der kaiserliche Generalissimus hätte zwar gern, nach der Wiedereroberung Böhmens, den Krieg nach Sachsen gespielt, um den Kurfürsten, durch Verheerung seines Landes, zu einem Separatvergleich mit dem Kaiser zu zwingen; allein die dringenden Aufforderungen des Kurfürsten Maximilian von Baiern, dessen Länder gegen den König von Schweden zu vertheidigen, und die Befehle des Kaisers, der diese Bitte nachdrücklich unterstützte, nöthigten Wallenstein, sich nach der Donau zu wenden, und sich mit den Baiern zu vereinigen. Bei Nürnberg standen beide Heere, das königlich schwedische und das kaiserlich-baierische, in verschanzten Lagern einander gegenüber. Hunger und Seuchen veranlaßten Gustav Adolf, nachdem er das kaiserliche Lager vergebens bestürmt hatte, das seinige aufzugeben und tiefer nach Baiern hinabzugehen, und Wallenstein, der auf den Abzug der Schweden nur gewartet hatte, beschloß, Sachsen seine schwere Hand fühlen zu lassen. Zu Bamberg trennte er sich von dem Kurfürsten von Baiern, und nahm seinen Marsch durch Baireuth und Koburg nach dem thüringer Walde. Die Generale Holk und Gallas waren bereits in das von Truppen entblößte Land vorangegangen, und hatten ihren Weg mit Raub, Mord und Flammen bezeichnet. Das Voigtland wurde verheert, Adorf und Hof, das Schloß Augustusburg und die Stadt Zschopau geplündert, Oelsnitz und Oederan niedergebrannt, Altenburg gebrandschatzt und Freiberg belagert und erobert. Weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht schützte gegen die Wuth dieser Barbarenheere. Wallenstein folgte ihnen mit der Hauptarmee nach; nahm durch Holke Leipzig, das ihm ein „Präsent" von 50,000 Thlr. zahlen mußte, nebst der Pleißenburg, deren Kommandant der oben gedachte Hauptmann Vopel war, mit Kapitulation ein, und breitete seine Macht über ganz Sachsen aus. Johann Georg, von der äußersten Noth gedrängt und in Gefahr, in seiner Residenz Dresden von dem Feinde, dessen Schaaren bereits im August 1632 bis an die Vorstädte der Altstadt gestreift hatten, eingeschlossen zu werden, beschwor den König von Schweden, ihm schleunig zu Hilfe zu kommen, und Gustav Adolf, dem an der Erhaltung eines so wichtigen Alliirten gelegen sein mußte, eilte sie ihm zu geben. Die glorreiche Schlacht bei Lützen, den 6. November 1632, verscheuchte jene Mordbrennerbanden, und der große König, der hier zum zweiten Male der Retter Sachsens ward, besiegelte das heilige Recht der Glaubensfreiheit mit seinem Blute. Die Stadt Leipzig war bereits von den Kaiserlichen verlassen worden und am 3. Dezember ging auch die Pleißenburg, von den Sachsen beschossen, an dieselben über. Der Hauptmann Vopel, der sie früher zu vorzeitig dem Feinde eingeräumt hatte, ward vom Kurfürsten vor ein Kriegsgericht gestellt und am 6. Februar 1633 in Dresden enthauptet.

Nach dem Tode Gustav Adolfs dauerte die Verbindung Sachsens mit Schweden noch eine Zeit lang fort; doch ward der Krieg, obschon der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna, während der Minderjährigkeit Christinens, der Tochter und Thronfolgerinn des Königs, die Angelegenheiten Schwedens und des protestantischen Deutschlands mit Kraft und Klugheit führte, weniger lebhaft fortgesetzt. Die Sachsen fochten noch gemeinschaftlich mit den Schweden in Schlesien; allein es waren zwischen den Befehlshabern beider Theile mehrmals Mißverständnisse eingetreten, die dem kaiserlichen Hofe nicht unbekannt blieben und von diesem bestens benutzt wurden. Johann Georg, dessen Empfindlichkeit vormals schon dadurch gereizt worden war, daß der König von Schweden sich das Directorium unter den Protestanten angemaßt hatte, fühlte sich durch den Uebergang desselben auf den Reichskanzler Oxenstierna um so mehr beleidigt, als er selbst



Dr. Friedrich Ludwig Kreyſig,

Königl. Sächs. Hof und Medicinalrath.

die gerechtesten Ansprüche darauf zu haben glaubte. Zwei Günstlinge des Kurfürsten, der oft erwähnte Feldmarschall Arnheim, welcher früher in polnischen und schwedischen, dann in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden hatte, und der Oberhofprediger Dr. Hoe von Hoenegg, wußten diese ungünstige Stimmung ihres Herrn gegen Schweden zu unterhalten. Eben so bemühte sich Dänemark, längst auf Schwedens Waffenglück und Kriegsruhm eifersüchtig, den Kurfürsten von Sachsen von dem Bündniß mit Schweden abwendig zu machen. Unter dänischer Vermittelung war Breslau bereits zum Kongreßorte ersehen worden; doch zerschlugen sich die Verhandlungen und wurden erst, nachdem Wallenstein die Feindseligkeiten gegen Sachsen von neuem begonnen und durch Feuer und Schwert Städte und Dörfer verwüstet hatte, im Mai 1634 zu Leitmeritz und später zu Pirna, wieder aufgenommen. Endlich führte die Niederlage der Schweden bei Nördlingen (den 7. September 1634) am 22. November den Abschluß eines Präliminarvertrags zwischen Sachsen und dem Kaiser herbei, der am 30. Mai 1635 den Frieden zu Prag zur Folge hatte. Es ward darin unter Anderem festgesetzt, daß alle mittelbare Stifter, Klöster und andere geistliche Güter, welche die Protestanten vor dem passauer Vertrage erworben hätten, ihnen fortwährend verbleiben; die unmittelbaren Stifter und geistlichen Güter hingegen, die vor jenem Vertrage und alle mittelbaren und unmittelbaren, die nach demselben an die Protestanten gekommen wären, noch 40 Jahre, vom prager Frieden an gerechnet, ihnen überlassen sein sollten. Eben so lange sollte auch die freie Religionsübung des einen oder des andern Religionstheils, wie sie am 12. November 1627 Statt gefunden, erlaubt sein, doch sollte binnen 10 Jahren von einem Ausschuß friedliebender Stände darüber ein Vergleich getroffen werden, und wenn dieser nicht zu Stande käme, nach Ablauf jener 40 Jahre, jeder Theil die Rechte behalten, welche er am 12. November 1627 besessen habe. Johann Georg erhielt für seinen Sohn August das Erzstift Magdeburg auf Lebenszeit und die Aemter Querfurt, Jüterbogk, Dahme und Burg zugesprochen; in einem Nebenrezesse aber wurden dem Kurfürsten die beiden Lausitzen, für die von ihm aufgewendeten Kriegskosten an 72 Tonnen Goldes, als Mannlehn der Krone Böhmen abgetreten.

Dieser Friedensschluß erregte sowohl bei den Katholiken als Protestanten in Deutschland den lebhaftesten Unwillen, indem jede Partei sich dadurch beeinträchtigt glaubte. Besonders tadelte man es bitter, daß dieser Vertrag die pfälzische Angelegenheit ganz aus der Acht gelassen, die Evangelischen in Böhmen der Willkür des Kaisers Preis gegeben und die Reformirten aufgeopfert habe. Indeß traten doch der Kurfürst von Brandenburg, die Herzoge von Weimar, Braunschweig, Meklenburg und Pommern, sowie mehre Reichsstädte diesem Frieden bei.

Sachsen hatte geglaubt, sich durch denselben die so lange entbehrte und sehnlich gewünschte Ruhe erkauft zu haben; allein in dieser Erwartung fand es sich schmerzlich getäuscht. Am meisten waren die Schweden über diesen Separatfrieden aufgebracht, und erklärten sich laut und kräftig dagegen, weil sie eine ansehnliche Genugthuung an Land und Leuten forderten und diese ihnen verweigert wurde. Die zeitherigen Bundesgenossen Sachsens verwandelten sich daher in dessen erbittertste Feinde. Johann Georg mußte, in Folge des prager Friedens, Schweden den Krieg erklären; und rief daher seine Unterthanen von der Armee des Generals Banner, welche an der Elbe stand, durch sogenante Avocatorien ab. Indessen waren schon die ersten Unternehmungen der Sachsen gegen die Schweden unglücklich. Der sächsische General Baudissin ward vom General Rudwen bei Dömitz auf's Haupt geschlagen, und der Kurfürst selbst verlor, in Verbindung mit dem kaiserlichen General von Hatzfeld, gegen Banner die Schlacht bei Wittstock. Wie eine reißende Fluth ergossen sich die schwedischen Schaaren über das unglückliche Sachsen. Die Städte Belgern, Liebenwerda, Leißnig, Schilda, Schmiedeberg, Strehla und Wurzen wurden von ihnen niedergebrannt und alle nur erdenkliche Grausamkeiten an den Einwohnern verübt. Zwar belagerte der Feldmarschall Banner Leipzig vergebens, und sein zu Halberstadt 1641 erfolgter Tod befreite Sachsen auf immer von diesem grimmigen Feinde; allein sein Nachfolger Lennart Torstenson erzwang die Uebergabe dieser Stadt, welche die Schweden bis zum 1. Juli 1650 besetzt hielten. Dieser Feldherr verwandelte Pegau im Jahre 1644 in Asche und drückte das Land durch die härtesten Kontributionen. Diese unaufhörlichen Leiden vermochten endlich den Kurfürsten, besonders nachdem der schwedische General Königsmark sich der Stadt Meißen bemächtigt hatte, den Zuredungen des Administrators von Magdeburg Gehör zu geben, und sich mit Schweden in Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstandes einzulassen. Die Konferenzen fanden seitdem zuerst in Kostebaude, dann zu Kötzschenbroda Statt, der Abschluß geschah am 27. August 1645. Durch diesen Vertrag machte sich Johann Georg verbindlich, den Schweden monatlich 11,000 Thaler zu zahlen, und ihnen ein Bestimmtes an Proviant und Fourage zu liefern, auch freien Durchzug durch Sachsen zu gewähren, dem Kaiser aber jede Werbung in demselben zu versagen, und ihm blos das gewöhnliche Kontingent zu stellen; die Schweden hingegen mußten alle von ihnen besetzte Orte, mit Ausnahme Leipzigs, dem Kurfürsten herausgeben, durften sich der Residenz Dresden nur auf 3 Meilen nähern und den Sachsen die Mitbesetzung des Elbpasses bei Torgau gestatten. Später ward dieser, anfänglich auf 6 Monate verabredete Waffenstillstand zu Eilenburg bis zum allgemeinen Frieden verlängert und die monatliche Zahlung von 11,000 Thlr. auf 8000 Thlr. vermindert.

Johann Georg ist wegen des prager Friedens sowohl von seinen Zeitgenossen als von der Nachwelt bitter getadelt worden. Erstere nannten ihn sogar in öffentlichen Schriften einen Verräther der Religion und der deutschen Freiheit. Dieser Vorwurf ist jedoch völlig ungegründet, da der Kurfürst die wiederholten Einladungen des Kaisers zu einem Separatfrieden lange Zeit ablehnte, und als er sich endlich dazu entschloß, sich vorzüglich durch die Ohnmacht, in welche Schweden nach der Schlacht bei Nördlingen zu versinken schien, bestimmen ließ. Auch bedurfte sein erschöpftes Land der Ruhe, die er von dem Schutze des Kaisers erwartete, und man konnte ihm die Schuld nicht beimessen, wenn diese Hoffnung getäuscht wurde. Allerdings trug die per-

sönliche Anhänglichkeit Johann Georgs an das Haus Oesterreich ebenfalls viel dazu bei, und er hatte gewiß nicht Unrecht, von der Einmischung Schwedens und des mit diesem gegen das Oberhaupt des deutschen Reichs verbundenen Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten nachtheilige Folgen für Deutschland zu befürchten; der Ausschluß der Reformirten von dem Frieden zu Prag muß der Unduldsamkeit jener Zeit und dem Unheil, welches der Kryptocalvinismus vormals in Sachsen angerichtet hatte, zugeschrieben werden.

Der Charakter Johann Georgs war Offenheit, Redlichkeit und Religiosität. Seine Pflichten gegen Deutschland waren ihm heilig und nichts fürchtete er mehr, als dem Kaiser untreu zu werden. Deßhalb schrieb er an seinen Sohn, den Prinzen August, nach Halle, „daß er nach Anermahnung „göttlichen Worts und Erheischung seines „Kurfürstenthums, eher alles Zeitliche, wel„ches er ohnedieß dermaleinst, nach göttli„chem Willen, wieder verlassen müsse, hint„ansetzen, als in einen solchen Anstoß des „Gewissens willigen würde.“ Bei dem westfälischen Friedenskongresse sorgte er so wenig für seinen Privatvortheil, daß er nicht einmal die Abtretung der Lausitz zur Sprache gebracht wissen wollte, „damit es,“ wie er sagte, „nicht et„wann das Ansehen gewinne, als wären „Wir Unser privatum dem bono publico „fürzuziehen gemeinet.“ Der Regierungsgeschäfte nahm er sich stets mit Eifer an. „Ich habe es „oft mit der größten Verwunderung an„gesehen,“ sagt Dr. Weller von ihm, „daß nach „verrichteter Mühe auf den Jagden und „sonsten, Sie nicht ehe zu Tafel sich bege„ben, als bis die eingebrachten supplicatio„nes abgelesen und expedirt worden, deren „Sie manchmal ein gutes Register voll von „den Supplikanten angenommen hatten, „da es sich damit tief in die Nacht verzog.“ Als Gesetzgeber hat er sich durch die Prozeßordnung von 1622 verdient gemacht. Die Bibel las er fleißig; ein prachtvoll eingebundenes Exemplar derselben, dessen er sich bediente, wird noch in der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden aufbewahrt. Vorzügliche Achtung widmete er der Geistlichkeit und nie sprach er mit seinem Hofprediger und Beichtvater anders als, selbst im Felde, mit unbedecktem Haupte. Er war zweimal vermählt. Seine erste Gemahlinn, Elisabeth Sibylle, Prinzessinn von Würtemberg, starb schon am 20. Januar 1606, die zweite, Magdalene Sibylle, geborne Markgräfinn von Brandenburg, eine edle und fromme Fürstinn, gebar ihm, in einer glücklichen 49jährigen Ehe, 10 Kinder. Das fürstliche Paar widmete sich ihrer Erziehung mit rühmlicher Sorgfalt. Johann Georg starb, nachdem er 51 Enkel und 19 Urenkel gesehen und 45 Jahre über Sachsen regiert hatte, am 8. Okt. 1656 zu Dresden, im 72. Altersjahre, so sanft, daß die Umstehenden sein Verscheiden nicht bemerkt hatten. Sein erbauliches Ende hat M. Keymann, Rector in Zittau, zu dem bekannten Kirchenliede: „Meinen Jesum laß ich nicht“ rc., welches vom dasigen Organisten Hammerschmidt in Musik gesetzt worden ist, Gelegenheit gegeben. H—dt.

Der große Kandelaber bei Altenberga.

> Siehst, Wand'rer, Du den Riesenleuchter stehen,
> Erhellt vom gold'nen Morgenstrahl?
> Und zieht Dich's mächtig nicht nach jenen Höhen
> Hinauf, hinauf aus dem beschränkten Thal?
> Der Riesenleuchter ist an alte Zeiten
> Ein heil'ger Denkstein, ein Erinn'rungsmal.
> L. Bechstein.

Thüringen erleuchtete einst, unter allen deutschen Gauen, zuerst das göttliche Licht des Evangeliums, und von da verbreiteten sich dessen beseligende Strahlen immer weiter über Deutschland. Der Brite Winfried, als Heidenbote Bonifacius genannt, war es, welcher zuerst das Wort Gottes, zu Anfange des 8. Jahrhunderts, in der damaligen Wildniß des thüringer Waldes verkündete, und am Fuße desselben auf einem Berge 724 die erste christliche Kirche oder Kapelle gründete, indem er sich zugleich selbst dabei niederließ und dadurch Veranlassung zum Anbau des Dorfes Altenberga gab. Johannes der Täufer ward der Schutzpatron dieser Kirche, und sie hieß daher die St. Johanniskirche. Die ältesten thüringischen Grafen dotirten und erweiterten sie; Graf Ludwig II. der Salier (1056—1123), ließ seinen Sohn, Ludwig III., darin taufen. Nachdem sich die Gemeinde, tausend Jahre hindurch, in ihren Mauern versammelt hatte, ward sie endlich zu klein und zugleich immer baufälliger, so daß man sich, zu Anfange des 18. Jahrhunderts, zu einem Neubau entschließen mußte. Diese neue Kirche ward den 8. Nov. 1712 feierlich eingeweihet. Seit dieser Zeit ließ man die ursprüngliche Bergkapelle verfallen, so daß zuletzt nur noch wenige Trümmer der Grundmauer ihre Stätte bezeichneten, und errichtete erst, fast hundert Jahre später, 1811, auf den ersten Antrieb des Taglöhners Brückner, welcher ein kleines Vermächtniß dazu bestimmte, auf ihrer Stelle aus Sandstein einen 30 F. hohen Kandelaber, dessen gewaltige Flamme, als Symbol des Evangeliums, es trefflich andeutet, wie sich dieses von hier über Deutschland verbreitet hat. Hoch und hehr ragt dieser Erinnerungsobelisk an Bonifacius über Altenberga empor, und im Gebüsch steht der einfache, mit Akanthusblättern geschmückte, wieder aufgefundene Taufstein der alten St. Johanniskirche, deren Grundlage man wenige Schritte vor dem Kandelaber erblickt. Dieser ruht auf 6 Stufen und 8 Kugeln, und trägt eine von 3 geflügelten Engelsköpfen gestützte und mit architektonischen Zierrathen versehene Feuerpfanne, aus welcher Flammen seit- und himmelwärts emporlodern. Sein unterer Theil ist gleichfalls architektonisch verziert.

Das Dorf Altenberga liegt im Herzogthum Gotha, an der Straße von Eisenach nach Ohrdruf, 2 Stunden von Waltershausen, Ohrdruf und Friedrichsroda, 3 St. von Gotha und 5 St. von Schmalkalden entfernt, in der Nähe des Dorfes Finsterberga, unweit des Inselsberges, rings von bewaldeten Höhen umgeben. M.

Hierzu als Beilagen:
1) Der Bahnhof der leipzig-dresdner Eisenbahn in Leipzig. 2) Dr. Friedr. Ludwig Kreysig. 3) Der Kandelaber bei Altenberga.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Der Candelaber bei Altenberga.

Saxonia.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 21. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Der Marktplatz in Zittau

ist in der Mitte der Stadt gelegen und bildet ein regelmäßiges, längliches Viereck. Die Gassen, die zu ihm führen, sind die Webergasse, die Jüdengasse, der mandauer Berg, die Badergasse, die böhmische Gasse, die Spürgasse, die Kohlgasse und die Kirchgäßchen. An der Ostseite wird jetzt ein neues Rathhaus gebauet, welches eine Zierde dieses Marktplatzes sein wird; an der Nordseite stehen Kaufmannshäuser, die Apotheke und das Konrectorat; südlich sind die Gasthöfe zur Sonne und zum Engel. Zwischen diesen ist das ansehnliche Haus, wo Napoleon 1813 logirte. Westlich steht das Interimsrathhaus zwischen dem mandauer Berge und der Jüdengasse. Den Markt zieren 2 große, schöne Bassins von Sandstein, mit vieler Bildhauerarbeit, namentlich mit den Statuen des Mars und Neptuns. Vor der Johanniskirche, welche nördlich vom Markte steht und von ihm durch eine Häuserreihe jetzt geschieden ist, befindet sich ebenfalls ein schönes Bassin, geschmückt mit einer hohen Säule, worauf eine Hygiea steht. Ein geschmückter Born mit dem edelsten Wasser ist unfern vom Bassin des Mars. P—k.

Die leipzig-dresdner Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Am 5. Juni 1835 wurde die erste konstituirende General-Versammlung gehalten, in welcher die Wahl des statutenmäßig aus 30 Aktionären zu bildenden Ausschusses Statt fand, und dieser ernannte am 10. Juni aus den Aktionären das aus 5 Mitgliedern und eben so vielen Stellvertretern bestehende Directorium, welches nun, unter dem Vorsitze Gustav Harkorts, an die Stelle des vorbereitenden Ausschusses trat.

Gesichert und beschleunigt ward der Bau durch das am 3. Juli erschienene Expropriationsgesetz, worauf von der k. Kameral-Vermessung, nach vorläufig gemachten Versuchen, Nivellirungen und Zeichnungen der erwähnten Bahnlinien, die Detailvermessung der Bahn zwischen Leipzig und der Mulde erfolgte, bis das Directorium den k. Wasserbau-Director, Hauptmann Kunz, als bauführenden Oberingenieur am 1. Nov. 1835 anstellte. Das Directorium hatte nun kein dringenderes Geschäft, als die Wahl zwischen den vorgeschlagenen Bahnlinien zu treffen. Um sich in jeder Hinsicht, bei der schweren Verantwortlichkeit, vor Mißgriffen zu verwahren, und über Plan und Ausführung des Unternehmens die vollgiltige Meinung eines im Eisenbahnbaue theoretisch und praktisch erfahrnen Mannes zu vernehmen, reisten das Direktorialmitglied D. Crusius und der Oberingenieur Kunz nach Belgien und England, wo sie auch so glücklich waren, den ausgezeichneten Ingenieur Walker für ihren Zweck zu gewinnen. Dieser kam im Okt. nach Leipzig, bereiste die beiden Linien, und sein Urtheil entschied, mit Verwerfung der Linie über Meißen, im Wesentlichen für die vom Hauptmann Kunz vorgeschlagene Bahn über Strehla, jedoch mit der Abänderung, daß die Elbe weiter oben, bei Riesa überschritten und dann auf dem rechten Elbufer bis vor Neustadt-Dresden fortgeführt würde, da man bereits die Zusicherung hatte, daß die berlin-sächsische Gesellschaft eine Bahn von Berlin nach Riesa, zum Anschluß an die leipzig-dresdner bauen werde. Mit Rücksicht darauf hatte sich die leipzig-dresdner Eisenbahn-Compagnie verpflichtet: 1) eine Verbindungsbahn von Riesa bis zur preuß. Gränze beim Dorfe Rieska zu bauen; 2) die riesaer Elbbrücke, den daran stoßenden Damm und den großen Viadukt bei Röderau mit einem der berliner Gesellschaft allein zu überlassenden Geleise zu versehen, wozu eine außerdem nicht nöthige Verbreiterung dieser Bauwerke um 4 Ellen erforderlich war; 3) für Letztere auch einen Flächenraum von 3¾ Acker zur Anlegung eines Bahnhofes bei Riesa zu erwerben, was zusammen einen Kostenaufwand von mehr als 100,000 Thlr. verursachte. Später ward jedoch, wider alles Erwarten, die schon ertheilte Konzession von der preußischen Regierung zurückgenommen, worauf die erzgebirgische Bahn, d. h. einer Seits von Zwickau nach Chemnitz und andrer Seits von Chemnitz nach Riesa wieder aufgegeben werden mußte. Die deßhalb von dem Directorium an den verewigten König von Preußen ergangene Bitte um Entschädigung ward als unstatthaft abgewiesen.

Gegen die getroffne Wahl der Bahnlinie über Riesa, statt über Meißen, erhob man viele Einsprüche, namentlich in Dresden und Meißen, ja man reichte selbst Petitionen beim Könige dagegen ein; die Gegenvorstellung des Directoriums beseitigte sie aber alle, und es erhielt im April 1836 die allerhöchste Genehmigung. — Um den ungewöhnlich niederen Wasserstand zu benutzen, hatte man den Bau der Eisenbahnbrücke bei Wurzen über die Mulde, in den letzten Monaten des Jahres 1835, für Rechnung der Gesellschaft, unter Leitung des Landbaumeisters Königsdörffer, dem er später für 125,000 Thlr. verakkordirt wurde, bereits begonnen und den dazu erforderlichen Boden (2 Acker, 183 □ Ruthen), weil die Expropriation noch nicht erfolgt war, von den verschiedenen Besitzern aus freier Hand für 1073 Thlr. 10 Gr. C. M. gekauft; denn erst in der Mitte des Jahres 1837 kam die Gesellschaft, seit dem Januar 1836, nach und nach in den Besitz des ganzen zur Bahn nöthigen Landes, da diese 3290 einzelne Feldparzellen durchschneidet, und deßhalb über 700 Acker von mehr als 1500 Grundbesitzern gekauft werden muß-

ten. — Durch das ausschließlich ertheilte Privilegium für die Eisenbahn, so wie durch die dem Directorium gegebene Befugniß: die Fahrtaxen für Personen und Güter bis zur Höhe der Postfahrtaxen und der gewöhnlichen Frachtsätze zu bestimmen, war dem Unternehmen schon eine sichere Bürgschaft für gute Verzinsung gewährt; es ward aber noch durch andre königliche Verwilligungen, namentlich durch das Recht für ½ des Anlage-Kapitals unverzinsliche Kassenscheine auszugeben; durch das Recht, die Bahn nach dem Auslande fortzusetzen; durch die Ueberlassung des Transports der Reisenden gegen eine mäßige Entschädigung der Postkasse (in den ersten 3 Jahren nach der Eröffnung der Bahn 10,000 Thlr. jährlich; wenn die Rente der Aktie jährlich auf 4½ ℞ steigt, 12,000 Thlr., bei 5 ℞ aber 15,000 Thlr); durch die vorläufige Uebertragung des Salztransports zu den gegenwärtigen Frachtsätzen, welcher Vortheil jene Postentschädigung bei weitem überwiegt; durch die Zusicherung des Transports der Poststücke für Rechnung der Post und endlich durch die Gestattung der eignen Anordnung und Ausübung der Bahnpolizei nicht wenig begünstigt. Daher man am 1. März 1836, nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden und die nöthigen Vorarbeiten beendet waren, den Erd- oder Unterbau (die Grundlage) beim Dorfe Machern, 4 Stunden von Leipzig, mit Muth, Vertrauen und Umsicht begann. Der Unterbau ward gleich anfangs auf ein doppeltes Geleis berechnet.

Der Bau der ganzen Bahn wurde unter folgende 5 Hauptabtheilungen gebracht: I. Abtheilung Leipzig bis Wurzen, in 2 Sektionen: die 1. mit dem Werkplatze Leipzig mit Sommerfeld, die 2. mit dem Werkplatze Machern mit Bennewitz; II. Abtheilung Wurzen bis Oschatz, in 2 Sektionen: die 1. mit dem Werkplatze Wurzen mit Kühren, die 2. mit den Werkplätzen Radegast und Kölmesmühle; III. Abtheilung Oschatz bis Riesa, in 2 Sektionen: die 1. mit den Werkplätzen Zschöllau und Bornitz, die 2. mit dem Werkplatze Riesa mit Röderau; IV. Abtheilung Riesa bis Oberau, in 2 Sektionen: die 1. mit den Werkplätzen Krödler Kanal und Leckwitz, die 2. mit den Werkplätzen Priestewitz und Jessen; V. Abtheilung Oberau bis Dresden, in 2 Sektionen: die 1. mit den Werkplätzen Oberau und Koswig, die 2. mit den Werkplätzen Trachau und Dresden. —

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Ludwig Kreysig.

(Fortsetzung.)

Sein höchster Wunsch, eine Reise zu seiner praktischen Ausbildung machen zu können, ward ihm fast wunderbar realisirt. Die medizinische Fakultät verlieh ihm nämlich das von dem edlen von Sternbach so eben erst gestiftete sogenannte kregelsternbachsche Stipendium zu einer solchen Reise, wodurch es ihm möglich ward, im Jahre 1792 Mailand und die Universität von Pavia zu besuchen, welche durch Männer, wie Peter Frank, Scarpa, Paletta, Spelagoni, Volta, Moscati zum ersten Range unter den medizinischen Schulen jener Zeit erhoben worden war. Bei seiner Rückkehr nach Leipzig erlangte Kreysig bald nach einander die akademischen Würden eines Magisters der Philosophie und eines Doctors der Medizin und Chirurgie, sowie im Jahre 1795 das Recht, Collegia zu lesen und später in die medizinische Fakultät einzurücken durch mehrere Disputationen, wovon ich nur seine zweitheilige Schrift: „De secretionibus in universum" erwähnen will, da die Aufführung seiner sämmtlichen akademischen Gelegenheitsschriften hier zu weit führen würde. Und gerade eine solche kleine Gratulationsschrift zu einer Doctorpromotion, „Aristotelis de sono et voce humana theoria cum recentiorum decretis comparata" (Lips. 1795.), welche er eigentlich der philosophischen Fakultät bei seiner Habilitation hatte präsentiren wollen, weil sie zugleich von seiner Kenntniß der griechischen Sprache und von seinem tiefen Eingehen in die schwierigsten Lehren der Physiologie ein sprechendes Zeugniß gab (eingerückt in das 2. Heft von Sprengels Beiträgen zur Geschichte der Medizin), schien sein Schicksal für's ganze Leben bestimmen zu sollen, so wenig Werth er selbst auf diesen frühen schriftstellerischen Versuch zu legen gewagt hatte. Denn sie hatte die hohe Behörde veranlaßt, ihn schon im Jahre 1796, nachdem er nur ein Jahr lang Vorlesungen in Leipzig zu halten angefangen und eine Schrift: „de peripneumonia nervosa" (Leipzig 1795), noch herausgegeben hatte, als substituirten ordentlichen Professor der Pathologie und Chirurgie nach Wittenberg zu berufen, da sein Vorgänger, Dr. Leonhardi, als Leibarzt des Kurfürsten nach Dresden gegangen war, nach der sonderbaren Weise der guten alten Zeit, aber doch noch die ordentliche Professur in Wittenberg hatte beibehalten können. Kreysig folgte diesem Ruf um so freudiger, als er dadurch seine ihm schon vor der Abreise nach Italien verlobte Braut, eine junge Witwe (des Dr. jun. Rolle), geb. Schmidlein aus Leipzig, früher als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde, heimzuführen in den Stand gesetzt wurde, die ihn in 43jähriger, im Ganzen glücklich zu nennender, jedoch kinderloser Ehe treu durch das Leben begleitet und nur wenige Monate überlebt hat. In Wittenberg lehrte Kreysig sieben Jahre hindurch fast alle Theile der Medizin, indem er im Jahre 1801, anstatt der obigen, die Professur der Anatomie und Botanik durch Aufrücken in die Fakultät überkam, wodurch er eigentlich erst zum ernsteren Studium und zur Liebe der letzteren Wissenschaft hingeleitet wurde, die sein ganzes übriges Leben ihm werth geblieben ist. Auch hatte er durch eigne Mittel das erste ambulatorische Klinicum, ein wichtiges und jetzt für beinahe unentbehrlich gehaltenes Mittel zur praktischen Ausbildung der Schüler der Medizin, in Wittenberg errichtet, wozu eine ausgebreitete, bald nach seiner Niederlassung daselbst gewonnene Land-Praxis, die er meist zu Pferde besorgte, und aus welcher er noch später oft die Gründe seiner hohen Achtung der Heilkraft der Natur ableitete, die beßte Gelegenheit geben mochte. In dieser Periode schrieb Kreysig, außer einer Menge akademischer Dissertationen und Programme, welche meist physiologische Gegenstände oder die Lungenentzündung betrafen, und zahlreichen Aufsätzen in Hufelands, Rusts und Herbers Journalen, so wie Recensionen in kritischen Zeitungen, als Hauptwerke seine „neue Darstellung der



Bahnhof der leipzig-dresdner Eisenbahn
in Dresden.

physiologischen und pathologischen Grundlehren" (2 Theile, 1798 und 1800), und später das noch immer werthvolle Werk „über die Scharlachkrankheit nebst der Beschreibung einer bösartigen Friselepidemie", welche 1800 in Wittenberg herrschte (Leipzig, 1802). Schon in diesen Schriften, so wie in seinem Wirken als Lehrer und als praktischer Arzt offenbarte sich der Charakter seiner ganzen wissenschaftlichen Richtung, nämlich das Streben, die Grundlehren der Pathologie auf die Gesetze des Lebens in gesundem Zustande, auf die Physiologie, zurückzuführen und zu basiren, und dadurch den Weg zu einem naturgemäßen Handeln am Krankenbette zu finden, welcher gleichweit entfernt ist von roher Empirie, wie von der luftigen, aller Erfahrung spottenden, Systemsucht. So ist es ihm gelungen, sich immer vom Einfluß der herrschenden medizinischen Systeme, der Nervenpathologie, der Brownmanie, der Erregungstheorie, unabhängig zu erhalten; und wenn er sich demselben auch nicht ganz entziehen konnte und wollte, so hatte dieß seinen guten Grund darin, daß in jeder Zeit, welche gewisse philosophische und medizinische Systeme erzeugt, immer auch gewisse Zustände und Bedingungen liegen, die sie als nothwendiges Glied im Entwickelungs- und Weiterbildungsgange dieser Wissenschaften erscheinen lassen.

Der Ruf seiner vielseitigen Wirksamkeit stieg daher so schnell, daß er schon im Jahre 1803, im 33. Lebensjahre, zum Leibarzte des Kurfürsten ernannt und mit dem Charakter als wirklicher Hofrath nach Dresden berufen wurde. „So schmerzlich mir die Trennung von der Laufbahn als akademischer Lehrer war," sagt Kreysig bei dieser Gelegenheit, „so glücklich fühlte ich mich in der Nähe eines Fürsten, welcher in der Vervollkommnung seiner selbst bis zu einem gewiß höchst seltenen Grade sich emporgeschwungen hatte, und seine durch viele Kenntnisse sowohl, als durch einen höchst scharfen, klaren Verstand gewürzten Unterhaltungen vermöge der reinen Heiterkeit und Milde seines Gemüthes so höchst interessant als liebenswürdig zu machen wußte." — Er begleitete seinen König Friedrich August, als derselbe im Jahre 1807 Herzog von Warschau geworden war, zu vier verschiedenen Malen nach Polen, wo er durch die Erfolge einer glänzenden ärztlichen Praxis seinen Namen in den nordischen Ländern berühmt machte, die ihm von da an alljährlich bis an's Ende seines Lebens eine Menge von ausgezeichneten und reichen Kranken sandten, welche seine ärztliche Berathung suchten; ging 1809 mit ihm nach Paris (von wo er gerade noch zur rechten Zeit zurückkam, um seine ihn über Alles liebende Mutter noch einmal in Eilenburg zu besuchen und ihr die Augen zuzudrücken), und 1813 nach Plauen, Prag, später nach Leipzig, und theilte 1813—1815 dessen Schicksale in Berlin, Friedrichsfelde und Preßburg. Kreysig hatte sich schon vor der Schlacht bei Leipzig auf eine lange Abwesenheit vom Vaterlande gefaßt gemacht, daher, wie auch früher immer bei Reisen, seine gesammelten Materialien und das damals vorzüglichste und fast einzige Werk über die Herzkrankheiten, von Senak, mitgenommen, als er eines Tages plötzlich den Befehl zu der noch in derselben Nacht zu bewerkstelligenden Abreise nach Leipzig erhielt. Ein Aufenthalt von fast 1½ Jahr in und bei Berlin gewährte ihm die langersehnte Muße, sein berühmtes Werk „über die Krankheiten des Herzens" (4 Thl., Berlin, 1814—1817), in's Italienische übersetzt (Pavia 1819), auszuarbeiten, wozu die Anlage seit fast 20 Jahren gemacht war, innerhalb welcher er diese Leiden mit besonderer Aufmerksamkeit in der Natur verfolgt und die Annalen der Medizin über sie studirt und ausgezogen hatte. Interessant war es, daß, da er mit anhaltender Anstrengung seinen Gegenstand verfolgte, in der Besorgniß, den Faden zu verlieren, wenn er vor der Beendigung wieder in sein altes praktisches Geleis versetzt würde, und oft scherzhaft sagte: „ich muß mit meinem Werke fertig werden, wir kommen nicht eher aus Berlin," daß diese Ahnung buchstäblich in Erfüllung ging. Denn denselben Tag, an welchem er früh die Revision der Handschrift des 3. Bandes (der 4., nur Krankheitsgeschichten und Nachträge enthaltend, erschien später), mitten unter dem Drucke einer heftigen Migraine (ein ihm habituelles Erbübel, das ihn von Zeit zu Zeit auf einen Tag unfähig zur Arbeit zu machen pflegte), vollendet hatte, erhielt er noch Abends die Nachricht, daß der König schon den 3. Tag, einer Einladung des Kaisers von Oestreich zufolge, nach Preßburg abreisen werde. Er folgte ihm dahin (während seine Gattinn, die er nach Berlin hatte nachkommen lassen, direkt nach Dresden zurückkehrte), besuchte von da aus nochmals Wien und traf am 7. Juni 1815 mit dem seinem Lande zurückgegebenen König wieder in Dresden ein. Hier ward ihm, in Anerkennung seiner gegen König und Vaterland bewiesenen Treue, als einem der ersten das Ritterkreuz des neu errichteten Civil-Verdienst-Ordens verliehen, und seine praktische Thätigkeit von neuem und mehr als je von In- und Ausländern, deren Viele nun sein weit verbreiteter Ruf nach Dresden führte, in Anspruch genommen. Er verdankte diesen Ruf nicht blos seiner Berühmtheit als Schriftsteller, sondern vielmehr seinem der Nachahmung aller Fachgenossen nicht genug zu empfehlenden Benehmen am Krankenbette. Denn (wie mit Recht in seinem in der leipziger Zeitung gegebenen Nekrolog gesagt wird): „seinen Kranken verstand er unbedingtes Vertrauen einzuflößen, und wer je so glücklich gewesen ist, von ihm in einer ernsten Krankheit behandelt zu werden, der wird sich des mächtigen und wohlthuenden Eindruckes erinnern, den die eigenthümliche Ruhe und Klarheit seines Blickes, die eingehende Gemüthlichkeit seiner Unterhaltung, sowie die Energie seines Willens, selbst wenn sich derselbe, wie wohl zuweilen geschah, in strengerer Form zu erkennen gab, auf die Seele des Leidenden ausübte." Seine Wirksamkeit entfaltete sich aber von nun an zugleich in einer neuen Richtung durch mittelbare und unmittelbare Theilnahme an der Verwaltung des vaterländischen Medizinalwesens. Denn hauptsächlich auf seinen Betrieb und nach seinem Plane errichtete der König die Heilanstalt für Geisteskranke auf dem Sonnensteine bei Pirna, und nach einem von ihm und dem jetzigen Director Hof- und Medizinal-Rath D. Seiler ausgearbeiteten, von Reil in Halle begutachteten und genehmigten Plane ward das bis dahin blos der Bildung von Militärärzten gewidmet gewesene Collegium medico-chirurgicum im Jahre 1816 zur medizinisch-chirurgischen Akademie umgestaltet, eine Anstalt, deren Zweckmäßigkeit in neuerer Zeit allerdings viele, zum Theil nicht unbegründete Angriffe erleiden mußte,

die aber an sich, als medizinische Unterrichtsanstalt betrachtet, gewiß höchst ausgezeichnet zu nennen ist, und in jener Zeit, wo durch den Krieg und die verheerenden Nervenfieber die Reihen der Aerzte so sehr gelichtet worden waren, auch ein wahres Bedürfniß sein mochte, während sich jetzt durch die Ueberfüllung aller Gegenden des Landes mit wissenschaftlich und auf der Universität gebildeten Aerzten die Verhältnisse ganz anders gestaltet haben. Kreysig mochte, neben dem richtig erkannten Bedürfniß einer Vervollkommnung der vorhandenen Anstalt, auch durch den Wunsch, sein seit 12 Jahren ungern verlassenes Lehreramt wieder aufnehmen zu können, unwillkürlich zum eifrigen Betrieb jener Maßregel gestimmt worden sein. Wirklich übernahm er auch die Professur der speciellen Pathologie und Chirurgie und das Directorium der medizinischen Klinik an der neuen Akademie, und da er gleichzeitig, nachdem durch die Aufnahme von vier Aerzten in die Landesregierung eine kräftigere und schnellere Handhabung der medizinischen Polizei bewirkt und eine oberste Instanz für das Gesundheitswohl in's Leben gerufen worden war, als Hof- und Medizinal-Rath auch an dieser Behörde Theil nahm, und gerade in dieser Periode des Lebens seine Privatpraxis auf ihren Höhenpunkt gestiegen, der Andrang von Hilfesuchenden aus der Nähe und Ferne, besonders im Sommer, wenn die Kranken, wie Zugvögel, aus dem Norden zum Besuch der deutschen Bäder ankamen, ungeheuer war; so kann man den regen Fleiß und die unausgesetzte Thätigkeit, welche es ihm, allen diesen Anforderungen vollkommen zu genügen, möglich machten, in der That nicht genug bewundern. Dazu kommt, daß er als Leibarzt des Königs einen Theil des Sommers im königlichen Hoflager zu Pillnitz zuzubringen verpflichtet war, und im Drange der Berufsgeschäfte nicht blos sein Kranken-Journal mit musterhafter Ordnung und Genauigkeit fortführte, und eine höchst ausgebreitete ärztliche Korrespondenz unterhielt, sondern auch seiner literarischen Thätigkeit ununterbrochenen Fortgang gab, und gerade in dieser seiner glänzenden Lebensepoche einige treffliche schriftstellerische Arbeiten herausgab, wovon ich nur das freilich unvollendet gebliebene, daher und wegen einer etwas schwerfälligen Schreibart nicht genug gelesene und verkannte System der praktischen Heilkunde (1. und 2. Theil, 1818 und 19), und das zuerst im Jahre 1825 und in zweiter Auflage 1828 erschienene, wahrhaft klassisch zu nennende Werk: „über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwasser von Karlsbad, Ems, Marienbad, Eger, Pyrmont und Spaa," welches in das Französische und Englische übersetzt worden ist, nennen will. Er sagt von letzterer Schrift (welche zugleich nicht wenig dazu beigetragen hat, der unsterblichen Erfindung unseres Struve, der künstlichen Nachbildung der Mineralwasser, die wohlverdiente Achtung zu verschaffen), daß sie eigentlich seine Ansichten über die Gesetze des Lebens im normalen und kranken Zustande und die darauf gebauten Lehren über die Natur der chronischen Krankheiten, wiewohl kurz und nur angedeutet, doch am vollständigsten entwickelt enthalte. Die in Dresden ihm, dem geschätztesten und unablässig zu medizinischen Konsultationen von seinen Kollegen, denen er dabei mit der größten Humanität und Wohlwollen begegnete, zugezogenen Arzte so reichlich gebotene Gelegenheit, so viele Arten der schwierigsten chronischen Krankheiten zu beobachten und zu behandeln, begünstigte nicht wenig seine Forschungen in diesem Felde, dessen Bearbeitung so mühselig ist und die größten Aufopferungen, Geistesruhe und Geduld, Hintansetzung aller Zerstreuungen und Lebensbequemlichkeiten, sehr großen Zeitaufwand und Fleiß gebieterisch erheischt, Opfer, zu deren Darbringung um so mehr nur das warme Interesse an der Wichtigkeit des Gegenstandes die Kraft geben kann, je häufiger sie von den Menschen mit Undank vergolten werden, wie selbst Kreysig oft genug hat erfahren müssen.

(Beschluß folgt.)

Blauenthal,

über eine halbe Stunde von Eibenstock und Sosa, sonst auch Unter-Blauenthal genannt, zum Unterschiede von Ober-Blauenthal an der karlsbader Straße, welches jetzt Wolfsgrün heißt, im Amte Eibenstock und Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Mulde und Bockau reizend gelegen, ein bedeutendes Hammerwerk, schon um 1500 gegründet und nach einer aus Nürnberg stammenden Familie Blau benannt, jetzt dem Hrn. C. L. Reichel zugehörig, hat ein bethürmtes Schloß, 1 Hohofen, 4 Frisch-, Stab- und Blechfeuer, 1 Zinnhütte, 1 Schleif- und 4 Pochwerke, bedeutende Holzung und Viehzucht, 1 Schäferei, gute Brauerei und Brennerei, 1 Mahl- und 1 Schneidemühle, 1 Ziegelei, 1 Gasthaus ꝛc. In der Nähe befindet sich auf einem Felsen ein Belvedere. Dazu gehören noch die 3 herrschaftlichen Pachtgütchen, die Spitzleithe, mit 1 Ziegelei und der wichtigen Eisenzeche „Gott segne beständig," welche ein langes von der Mulde getriebenes Gestänge hat, die Hinter- und die Oberplenerleithe. Es zählt über 20 Häuser mit mehr als 300 Einwohnern, welche nach Eibenstock eingepfarrt sind. Es hat aber seine eigne Schule, zu welcher sich auch Wolfsgrün hält, und einen Saal zu einigen kirchlichen Handlungen. Es steht unter den Obergerichten des Amtes, im Uebrigen aber unter dem jetzt reichel'schen Hammerwerke. — Die hiesige Gegend, wo sich die Mulde mit der Bockau vereinigt, und überall großartige Felsenpartien emporstarren, worin die Marr-, Plener- und andre hohe Leithen oder Berghänge, der Geierschwanz, die Teufelswand, die Hochmauer ꝛc. aufsteigen, gehört unstreitig zu den schönsten, wild romantischen, an denen das obere Erzgebirge so reich ist. Das vorliegende Bild zeigt das Schloß, dahinter die Brauerei, das Hammerwerk, die Ziegelscheune und einige andre Häuser nebst Gärten, Feldern und den nächsten Umgebungen. M.

Hierzu als Beilagen:
1) Der Marktplatz in Zittau. 2) Bahnhof der leipzig-dresdner Eisenbahn in Dresden. 3) Blauenthal.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Nach d. Natur gez. v. C. W. Arldt   lith. v. C. Müller.

Blauenthal.



Nach d. Natur gez. v. C. Maltsch. Lith. v. C. Müller.

Das Schloss und die Domkirche in Wurzen.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 22. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Das Schloß und die Domkirche zu Wurzen.

Unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt Wurzen, deren Ansicht, nebst Geschichte und Beschreibung, die Saxonia bereits im 2. B. Nr. 22. und 23. geliefert hat, nehmen das Schloß und die Domkirche, aber außerhalb der Stadt, seit dem 12. Jahrhunderte als Kollegiatstift dem meißner Bisthume, seit dem 16. mit diesem den Kurfürsten von Sachsen gehörig, unstreitig die ersten Stellen ein. Schon der 2. Bischof Volhold hatte 994 von dem merseburger Grafen Esiko einige Muldengüter gekauft, welche der Bischof Esiko im folgenden Jahre übernahm und aus denselben ein Kloster stiftete, woraus der 11. Bischof Herwig, aus Wurzen gebürtig, 1114 daselbst ein Kollegiat- oder niederes Stift errichtete, ein Schloß und eine Stiftskirche erbauete. Beide geriethen nach und nach in Verfall und der Bischof Johann von Saalhausen führte in den Jahren 1491 bis 1497 ein ganz neues Schloß auf, und verlegte seine Residenz mit der Stiftsregierung nach Wurzen. Dieses Schloß, für die damalige Zeit eben so schön und geräumig als dauerhaft und fest, war dreifach gewölbt, mit 2 Thürmen geziert und mit einem Graben umgeben, hatte 3 Stockwerke, einen großen Saal, eine Kapitelstube und einen Thorthurm mit Gefängnissen, und kostete daher auch die damals bedeutende Summe von beinahe 14,000 Thlr. Das erste Stockwerk diente als Residenz den Bischöfen, welche sich hier so gern und so häufig aufhielten, daß man scherzweise sagte: „sie hätten aus Liebe zur Tochter (zum Kollegiatstift) die Mutter (das Hochstift Meißen) vernachlässigt." — Schon 1519 brannte ein großer Theil des Schlosses ab, welchen jedoch der Bischof von Schleinitz sogleich wieder herstellen ließ; 1547 litt es abermals durch Einschlagen des Blitzes und 1631 gingen alle 3 Thürme in Feuer auf; nur einer ward 1670 wieder aufgesetzt und an die Stelle des Thorthurmes kam das Pfarrhaus. In diesem Schlosse war es auch, wo Bischof Johann IX. von Haugwitz seinen Krummstab als letzter Bischof, den 20. Okt. 1581, freiwillig niederlegte und die Ritterschaft und die Stifter Meißen und Wurzen ihrer Pflicht entließ. Das Stiftsgebiet, seitdem Eigenthum der Landesherren, welche das Stift, aus 1 Propst, 1 Dechant, 5 Domherren, 1 Stiftssyndicus und 1 Adjunkt bestehend, fast nur dem Namen nach fortdauern ließen, ward hierauf 1663 den Kurlanden auf immer einverleibt und von der Stiftsregierung, welche aus 1 Hauptmann, 1 Kanzler, 9 Räthen rc. bestehend, zwar noch verwaltet, diese aber in der neuesten Zeit auch aufgelöst. Die Stiftsregierung bildete, mit dem Superintendenten zu Wurzen, zugleich auch das Stiftsconsistorium, welches 1581 vom Kurfürsten August gestiftet wurde und erst 1593 das Recht erhielt, seine Geistlichen zu konfirmiren. Bis dahin war das Schloß Sitz der Stiftsbehörden, seitdem des Justiz- und Rentamtes. Im 3. Stockwerke werden die jährlichen Generalkonvente des Stifts gehalten; sonst mußten auch alle Pfarrer desselben am Kapiteltage erscheinen und wurden von einem leipziger Theologen als Domherrn über die Artikel des augsburger Glaubensbekenntnisses examinirt. Westlich vom Schlosse, welches eine sehr angenehme Aussicht auf die untere Muldenaue mit ihren üppigen Wiesen gewährt, steht das bisherige Regierungshaus und in der Nähe die Schloßbrauerei.

Links vor dem Domthore steht auf der Domfreiheit die gewöhnlich sogenannte Dom-, richtiger aber nur Stiftskirche, welche 1114 von dem Bischof Herwig eingeweiht wurde. Sie war anfangs ziemlich klein, brannte im 15. Jahrhundert ab und ward seitdem mehrmals erweitert und erneuert. An das Schiff baueten 1508 die Gebrüder Gebende den östlichen Theil an, worauf 1513 der Bischof Johann von Saalhausen den westlichen, oder die saalhäuser Kapelle, mit besonderer Orgel und Singchor, deren Fußboden er mit Marmorplatten belegen und das Dach mit Kupfer decken ließ. Dieser Bischof las auch gern in der Bibel und äußerte mehrmals: er finde in derselben eine ganz andre Religion als die seiner Zeit. — In der Domkirche ward auch durch einen Marschall der Vergleich verlesen, welchen Philipp von Hessen, Moritzens Schwiegervater, zwischen ihm und dem Kurfürsten 1542 vermittelte und dadurch den sogenannten Fladenkrieg beseitigte. Das Schiff, mit den Kapellen der Stiftsregierung, des Amtes rc. enthielt bis 1818 viele Gemälde und Grabmäler, welche bei der damaligen Haupterneuerung, durch den Stifts-Regierungsrath von Ampach und den Superintendenten D. Fiedler, nach den Angaben des Propstes und Baumeisters D. Stieglitz, zum Theil entfernt wurden, wie denn auch das Thor mit seinen 3 Statuen in Lebensgröße: dem Evangelisten Johannes, dem Kaiser Otto I. und dem heiligen Donatus, Bischof von Aretia, — dessen Hirnschädel hier auch als Reliquie aufbewahrt wurde — durch jene zeitgemäße Renovation mehrfache Veränderung erfahren, das Innere der Kirche aber dadurch ein heiteres Ansehen erhalten hat. Am Hauptaltare, welchen der letzte Bischof errichten ließ, und zu welchem 7 Stufen führen, zeigt ein Gemälde die Einsetzung des heiligen Abendmahls, wo man moderne Weingläser, Semmeln, Sallatschüsseln, wurzner Pfennigbrode und selbst 3 Livree-Bediente erblickt. — Die beiden kleinen Thürme der Domkirche sind ziemlich hoch und dienen der Stadt zur Zierde. Dicht an die Domkirche stößt das Kapitelhaus, wo sich die

Domherren zu den jährlichen Generalkonventen zu versammeln pflegen. M.

Das Rathhaus in Leizig.

Wenige Städte haben in kurzer Zeit ihre äußere Gestalt so sehr verändert, als dieß mit Leipzig der Fall ist. Wie sehr aber auch diese Stadt dadurch an Größe und Schönheit gewonnen haben mag, so ist doch zugleich jenes alterthümliche Ansehen, welches dem ehrwürdigen Nürnberg z. B. einen ganz besondern Reiz verleiht, hier völlig verschwunden. Nur einzelne Gebäude stehen noch da als stumme Zeugen einer längst untergegangenen Zeit.

Zu diesen Gebäuden gehört auch das Rathhaus, welches fast die ganze Morgenseite des, dem berühmten St. Markusplatze an Größe nur wenig nachstehenden, Marktes einnimmt. — Es scheint auf derselben Stelle erbaut zu sein, wo sich das frühere, jedoch viel kleinere und nicht freistehende, Rathhaus befunden hat. Das jetzige Rathhaus wurde im Jahre 1556 innerhalb 9 Monaten von Grund aus neu erbaut, wie eine noch ziemlich leserliche Inschrift verkündet, welche auf allen vier Seiten an dem Friese des Gebäudes herumläuft. Sie schließt mit den Worten: Dem Herrn allein die Ehre! Denn so der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten die Bauleute umbsonst; wo der Herr nicht die Stadt behütet, wachet der Wächter umbsonst." — Sein Erbauer war der damalige Bürgermeister und berühmte Architekt Hieronymus Lotter, — derselbe, welcher auch einige Jahre früher nach dem Muster der mailänder Citadelle die Pleißenburg aufgeführt hat. Der Aufwand des Rathhausbaues belief sich auf mehr als 11,000 Gulden; doch ward schon 1599 eine Hauptreparatur nöthig. Im J. 1671 mußte man abermals zu einer Erneuerung des Hauses schreiten.

Die Hauptfronte des zwei Stock hohen, ganz massiven Hauses, mit einem etwas vorspringenden Thurmgebäude, ist nach Westen gerichtet, und hat sechs, die dem Naschmarkte zugewandte Rückseite aber sieben hohe Giebel. Die Breite zeigt 35, mit eisernen Gittern versehene Fenster. Der Eingang, welcher zugleich Durchgang ist, befindet sich unter dem Thurme, und wird durch ein von vier Säulen umgebenes Portal gebildet, über welchem zwei bärtige Köpfe mit drohendem Ernste in's Getümmel des Marktplatzes hinausschauen. Zur linken Seite des Einganges zeigt sich — noch drohender — der auf einer Erhöhung befindliche, mit einem eisernen Geländer umgebene Pranger, auf welchem Diebe, in früheren Zeiten auch muthwillige Bankerottirer, der öffentlichen Beschimpfung Preis gegeben wurden. Neben dem schmachvollen Halseisen, welches sie dann tragen müssen, hängen eine eiserne Elle und andre leipziger Normalmaße. Ueber dem Eingange sieht man einen bedeckten Balkon und weiter hinauf einen kleinen Austritt. Auf jenem lassen sich in bestimmten Vormittagsstunden der marktfreien Wochentage die Stadtmusiker hören; auch dient er bei Feierlichkeiten, die auf dem Markte Statt finden, den Rathsherren zum Versammlungsorte.

Ganz oben im Thurme ist seit 1599 eine große, eiserne, vom annaberger Uhrmacher Georg Werner verfertigte Uhr angebracht, welche damals 700 Fl. kostete. Sie hat drei auf drei Seiten des Thurmes befindliche Zifferblätter, schlägt Stunden und Viertelstunden, und zeigt zugleich an einer beweglichen halb schwarzen, halb vergoldeten Kugel die Veränderungen des Mondes an. Sie ist die einzige Schlaguhr der innern Stadt und die große Zeitmesserinn für ganz Leipzig. (Außerdem hat nur der Johannisthurm in der Vorstadt seit 1797 eine Schlaguhr.)

Im Thurmgebäude führt eine breite, lichte Treppe zuerst in den großen, mit Quadersteinen belegten Saal des zweiten Stockes. Er gehört zu den größten Sälen Deutschlands und war sonst mit vielen lebensgroßen Bildnissen kurfürstlicher und anderer vornehmer Personen geschmückt, deren bärtige Gestalten aber jetzt verschwunden sind. Nur ein großer, gewirkter Teppich — das Urtheil des Salomo darstellend — hat noch seinen alten Platz behauptet. Sowohl in den an diesen Saal sich anschließenden Zimmern, als in einigen andern des Dachgeschosses werden die verschiedenen Zweige der Gerichtsbarkeit verwaltet: denn schon 1435 überließ Friedrich der Sanftmüthige dem leipziger Rathe die Obergerichtsbarkeit über Stadt und Land um 3000 rhein. Goldgülden. Hier ist auch die Rathsstube, in welcher der Magistrat seine Versammlungen hält, die Stadtschreiberei, das Stadtgericht, die Schoßstube, das 1682 gestiftete Handelsgericht, das Landgericht (sonst Landstube), die Stadtwechselstempel-Expedition, das Rügengericht, die Vormundschaftsstube, das Servis- und Einquartirungsbüreau. Bis 1687 wurden auf dem Rathhause die obersächsischen Kreistags-Versammlungen gehalten; auch hatten hier der Schöppenstuhl und das Oberhofgericht einst ihre Lokale. Die Gefängnisse des Dachstockwerkes wurden sonst sehr benutzt; doch ist jetzt hinter dem Rathhause, an der andern Seite des Naschmarktes, ein besonderes Kriminalgebäude errichtet worden.

Im Erdgeschosse des Rathhauses befindet sich die Einnahme der Kriegsschuldentilgungsabgabe und die Wohnung des Hausvaters. Auch ist hier die Wachstube der Gerichtsdiener, welche vielleicht einigen unserer Leser aus dem ergötzlichen „Renommisten," diesem klassischen Gedichte des noch nicht veralteten Zachariä, bekannt sein wird. — Die ganze Vorderseite des Erdgeschosses aber ist — für eine Handelsstadt in der That charakteristisch — von Kaufläden eingenommen und heißt im Munde des Volkes „unter den Bühnen." — K—sch.

Friedrich Ludwig Kreysig.

(Beschluß.)

Als einen schönen Lohn seiner Bemühungen sah er neben der im Ganzen ihm doch reichlich zu Theil gewordenen Anerkennung von Seiten seiner Mitbürger, die Ehre an, von vielen gelehrten Gesellschaften als Mitglied und Ehrenmitglied aufgenommen worden zu sein, wovon ich nur die zu Wien, Moskau, Berlin, Neapel, London, Stockholm und zuletzt (bei Gelegenheit des Universitäts-

Jubiläums) Göttingen, als die vorzüglichsten, nennen will. Als ein besonderer Zweig seiner Thätigkeit sind auch die zahlreichen schriftlichen Gutachten zu nennen, die er auf schriftliche und mündliche Anfragen in schwierigen Krankheitsfällen, mit so großem Scharfblicke, Umsicht und Gründlichkeit ausarbeitete, daß dieselben zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was auf diesem Gebiete in neuerer Zeit geleistet worden ist. So viele und umfassende Leistungen wurden nur durch die unermüdetste Thätigkeit und eine streng geregelte Lebensordnung möglich, deren Mittheilung nicht ohne Interesse ist.

In der Zeit des kräftigen Mannesalters stand Kreysig täglich um 4 Uhr auf, arbeitete bis gegen 9 Uhr, ging dann aus und besuchte theils zu Fuße, theils zu Wagen, seine Patienten bis 2 Uhr. Während des Mittagsessens las er, oft zum Mißvergnügen seiner Gattinn, die Zeitungen, hielt dann eine kurze Nachmittagsruhe, in welcher er sich nicht gern stören ließ, empfing von 4 bis nach 5 Uhr Besuchende im Hause, arbeitete dann wieder, wenn nicht Ueberhäufung mit Praxis ein früheres Ausgehen nöthig machte, bis gegen 7 Uhr und ging dann wieder bis gegen 9 Uhr zu Krankenbesuchen aus. Nach dem Abendtische las er medizinische Journale und leichte Schriften und ging um 10 Uhr zu Bett. Dabei lebte er im höchsten Grade mäßig: er trank früh ein paar Tassen Kaffee, aß zum Frühstück um 9 Uhr nur etwas trocknes Franzbrod und Mittags bei ein paar Gläsern Wein nicht mehr als ein frugales Gericht, um 4 Uhr eine Tasse Kaffee und dann nur wieder um 9 Uhr eine Suppe und eine mäßige Portion gebackene Pflaumen, die in der Erdbeerzeit durch eine Schaale Erdbeeren ersetzt wurde. Wenn es zugestanden werden muß, daß die Fülle der Gesundheit, der sich Kreysig bis an das Ende seines Lebens erfreute, ihm mehr als vielen Andern zu leisten ermöglichte; so darf doch nicht verschwiegen werden, daß dieß nicht immer so war, daß er vielmehr als Jüngling kränklich und am Unterleibe leidend gewesen und neben großer Aufmerksamkeit auf seinen Körper, die zuweilen an Hypochondrie streifte und alle Schädlichkeiten sorgfältigst vermeiden ließ, nur eben durch diese strenge Lebensordnung und große Mäßigkeit darüber hinweggekommen ist, wobei ich noch die sehr heilsame Gewohnheit erwähnen will, daß er sich jeden Morgen den ganzen Körper mit Flanell frottirte, auch bei beginnendem Unwohlsein sogleich die zweckmäßigsten Mittel anwendete, selbst ein paar Mal Mineralwasserkuren in Karlsbad und in der struve'schen Anstalt zu Dresden gebraucht hat. Die periodisch eintretende Migraine, die ich oben erwähnt habe, mochte eine heilsame und kritische Operation der Natur sein, die ihn vor mancher andern Krankheit bewahrte. Indeß ward er doch im Jahre 1822, kurz nachdem er, schon im Vorgefühle der Krankheit und des herannahenden Alters, seine Stelle bei der medizinisch-chirurgischen Akademie niedergelegt hatte, von einer lebensgefährlichen Luftröhrenentzündung, und im Jahre 1833 vom Schleimfieber befallen, überstand aber beide Krankheiten glücklich und lebte nach wie vor seinem Berufe treu, nur daß er sich dabei seit 1822 von seinem geliebten (nach dem Tode von dessen Vater, praktischem Arzte in Eilenburg, an Kindesstatt angenommenen) Neffen, den schon im Jahre 1837 ihm vorausgegangenen D. Karl Franz Francke (s. Nekrolog der Deutschen 1839), unterstützen ließ. Und wie er nach dem im Jahre 1827 erfolgten Tode seines hochverehrten Königs Friedrich August theilweise Dispensation von den Funktionen eines ordentlichen Leibarztes, namentlich hinsichtlich des Sommeraufenthaltes in Pillnitz nachgesucht und erhalten hatte, dem königlichen Hause aber mit aller Treue ergeben blieb und bei allen schweren Krankheitsfällen noch zugezogen wurde; so verminderte er allmählig auch seine Privat-Praxis, so daß er zuletzt nur noch bei wenigen Familien eigentlich Hausarzt war, wohl aber unausgesetzt zu Behandlung einzelner schwerer Krankheiten und zu Consultationen und Berathungen durchreisender Fremden bereit und thätig war. Auch machte es ihm immer Freude, wiewohl die Aufforderung dazu bei seiner hohen Stellung natürlich nur sehr selten an ihn gelangte, ärmeren Personen seinen Rath zu geben, und der Verfasser dieser Biographie war selbst Zeuge, wie er ein an Bleichsucht leidendes armes Bauermädchen in Behandlung nahm. Seine bis zur letzten Lebenswoche regsame literarische Thätigkeit richtete sich in den letzten Jahren besonders auf philosophische Studien, wodurch er die Basis zu einer geläuterten Psychologie und Psychiatrie zu finden hoffte, die er zu der immer noch beabsichtigten Vollendung seines Systems der praktischen Heilkunde bedurfte. Seine letzte Arbeit war jedoch neben einigen, besonders den Kreislauf des Blutes betreffenden Journalaufsätzen, die neue Bearbeitung seines Werkes über die Herzkrankheiten, wovon der erste Theil zum Drucke reif war, als er abgerufen wurde.

Wenn es schon aus obiger Darstellung von Kreysigs Lebensordnung hervorgeht, daß ihm nur wenig Zeit zu Zerstreuungen und Vergnügungen übrig blieb, so verdient es kaum noch bemerkt zu werden, daß er sich solche nur selten erlaubte. Seine Erholung bestand neben dem jeweiligen Besuche der Oper und ausgezeichneter Konzerte fast nur in der Beschäftigung mit seinem Lieblingsstudium, der Botanik, und in dem Besuche und der Besorgung seiner Gärten und großartigen Treibhäuser, in welchen er die seltensten Erzeugnisse aller Zonen (durch ein auf einer langen und glänzenden ärztlichen Laufbahn wohlerworbenes großes Vermögen begünstigt) mit sehr bedeutenden Kosten vereinigt hatte, so daß sie in der botanischen Welt wahrhaft berühmt und häufig von Fremden und Einheimischen besucht worden sind.

Dem geselligen Umgange, so weit er sich nicht auf praktischen Wegen von selbst darbot, ward nur wenig, eigentlich zu wenig, Zeit gewidmet, vielleicht mehr wegen Ungunst häuslicher Verhältnisse, als nach eignem Gefallen. Einige Male, besonders am Weihnachtsfeste, vereinigte Kreysig seine, größtentheils auch in Dresden wohnhaften, zahlreichen Verwandten um sich, die in ihm den treuesten Freund und Helfer in jeder Lebenslage zu finden gewohnt waren. Sonst sah er nur selten und nur bei besonderen Veranlassungen, besonders wenn ausgezeichnete Fremde ihn besuchten, Gesellschaft in seinem Hause. Fast in jedem Sommer ward, in Begleitung seiner Gattinn und einer in späterer Zeit angenommenen Pflegetochter, eine längere Reise unternommen, in frühern Jahren meist nach den böhmischen Bädern zum Besuch der zahlreichen dahin gesendeten Kranken, später mehrmals zur Theilnahme

an den Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte (nach Berlin, Heidelberg und Prag), die ihn, wie früher zu Dresden selbst, mit den bedeutendsten Fachgenossen des Vaterlandes in freundschaftliche Berührung brachten; 1833 nach Italien, wo er bei seinem Jugendfreunde Joseph Franck am comer See in der Erinnerung längst vergangener Zeiten glückliche Tage verlebte, endlich im Jahre 1838 (mit seinem Freund D. Chauffrié dem ältern in Hamburg) nach England und Irland, wohin er sich besonders auch mit Rücksicht auf die dort so hoch stehende Pflanzenkultur, schon lange gesehnt hatte. Allein die geistigen Aufregungen und die körperlichen Anstrengungen, welche von diesem Besuche einer ihm ganz neuen vielbewegten Welt und einer so ganz veränderten ungewohnten Lebensweise unzertrennlich waren, scheinen für sein Alter zu viel gewesen zu sein. Er kam scheinbar ganz gesund und höchst befriedigt aus London heim, aber eine mit körperlicher Abspannung wechselnde geistige Aufregung und Gereiztheit, welche durch einige im nächsten Winter ihm auf Berufswegen zugestoßene Unannehmlichkeiten noch vermehrt wurde, waren seitdem nicht zu verkennen und je mehr Plane für die Zukunft er in dieser Stimmung noch reifen ließ, desto näher rückte die Katastrophe heran, die ihn, der darum auch im Tode noch ein Günstling des Glücks zu nennen ist, fast plötzlich und nach einer nur kurzen Krankheit, dem Kreise der Seinigen und der Welt entrissen hat. Am 27. Mai 1839 befiel ihn eine Kopfrose, die gleich anfangs mit Gehirnaffektion verbunden war, und schon am 4. Juni Morgens ¼3 Uhr sein thatenreiches Leben im 69. Jahre endete.

Das Ergebniß der Sektion wies, nächst einer von der letzten Krankheit abhängigen Ausschwitzung in der Hirnhöhle, organische Veränderungen in der Herzsubstanz und partielle Einnehmung des Magens nach, die auch ohne den mehr zufälligen Hinzutritt der Rose sein Lebensziel jedenfalls abgekürzt haben würden. Die sterblichen Ueberreste des Verewigten wurden in einem, durch Ausschmückung mit den schönsten Gewächsen seiner Häuser zu einem Garten umgeschaffenen Zimmer ausgestellt, und sein ehemaliger Schüler und Amanuensis Hr. D. Schilling sprach am Vorabende der Beerdigung einige Worte des Dankes und der Weihe an der von mehrern Freunden und Verwandten umringten Bahre. Am 7. Juni, dem 24. Jahrestage von Kreysigs Rückkehr aus dem langen mit seinem Könige getheilten Exil, in früher Morgenstunde ward seine entseelte Hülle mitten unter reichen Festons und Blumengewinden und in Begleitung von zahlreichen Freunden, Verehrern und Schülern, von einem großen Theile der Aerzte Dresdens, von den nach akademischem Brauch festlich geschmückten Studenten der Akademie und von den Mitgliedern der Gesellschaft Flora, zur Erde bestattet, und fünf Redner (Consistorial-Rath D. Francke, Hof- und Medizinal-Rath D. Carus, D. med. Gräfe, Prof. Löwe und Prediger Kohlschütter) sprachen über der Gruft, die den dem Vaterlande und der Menschheit zu früh entrissenen hochgefeierten Todten empfangen hatte. —

D. K—r.

Die leipzig-dresdner Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Da von Leipzig die erste Idee ausgegangen war, Leipzig die meiste Unterstützung gewährt hatte und auch das Directorium in Leipzig seinen Sitz nahm; so geschah von dort aus auch der Anfang des Baues und die Eröffnung der Bahn am 24. April 1837 nach Althen, 2 Stunden von Leipzig, indem man zuerst diese Bahnstrecke vollendete und den leipziger Bahnhof herstellte.

Während des Ankaufes des Grundes zur Bahnlinie von Leipzig bis an die Mulde, welche 42,217 Ellen lang und 1256 Besitzern gehörig, 44,435 Thlr. kostete, beschäftigte man sich zugleich mit dem vorzunehmenden Oberbau (dem Eisengestänge mit seinen Unterlagen) für die I. Abtheilung, indem (auf englische Art) ungefähr ⅓ massiv, ⅔ Holzbahn gebauet werden sollten, um eigene Erfahrungen und Beobachtungen dabei zu machen. Dieser letztere, der amerikanische Oberbau, besteht aus eisernen, mit gewölbten 2½ Zoll breiten, 1⅛ Zoll starken Plattschienen belegten fortlaufenden Geleisbäumen von 9 Zoll Höhe und 6 Zoll Breite, welche von 3 zu 3 Fuß, auf eisernen, 8 Zoll im Quadrat haltenden Querschwellen ruhen. Die Querschwellen selbst liegen auf kleinern, mit Kies und Steinknack ausgestampften Gräben. Der auf englische Art massiv gelegte Oberbau besteht dagegen aus gewölbten Kantenschienen, die Yard (Elle, 3 englische Fuß), 45 Pfund schwer, welche auf gußeisernen Stühlen ruhen, die auf kiefernen Querschwellen befestigt sind. Die erste Strecke bot schon sehr große, unerwartete Schwierigkeiten durch den Einschnitt bei Machern dar, welcher nächst dem Tunnel bei Oberau und der Elbbrücke bei Riesa, der schwierigste Punkt auf der ganzen Linie war. Auch machte die Chaussee bei Machern einen Winkel, daß sie die Eisenbahn in einer kurzen Strecke zweimal hätte überschreiten müssen; um diesen kostspieligen Uebelstand zu vermeiden, verlegte man die Chaussee (1480 Ellen), unter Leitung des Chausseebau-Inspektors von Metzsch, mit einem Aufwande von 1879 Thlr. 13 Gr. Der ganze Unterbau von Leipzig bis Wurzen kostete allein 300,000 Thlr. — Der Entwurf der Statuten ward unterdeß, nach vollständiger Bildung der Aktien-Gesellschaft, bei einer nochmaligen Prüfung, nach den Beschlüssen der 2. General-Versammlung, vom 15. Juni 1836, mehrfach abgeändert, und darauf erfolgte durch allerhöchstes Dekret vom 20. März 1837 die Bestätigung der Statuten.

(Fortsetzung folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Das Schloß und die Domkirche in Wurzen. 2) Das Rathhaus in Leipzig. 3) Die Eisenbahnbrücke bei Riesa.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



Die Eisenbahnbrücke bei Riesa.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 23. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

Das neue königliche Schauspielhaus in Dresden.

Schon bei den Griechen und Römern, den berühmtesten Völkern des Alterthums, gehörten öffentliche Schauspiele zu den häufigsten und vorzüglichsten Vergnügungen und die Theater waren, nach den Tempeln, die vornehmsten Gebäude derselben. So lange das Schauspiel, in Hinsicht auf Dichtung und Darstellung, noch in der Wiege lag, begnügten sich die Griechen mit einer Hütte aus Baumzweigen statt der Bühne, und Thespis, der angebliche Erfinder der Tragödie, bediente sich dazu eines Wagens, auf welchem er umher zog und seine rohen Stücke darstellte; als sich aber das Genie der Griechen zu der Kunsthöhe aufgeschwungen hatte, welche wir in den dramatischen Schriften derselben bewundern, verwandelten sich ihre hölzernen Theater nach und nach in steinerne Gebäude. Athen, Korinth, Aegina und andere griechische Städte, wurden mit Prachtbauten dieser Art geschmückt, und noch ziehen die Ueberreste solcher Bauwerke unser Erstaunen und unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Römer ahmten den Griechen nach und suchten sie durch die Größe und den Glanz ihrer Schauspielhäuser noch zu übertreffen. Das Theater des Marcellus in Rom konnte 22,000, und das des Aedilen Scaurus, welches 3000 eherne Statuen und 160 Säulen zierten, sogar 80,000 Zuschauer fassen.

In Deutschland pflegte man theatralische Darstellungen, welche hier erst im 15. und 16. Jahrhundert aufkamen und in sogenannten geistlichen Komödien oder Mysterien bestanden, unter freiem Himmel zu geben, und erst im 17. Jahrhundert, in dem die gewissere Geschichte der Schauspielkunst beginnt, wurden öffentliche oder Privatgebäude dazu benutzt, bis in den größern deutschen Städten, und namentlich in den Residenzen, eigentliche Schauspielhäuser an deren Stelle traten.

Zu Dresden baute Kurfürst Johann Georg II., nachdem unter der Regierung seines Vaters, Johann Georg I., im Riesensaale auf dem Schlosse Singspiele und Opernballets gegeben worden waren, im Jahre 1664 das erste Opernhaus am Taschenberge. In diesem Gebäude, das 1708 vom König Friedrich August I. zur katholischen Hofkapelle eingerichtet, nach Vollendung der großen katholischen Hofkirche aber im Jahre 1751 in ein Ballhaus verwandelt und 1802 zur Aufnahme des Hauptstaatsarchivs umgeändert wurde, hatte man bereits mehre Schauspiele und italienische Opern, an welchen letztern Kurfürst Johann Georg III. vorzüglich Gefallen fand, zur Aufführung gebracht. Statt dessen ließ König Friedrich August I. am 9. Sept. 1718 den Grund zu dem noch vorhandenen großen Opernhause am Zwinger legen, welches von Bibiena, Dünebier und Maurot erbaut, schon am 3. Sept. 1719, bei der Vermählung des Kurprinzen Friedrich August, nachherigen Königs von Polen, mit der Erzherzoginn von Oestreich, Maria Josepha, durch die Oper Giove in Argo, feierlich eröffnet wurde. Hier fanden, unter der Regierung der beiden sächsischen Könige von Polen, während des Carnevals, Opern mit einem solchen Bühnenprunke Statt, daß eine einzige Vorstellung oft 100,000 Thlr. gekostet haben soll. Im Jahre 1782 ward dieses große Gebäude, in welchem 1769 bei der Vermählung des Kurfürsten Friedrich August III., nachherigen Königs von Sachsen, mit der Prinzessinn Maria Amalia Augusta von Zweibrücken, die letzte Oper (la Clemenza di Tito, komponirt von Naumann), gegeben worden war, durch den Hofmaschinen- und Hofzimmer-Meister Reuß, in einen Redutensaal verwandelt.

Außer diesem Opernhause waren noch zwei kleine Theatergebäude, das eine am Taschenberge und das andere im Zwinger stehend, vorhanden. Ersteres, dessen Dach eine Pyramide trug, ward späterhin abgetragen, und das zweite, 1746 erbaute, ging am 29. Jan. 1748 in Flammen auf. In beiden wurden italienische Opern und Dramen, wozu weniger Aufwand als bei den Darstellungen im großen Opernhause erforderlich war, aufgeführt. Auch ward unter August dem Starken ein Theater im großen Garten angelegt, wo im Freien kleine Lust- und Schäferspiele gegeben wurden, von dem noch jetzt die Spuren sichtbar sind, und später ließ der Premier-Minister Graf Brühl in einem Gebäude seines Wallgartens das noch daselbst befindliche Theater zu gleichem Zweck einrichten.

Von 1754 bis 1755 wurde das sogenannte kleine Hoftheater bei der katholischen Kirche, anfänglich größtentheils von Holz, dann 1761 durch den Hofmaschinenmeister Reuß, auf Kosten des Unternehmers Moretti, von Stein aufgeführt. Der Hof kaufte dieses Gebäude 1765 für 22,000 Thlr. und ließ es zu deutschen, italienischen und französischen Schauspielen und Opern, die seitdem darin gegeben und von ihm regelmäßig besucht wurden, herstellen. Indeß entsprach dieses Bauwerk, obgleich es im Jahre 1783 erweitert und 1793 mit einer Vorhalle versehen wurde, keineswegs seiner Bestimmung, und der Wunsch, ein neues, schöneres und zweckmäßigeres Schauspielhaus in Sachsens Königsstadt ausgeführt zu sehen, ward von Einheimischen und Fremden immer tiefer gefühlt und lauter in Schrift und Rede zu erkennen gegeben. Wirklich ließ man es auch nicht an Entwürfen und Anschlägen dazu fehlen; allein der Realisirung derselben traten Bedenken und Hindernisse entgegen, und das alte Haus mußte sieben und achtzig Jahre

hindurch einem Zwecke dienen, für den es nur wenig geeignet war.

Unter der Regierung unsers jetzigen hochverehrten Königs, des Kenners und Beschützers der Künste und Wissenschaften, kam endlich das Werk, welches man so lange vergeblich besprochen und berathen hatte, zu Stande. Am 3. Juli 1838 sahen wir den Grundstein zu dem neuen, von dem Professor bei der Akademie der bildenden Künste, Gottfried Semper, entworfenen Schauspielhause legen und den Bau, wozu die Stände die Summe von 260,000 Thlrn. bewilligten, unter der Aufsicht des Hofbaumeisters Otto von Wolframsdorf, so rüstig fortschreiten, daß derselbe schon am 17. Aug. 1839 gehoben werden und am 12. April 1841 die feierliche Eröffnung der neuen Hofbühne erfolgen konnte. Es liegt außer den Gränzen dieser Blätter, eine technische Schilderung dieses Prachtbaues zu liefern; allein darüber, daß das neue Theater Dresdens, in ästhetischer und akustischer Hinsicht, seinem Zwecke vollkommen gemäß sei und in beiderlei Beziehung so manche andere Gebäude dieser Art weit übertreffe, hat die öffentliche Stimme bereits entschieden. Architektur, Malerei und Bildhauerkunst haben im Verein ein Werk in's Dasein gerufen, das Sachsen zum Ruhme gereicht und seinen Meistern die größte Ehre bringt. Wenn das Auge auf der äußern Form des Gebäudes mit Wohlgefallen ruht, wird es bei dem Anblick des Innern durch die symmetrische Anordnung des Ganzen, die zweckmäßige Benutzung des Raumes für 1800 Zuschauer, die geschmackvolle Verzierung der Logen, die Schönheit des in Paris gemalten, mit den Brustbildern Schillers, Göthes, Mozarts und Beethovens, und den allegorischen Figuren der Bau-, Dicht-, Gesang- und Schauspielkunst geschmückten Plafonds, die Pracht des mit einer kunstvollen, von dem Hofmechanikus Friedrich Gutkäs erfundenen, Uhr versehenen Prosceniums, zu dessen Seiten zwischen korinthischen, kannelirten und vergoldeten Säulen, die Statuen des Apollo und Bacchus stehen, und durch die herrlichen Vorhänge, welche die Bühne vom Theater scheiden, deren einer, von dem Professor Hübner gemalt, die Liebe, den Glauben, die Tapferkeit, den Scherz, die Romanze und den Dichter, nebst einigen Hauptfiguren aus den dramatischen Werken Shakspeares, Lessings, Calderons, Göthes, Schillers, Moretos, Molières und Gozzis darstellt, und der andere, von dem französischen Maler Feuchere gefertigt, den Sammet täuschend nachahmt, höchst angenehm überrascht. Ein prächtiger Kronleuchter verbreitet, gleich einer Centralsonne, sein, durch den Inspector Blochmann künstlich geleitetes, Gaslicht, das auch die beiden Foyers und die bequemen, mit Karyatiden gezierten Treppen erleuchtet, über den Halbkreis der Zuschauer im Parterre, die vier Ranglogen und auf der geräumigen Galerie. Herrliche Deckengemälde, Scenen aus den trefflichsten Werken dramatischer Dichter darstellend, deren Namen mit goldenen Lettern herabglänzen, schmücken den obern Corridor, zu deren Beschauung schwellende Sophas, neben großen Spiegeln, über denen die Büsten berühmter Dichter und Komponisten angebracht sind, einladen. Die französischen Künstler Desplechin, Dieterle, Feuchere und Séchan haben die Malerei im Innern und, sowie Gropius aus Berlin und der hiesige Hoftheatermaler Anton Arrigoni, mehre scenische Decorationen geliefert. Die Deckengemälde im obern Foyer sind von Rolle; die übrigen Malereien von Reißner und Frey. Die kunstreiche Maschinerie der Bühne ist das Werk des Maschinenmeisters Mühldorfer aus Manheim und des hiesigen Hoftheater-Maschinen-Direktors und Architekten Hähnel.

Das neue Schauspielhaus ist, nach öffentlich darüber erschienenen Mittheilungen, von Südost nach Nordwest 123 Ellen lang; von Nordost nach Südwest 120 Ellen breit und mit Einschluß von 11 Ellen Dachhöhe, 58 Ellen hoch. Das Orchester hat 26 Ellen Länge und 8 Ellen Breite; die Bühne 50 Ellen Länge und 36 Ellen Breite, und der noch nicht vollendete Konzertsaal 50 Ellen Länge, 25 Ellen Breite und 23 Ellen Höhe.

Die Grundform des Gebäudes bildet ein längliches Viereck, an dessen südwestlicher und nordöstlicher Seite sich Vorlagen befinden und das sich südöstlich mit einem Rundbaue schließt. Das Dach ist mit englischem Schiefer gedeckt. Am Rundbau über der Plattform sind, abwechselnd mit Arabesken, in denen sich Köpfe befinden, in fünf Feldern folgende lateinische Inschriften angebracht: Alienis docens exemplis. (Durch fremde Beispiele lehrend.) De te narro. (Von Dir ist die Rede.) Speculum vitae. (Spiegel des Lebens.) Nequitiae flagellum. (Geisel des Lasters.) Ridendo dico verum. (Lachend spreche ich Wahrheit.)

Noch wird das Aeußere des Gebäudes durch plastische Werke, nach den Modellen des Professors Ernst Rietschel und des Bildhauers Hähnel, von Letzterem und den Bildhauern Gareis, Neuhäuser, Seelig und Wähnert in Stein ausgeführt, geziert werden. Göthe und Schiller sind bereits in den unteren Nischen an den beiden Seiten der Haupttreppe in sitzender Stellung angebracht. Shakspeare und Molière werden, ebenfalls sitzend, die untern Nischen, mit welchen sich der Rundbau an das Hauptgebäude anschließt, einnehmen; in die vier oberen Nischen des Rundbaues aber die Statuen des Sophokles, Aristophanes, Glucks und Mozarts zu stehen kommen. Die Giebelfelder der langen Seiten werden zwei große Gruppen: Orest, sich der Minerva zu Füßen werfend und Schutz gegen die ihn verfolgenden Furien suchend, auf der einen, und Polyhymnia, mit den Wirkungen der kriegerischen und lyrischen Musik, auf der andern Seite vorstellend, ausfüllen. Die hintere Seite des Gebäudes, nach den Promenaden zu, wird mit dem bereits vollendeten Bacchantenzug und tiefer in den Nischen mit einem Satyr, einem Faun und zwei Tänzerinnen geschmückt werden. H—dt.

Radeberg.

Drei Stunden nordöstlich von der Residenz Dresden entfernt, an der nach Camenz führenden Straße, liegt die Stadt Radeberg, deren freundliche Umgebungen zu der nahen, meistens aus Nadelholz bestehenden dresdener Heide einen anmuthigen Gegensatz bilden. Die Stadt selbst, welche in etwa 300 Häusern 2240 Einwohner zählt, erhebt sich auf einem sanft ansteigenden Hügel, am rechten Ufer der Röder.



Radeberg.

Die Nahrung der Einwohner besteht, wie bei den meisten Landstädtchen, in Feldbau, Bierbrauerei und Gewerben. Ein eigenthümlicher Nahrungszweig ist die Seidenbandmanufaktur. Es giebt jetzt in der Stadt gegen 80 Posamentiermeister, welche seidene Bänder, Borten rc. theils für eigene Rechnung, theils für Großhändler verfertigen. Radeberg liefert nur seidene, während in den umliegenden Dörfern nur leinene und wollene Bänder mittelst der Bandmaschinen gefertigt werden. — Eine im Jahre 1798 gegründete Leinwandfärberei und Druckerei hat jetzt eine bedeutende Ausdehnung gewonnen. — Der städtische Verkehr wird durch 4 Jahrmärkte und die Lebhaftigkeit des Ortes durch die hier garnisonirende reitende Artillerie befördert.

Ueber die ältere Geschichte derselben ist wenig bekannt. Vielleicht weist ihr Name — urkundlich Radebergk — auf den wendischen Götzen Radegast hin, gleich den ähnlichen Namen Raden, Radeburg, Radebeul rc. Als Stadt erscheint Radeberg schon vor dem Jahre 1400. — Später finden wir Die von Schönfeld, und im Anfange des 16. Jahrhunderts einen Georg von Carlowitz als Besitzer der Stadt, die erst 1540 wieder an den Landesherrn zurückfiel. Um diese Zeit, unter Herzog Moritz, wurde (1544—46) auf einem Felsen am östlichen Ende der Stadt das Schloß erbaut, und zum Sitze eines Amtes bestimmt. Kurfürst August verkaufte aber bald nachher (1558) die zum Schlosse gehörigen Grundstücke an den Stadtrath. Unter Johann Georg I. erwarb 1629 die Stadt für 1500 Gulden und einen jährlichen Erbzins die Obergerichtsbarkeit, und Johann Georg II. verlieh ihr 1664 die Schriftsässigkeit. Die Stadt ist sehr oft durch Feuersbrünste zerstört worden, namentlich 1430 (wo die Hussiten hier wütheten), 1521, 1714, 1741, 1810. Durch den großen Brand von 1714 wurde auch die Stadtkirche zerstört und erst 1730 wieder aufgebaut; doch ist es, bei beschränkten Mitteln, im Laufe eines Jahrhunderts nicht möglich gewesen, sie mit einem Thurme zu schmücken. —

Das landesherrliche Schloß, welches 1771 und 1772 größtentheils erneuert wurde, ist noch jetzt Sitz eines Justiz- und Rentamtes, dessen Geschäftskreis sich durch die 1804 erfolgte Vereinigung mit dem Amte Laußnitz erweitert hat. Ungeachtet die Stadt selbst von der Jurisdiktion des Amtes eximirt ist, steht doch der sogenannte Burglehn (etliche 30 Häuser nächst dem Schlosse) noch unmittelbar unter dem Amte.

Radeberg ist der Geburtsort des jovialen Dichters August Friedrich Ernst Langbein (geb. 1757, gest. zu Berlin 1835), und des Generalsuperintendenten Karl Gottlob Sonntag zu Riga (starb 1827).

Eine gute halbe Stunde nördlich von der Stadt liegt das radeberger oder Augustusbad, welches, obgleich nur zu den Mineralquellen zweiten Ranges gehörig, jedenfalls der besuchteste Badeort unsers Vaterlandes ist. Ein anmuthiger Pfad führt uns über fruchtbare Fluren dahin. Zu seiner Entdeckung gab die Feuersbrunst, durch welche Radeberg im Jahre 1714 verwüstet wurde, die nächste Veranlassung. Der damalige Bürgermeister Seybel wollte nämlich (1716) zum Wiederaufbaue der Stadt Kalkstein suchen, und entdeckte dabei einen alten Stollen, wodurch die in den Rezeßbüchern des Bergamtes Glashütte sich findende Nachricht, daß von 1548—82 in hiesiger Gegend eine Vitriol- und Schwefelhütte gewesen, einigermaßen bestätigt wurde. Ein hier hervorquellendes mineralisches Wasser wurde seit 1719 zum Baden benutzt, und der aufgefundene Stollen, welchen man den Namen des „Sonnenglanzes" beilegte, mit zwei Sälen (dem jetzt sogenannten Schwalbensaale) überbaut. Anfangs wärmte man das Wasser unter der Erde, und der Zudrang zu dem Bade war so groß, daß man sich aus Mangel an Vorrichtungen hölzerner Kasten bedienen mußte. Die künstliche Wärme war von Vielen für eine natürliche gehalten worden; als man daher in Erfahrung brachte, auf welche Weise dieselbe erzeugt würde, beschuldigte man Seybeln einer Täuschung, und war geneigt, auch an der mineralischen Beschaffenheit des Wassers zu zweifeln, bis der wirkliche Gehalt desselben durch Sachverständige erörtert wurde.

Das Bad kam besonders durch die Aufmerksamkeit, welche König August II. demselben schenkte, in großen Ruf, und der dankbare Unternehmer gab der Quelle darum den Namen des „Augustusbrunnens." — Auch Professor Johann Christian Lehmann in Leipzig, der seit 1722 über den neuen Heilquell schrieb, trug zur Hebung seines Rufes viel bei, und wirklich wurden damals jährlich mehre tausend Eimer des Wassers versendet. Nach und nach hat man 6 Quellen von verschiedener Stärke entdeckt.

Am wirksamsten zeigt sich der Brunnen gegen Krämpfe, Schwindel, reizbare Nervenschwäche, Bleichsucht, widernatürliche Schleimausflüsse, Schwäche der Blutgefäße und Krankheiten des Uterinsystems.

K—sch.

Die leipzig-dresdner Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Da die Mauerziegel, wegen des großen Bedarfs bei der jetzigen allgemeinen Baulust, in gesteigertem Preise standen, so suchte das Directorium in dieser Hinsicht eine vortheilhafte Ersparniß zu machen, indem es die große Masse von Ziegeln für die Bahnhöfe auf eigne Rechnung fertigen ließ. Zu diesem Ende kaufte man 3½ Acker Lehmwiese bei Leipzig für 200 Thlr., und machte mit dem wallonischen Ziegelmeister Dupont einen Kontrakt, nach welchem dieser mit einer Anzahl seiner Arbeiter an Ort und Stelle kam, die nöthigen Ziegel zu fertigen. — Der leipziger Bahnhof zwischen dem hallischen und grimmaischen Thore, wo sonst das dem leipziger Rathe gehörige Georgen-Vorwerk stand, ward zuerst aus den oben angegebenen Gründen, mit den nöthigen Gebäuden hergestellt. Die große Wagenhalle mit ihrem breit gespannten Bogen ist 94 Ellen lang und 45 Ellen breit, und hat zur Rechten ein Haus mit der Ueberschrift Cassa, wo man die Fahrbillets löset, zur Linken mit der Ueberschrift Portier, wo sich der Eingang in den Bahnhof befindet, dessen Vorderseite nach der Promenade gerichtet ist. Die übrigen Gebäude des Bahnhofes, welcher, mit Gasbeleuchtung versehen, in der Hauptfronte mit Thoren geschlossen ist, enthalten eine große Wagenbauanstalt, in welcher 50 Gesellen bis zum Ja-

nuar 1839 unter dem ersten Kutschenbauer der liverpool-manchester Compagnie Worsdell, arbeiteten; eine Schmiede, erst mit 6, dann mit 10 Feuern, worin gleichfalls 50 Gesellen, unter der Aufsicht zweier englischer in dieser Arbeit erfahrener Schmiede, beschäftigt wurden; eine Maschinenreparatur-Werkstätte oder das Maschinenhaus mit einer Dampfmaschine, welche eine große Drehbank, eine Lochpreß-, eine Eisenhobel-, eine Eisenschneide- und eine Bohrmaschine ꝛc. mit der Kraft von 10 Pferden treibt; ferner die Vorrichtung zum Vorheizen des Wassers für die Tender (Kohlen- und Wasserwagen), wovon die Halle 14,000 Thlr., das Maschinenhaus 12,000 Thlr., die Wagenbauanstalt 10,000 Thlr., die Speicher 12,000 Thlr., die Hauptgebäude 40,000 Thlr., die Nebengebäude und die Umfassungsmauer 7000 Thlr., das Schleußensystem 5000 Thlr., zusammen 100,000 Thlr. kosteten. Auf der rechten Seite stößt sogleich an den leipziger der magdeburger Bahnhof mit seinen Gebäuden an.

Wie die Dinge in der Ausführung sich gewöhnlich ganz anders gestalten, als sie im Entwurf gedacht wurden; so geschah es auch bei dem Bau der Eisenbahn und dem veranschlagten Kostenbetrag. Fast Alles hatte sich gegen den ursprünglichen Plan im Baue der Bahn geändert: man wählte eine dritte Linie als zweckmäßiger und nahm ein andres Steigungs- und Krümmungsverhältniß als vortheilhafter für das ganze Unternehmen an; man behielt ferner den vom vorbereitenden Ausschuß gewählten Holzbau mit Plattschienen nur für die I. Abtheilung im Wesentlichen bei, fand es aber doch rathsamer, beim übrigen Oberbau stärkere Schienen und stärkeres Holz anzuwenden, auch die Querschwellen enger zu legen; weiter beschloß man, um eigne vergleichende Beobachtungen anstellen zu können, ungefähr den 3. Theil des Oberbaues der 1. Sektion auf englische Art massiv zu bauen; endlich ward man, durch die, bei den Probefahrten nach Althen und bei dem Transport des Erdreichs zur Aufschüttung des dahin führenden Dammes, gemachten Erfahrungen, völlig überzeugt, daß auch diese beiden Arten des Oberbaues für eine längere Dauer und bei einem lebhaften Verkehr ebenfalls zu schwach seien, mithin von Wurzen an bis Dresden ein stärkeres System des Oberbaues in Anwendung kommen müsse. Durch die neue Bestimmung in der Richtung der Linie und des Profiles wurden auch die früheren Vorarbeiten unbrauchbar.

Die erste Bahnlinie ging von Leipzig über Wurzen, Mügeln, Lommatzsch und Meißen nach Dresden, mit einem Kostenanschlage von 1,955,926 Thalern; die zweite über Wurzen, Dahlen und Strehla, mit einem Kostenanschlage von 1,808,991 Thalern, bei beiden mit Zuschlag für unvorhergesehene Fälle. Eine ganz andre Richtung nahm hierauf die dritte Bahnlinie, welcher man zuletzt, nach dem vollgiltigen Urtheile des englischen Ingenieurs und aus anderen, schon erwähnten Gründen, den Vorzug geben zu müssen glaubte. Im Betracht dieser wesentlichen und wichtigen Veränderungen in der Bahnlinie selbst und ganz besonders auch in dem, bei der Fortsetzung des Baues, vortheilhaft veränderten Oberbaue stellte sich die unabwendbare Nothwendigkeit des in der 3. Generalversammlung vom 15. Juni 1837 den Aktionären mitgetheilten Beschlusses einer Vermehrung des Anlage-Kapitals von 1,500,000 Thlr. auf 4,500,000 Thlr. eben so sehr heraus, als zwischen der Summe des früheren Kostenanschlages und dem vorgelegten neuen Anschlage keine Vergleichung Statt findet, da beide auf ganz verschiedenen Grundlagen beruhen.

Man berechnete jetzt den für ein doppeltes Geleis einzurichtenden Unterbau, mit Einschluß der Kunstarbeiten (Brücken, Viadukte, Elbdammerhöhung, Tunnel ꝛc.) zu 2,188,392 Thlr., für den Oberbau mit einfachem Geleise und einem Zehntheil der Länge für Ausweichungen zu 1,052,577 Thlr., für Maschinen und Wagen 540,000 Thlr., und zwar für 20 Lokomotiven (1 zu 12,000 Thlr.) 240,000 Thlr.; für 25 Wagen I. Klasse (1 zu 1600 Thlr.) 40,000 Thlr; für 60 Wagen II. Klasse (1 zu 1300 Thlr.) 78,000 Thlr; für 60 Wagen III. Klasse (1 zu 900 Thlr.) 54,000 Thlr., 200 Transportwagen (1 zu 250 Thlr.) 50,000 Thlr.; für Gebäude 345,000 Thlr.; für Ingenieur- und Bureau-Kosten 60,000 Thlr.; für Erwerbung von Grund und Boden, nach annäherungsweiser Abschätzung, 200,000 Thlr. Dieses Alles zusammen giebt allerdings die Summe von etwas weniger als 4,400,000 Thaler. Nach dieser Berechnung kostet, mit Weglassung der für Gebäude, Maschinen und Wagen bestimmten Summen, die laufende Meile 280,000 Thlr.; allein das hierdurch gewonnene Steigungsverhältniß von 1 auf 200 ist, gegen das frühere von 1 auf 100, bei weitem vortheilhafter, da die Lokomotive in vollkommener Ebene 3000 Zentner, bei einer Steigung von 1 auf 200 nur 1316, bei einer Steigung von 1 auf 100 nicht mehr als 807 Zentner in einer gewissen Zeit ziehen kann.

Bei dem stärkeren Systeme des Oberbaues, von Wurzen an, ruhen gewalzte Schienen von $2\frac{1}{2}$ Zoll oberer und 4 Zoll unterer Breite, mit einer Höhe von $2\frac{1}{2}$ Zoll und einem Profil von $528\frac{1}{100}$ Quadratzoll, die Elle 33 bis 34 Pfd. schwer, unmittelbar auf hölzernen Querschwellen, die $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Elle im Mittel von einander auf fortlaufenden Kiesbett gelegt sind. Zur Herstellung einer richtigen und festen Lage dienen da, wo zwei Schienen zusammenstoßen, walzeiserne, mit einem auf der Außenseite erhöheten Rande versehene Verbindungsplatten. Die Vorzüge dieses Oberbaues bestehen, nach der bereits gemachten Erfahrung, in der Leichtigkeit ihn zu legen, in seiner größeren Dauer und Tragbarkeit, so wie in der geringen und leichten Instandhaltung und Reparatur. So ist also der Oberbau der ganzen Bahn auf dreierlei Art: englisch, amerikanisch und zuletzt noch besser als beide Arten ausgeführt worden. Die als Unterstützung der Schienen untergelegten Querschwellen, die man erst 1 Elle weit aus einander zu legen veranschlagt hatte, konnte man bei der dritten Art $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Elle weit legen, wodurch eine große Ersparniß an Querschwellen, Unterlagen und Nägeln möglich ward.

Die also angenommene festere und zweckmäßigere, für die Zukunft durch Dauerhaftigkeit und Tragbarkeit große Vortheile versprechende und größere Sicherheit gewährende Bauart machte natürlich eine Vermehrung des ursprünglichen Anlage-Kapitals unumgänglich nothwendig, und es wurde solche von dem Directorium und Ausschusse auf 3 Millionen festgesetzt, auch nach Erforderniß des 60. §. der Statuten am 10. Juni 1837 vom hohen Ministerium des Innern genehmigt. — Da man nun, bei Aus-



Der Eisenbahn-Tunnel bei Oberau.

gabe neuer Aktien, die früheren Aktionäre nicht unberücksicht lassen durfte, so wählte man, rücksichtlich der Art und Weise jener Vermehrung, von zwei Vorschlägen diesen, daß man, nach erfolgter 8. und eingetretener neunter Einzahlung, 45,000 neue Interims-Scheine ausgab, die Inhaber der alten Interims-Scheine aber aufforderte, eine abermalige Einzahlung von 10 Thlr. für die Aktie zu leisten, indem man denselben zugleich anbot, ihnen von den über die jetzige Summe gemachten 30,000 Stück Scheinen, unter der Bedingung, zwei zu überlassen, daß sie die alten Interims-Scheine einliefern und für jeden dergleichen drei neue Interims-Scheine empfangen sollten, auf denen dann die für die Aktien geleisteten Zahlungen, zusammen 90 Thlr., in 3 Theile getheilt, quittirt ständen, also auf jedem 30 Thlr. Dabei sollten jedoch diejenigen alten Interims-Scheine, auf welche zwar der Einschuß von 10 Thlr. für die Aktie geleistet würde, deren Besitzer aber, auf den muthmaßlichen Vortheil, welcher mit Annahme der neuen Interims-Scheine verbunden sein dürfte, freiwillig verzichteten, in voller Giltigkeit bleiben; es würden aber für jeden solchen alten Schein zwei neue Scheine versteigert und es hätte der Ersteher auf jeden die darauf quittirten 30 Thlr. Einzahlung zu entrichten. Auf die alten Interims-Scheine würde dann so lange keine Einzahlung weiter angenommen, als nicht auf die neuen ebenfalls 90 Thlr. eingezahlt worden wären. Am 30. Juni wurde die darauf bezügliche Bekanntmachung erlassen und außerdem beschlossen, auf die neuen Interims-Scheine bis zur Aushändigung der Aktien nur Einzahlungen von 5 Thlr. für die Aktie anzunehmen, statt schriftlicher Quittungen, stets neue, gedruckte Interims-Scheine zu geben, auf welchen die darauf geleisteten Zahlungen ausgedrückt sind; endlich laut Bekanntmachung vom 24. Juli 1837, die Einzahlungen auch auf fremden Plätzen: in Augsburg, Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Magdeburg, München, Nürnberg und Wien annehmen zu lassen. — Durch diese Aktien-Vermehrung hatte nun die Summe des Anlage-Kapitals die Höhe von 4,500,000 Thlr. erreicht, wozu aber noch 500,000 Thlr. Eisenbahn-Kassenscheine zu 1 Thlr. kamen, welche laut allerhöchsten Dekrets vom 6. Mai 1838, §. 9. und §. 60. der Statuten, nach Verwendung des ursprünglichen Anlage-Kapitals von 1½ Million, in Umlauf gesetzt werden durften. Die erste Ausgabe von 100,000 Thlr. dieser Scheine erfolgte am 31. Juli 1838, bei der ersten Fahrt von Leipzig bis Wurzen. So nach bestand jetzt das Vermögen der Gesellschaft in der Summe von 5 Millionen Thlr.

Von Leipzig aus ward der Bau, mit der größten Anstrengung, immer weiter fortgesetzt, endlich bis zur Elbe vollendet, und die Dampfwagenfahrten am 12. Nov. 1837 bis zum gerichshainer Damm, dessen Höhe 30 Fuß übersteigt, am 11. Mai 1838 bis nach Machern, am 31. Juli bis nach Wurzen, nachdem die 677 Ellen lange und auf 19 Bogen ruhende, schöne Muldenbrücke und der tiefe, dreimal überbrückte Einschnitt bei Merkwitz, ein Seitenstück des machernschen, vollendet worden waren, am 3. Nov. bis Zschöllau bei Oschatz, nachdem der 734 Ellen lange, 16—18 Ellen über die Thalsohle des Döllnitzthales bei Zschöllau erhöhte Viadukt von 26 Pfeilern, für 63,255 Thlr. 19 Gr., vom Maurermeister Richter in Oschatz, ausgeführt worden war, und endlich am 21. Nov. bis nach Riesa an der Elbe verlängert. Der Amtszimmermeister Zschau in Wurzen hatte das Holzwerk beim zschöllauer Viadukt besorgt.

Unterdessen hatte man auch, seit dem 7. Mai 1837, die Bahn von Dresden aus begonnen, und befuhr sie zuerst am 17. Juli 1838 bis zur Weintraube in der Niederlößnitz, 2 Stunden von Dresden, und dann seit dem 16. Sept. bis Oberau. Während und nach dieser Zeit war man zugleich beschäftigt, den dresdner Bahnhof, vor dem leipziger Thore, herzustellen, für welchen man 19¼ Scheffel Feld, zwischen den Chausseen von Meißen und Großenhain, von 2 Besitzern für 19,533 Thlr. angekauft hatte. Im hinteren Theile desselben legte der Konditor Kreuzkamm, zum Besten der Fremden und Einheimischen, eine sehr freundliche Interimsrestauration an. Nach und nach wurden die Wagenhalle, das Maschinenhaus, das Restaurationsgebäude, 1 Stock hoch, und mit einer Terrasse nach dem Bahnhofe versehen, und demselben gegenüber das Expeditionsgebäude von gleicher Gestalt und Größe massiv aufgeführt und beide durch bedeckte Gänge mit der Wagenhalle in Verbindung gesetzt. Die Waarenhäuser und Schuppen sind nur von leichter Bauart, um sie nach dem Bedürfniß erweitern und verändern zu können. Die Vorderseite des Bahnhofes, nach der Stadt gerichtet, ist bereits mit einem eisernen Geländer umgeben, sowie mit Eisengitter-Thoren und Thüren versehen, während die übrigen Seiten noch eine Bretterwand umgiebt. Der Raum vor der Wagenhalle und zwischen den genannten Gebäuden ist mit mehrern Geleisen belegt, damit dort die angekommenen Dampfwagen umgewendet, die Transportwagen mit Gepäck und Reisewagen beladen werden können. Wenn man aus der Stadt kommt, so steht links das Restaurations-Gebäude, worin unten die Polizei- und Billets-Expeditionen sind, und der bedeckte Gang auf die Seite der Wagenhalle führt, wo die Personen einsteigen und die Wagenzüge abfahren, während sich oben die Restauration mit mehrern Zimmern befindet; rechts steht dann das Expeditionsgebäude, auf dessen Seite die Wagenzüge ankommen und die Reisenden den Bahnhof verlassen.

Eine Hauptmerkwürdigkeit unserer Eisenbahn ist der Tunnel von Oberau, zugleich ein Denkmal bergmännischen Fleißes. Seine ganze Länge beträgt, mit Hinzurechnung der Façadenmauerstücke und deren Anschluß an das innere Gewölbe, 904 Ellen, die größte lichte Höhe 10 Ellen 20 Zoll, die lichte Weite auf der Sohle 12 Ellen, und 4 Ellen über der Sohle 13 Ellen 4 Zoll; die größte Tiefe hält 71, jeder Schacht zu beiden Seiten 56 Fuß. Die ursprüngliche zu 1600 Ellen angenommene Länge ward, durch große, an beiden Ausgangspunkten des Tunnels gemachte Einschnitte, beträchtlich verkürzt. Der westliche Einschnitt desselben ist auf eine Strecke von 800 Fuß bis zu einer Tiefe von 26—28 Ellen in Thonschiefer ausgegraben, und es mußten aus demselben 1,170,000 Kubik-Ellen, zum größten Theile festes Gestein, ausgebracht werden. Es arbeiteten an demselben, unter 1 Obersteiger, 1 Werkmeister, 2 Untersteigern, 2 Zimmersteigern, 1 Schmiedesteiger, 250 bis 620 freiberger Berg- und Förderleute rc., von denen die Bergleute 16 Gr. bis 1 Thlr. täg-

lich verdienten. Es wurden 4 Schachte von 24 Fuß Länge und 8 bis 11 Fuß Weite bis auf die Sohle des Tunnels, auf dem höchsten Punkte 71, auf beiden Flügeln 56 Fuß tief niedergetrieben. Zur nöthigen Wasserhaltung hatte man eine Dampfmaschine mit der Kraft von 10 Pferden aufgestellt, welche diesen Dienst so lange verrichtete, bis die Rösche beim westlichen Einschnitte, nach dem Durchschlagen, völlig durchgetrieben war. Zur Unterstützung des Gesteins, welches nicht fest genug war, um sich selbst zu tragen, erforderte die interimistische Auszimmerung, wie zu den Gerüsten, Lehrbögen rc., unter 2 Zimmerpolirern, allein 2400 Stämme des stärksten (von 10—24 Zoll) Bauholzes und zur Ausmauerung einer Fläche von 28,800 Quadrat-Ellen, mit Ausschluß der Façaden, die Masse von 49,000 Kubik-Ellen pirnaischen Sandsteinen, welche in 12,700 großen und 141,000 kleinern Quaderstücken, ohne die Façaden, bestanden. Die Kosten dieses fast 3jährigen Baues beliefen sich auf 351,029 Thlr. 4 Gr. Hätte man den Tunnelbau umgehen wollen, so wäre man genöthigt gewesen, einen Einschnitt in den Felsen zu machen und 2,800,000 Kubik-Ellen Felsen zu sprengen und wegzuschaffen, sowie über den Einschnitt eine große steinerne Brücke für die meißen-radeburger Chaussee zu bauen, welche jetzt über die Decke desselben hinläuft. Der Thonschiefer des Tunnels enthält mancherlei, dem Süß- und Salzwasser angehörige Versteinerungen, und geht mittelst eines merkwürdigen Konglomerats in Gneus über, durch welchen Granitpartien setzen. Ungeachtet der sehr brüchige und klüftige Thonschiefer gefährlich zu bearbeiten war, so nahm doch, bei der sehr sorgfältigen Aufsicht, kein Bergmann oder Zimmerling Schaden; nur ein Tagelöhner ward, durch entschiedene Unvorsichtigkeit, tödtlich getroffen. Für die beim Tunnelbau beschäftigten Bergleute mußte, im Bezug auf erkrankende oder verunglückende Arbeiter, auch zur Unterstützung der Hinterlassenen beim Ableben des Versorgers, ein besonderes Abkommen mit der dazu bestimmten freiberger Knappschaftskasse getroffen werden.

Von Oberau aus entfernt sich die Eisenbahn, immer weiter von der Elbe, bis Baßlitz, von wo aus sie sich dann, unter Pristewitz, durch den 8—9 Ellen tiefen und zweimal überbrückten Einschnitt bei Medessen gehend, auf dem krödeler Kanal am meisten wieder nähert, sich aber hierauf, indem die Elbe einen Bogen macht, nochmals entfernt, und erst, auf dem von 64 Pfeilern getragenen, 1150 Ellen langen, gleichfalls vom Maurermeister Richter in Oschatz für 77,700 Thlr. ausgeführten Viadukt bei Röderau hinlaufend, auf einem 1000 Fuß langen, größtentheils 13 Ellen hohen Damm die Elbbrücke bei Riesa erreicht.

Dieses Bauwerk über dem Wasser, nicht minder schwierig und wichtig als der Tunnel unter der Erde, nahm die ganze Sorgfalt des Directoriums in Anspruch, und es übertrug daher den Bau desselben wieder dem Landbaumeister Königsdörffer, welcher ihn auch, in Rücksicht auf Dauerhaftigkeit und Schönheit, mit Hilfe von 600 Arbeitern, meisterhaft ausgeführt hat. Zur Erleichterung des Baues, welcher zu Ende Augusts 1836 begann, um gleichfalls den niederen Wasserstand zur Gründung der Brückenpfeiler zu benutzen, war eine hölzerne Interimsbrücke nöthig, welche wegen der Schifffahrt mit Aufzugsklappen versehen wurde. Auch stellte man einen Hafenmeister an, welcher die Strompolizei und zum Beßten der Schiffer und verunglückender Arbeiter 2 Wachschaluppen hatte. Diese Brücke ruhet auf 11 Pfeilern, unter denen 2 Ufer- und 9 Wasserpfeiler sind, hat 9 Bogen und ist 604 Ellen lang. Der Kostenbetrag, mit dem schönen eisernen Geländer, Verschaalung der Bogen, den Faschungen rc., wird zu 268,474 Thlr. angegeben.

Der Bau der ganzen Bahn sollte zwar, nach Angriff des Werks, in 2 Jahren vollendet werden, und der Oberingenieur hoffte auch, wenigstens im Herbste 1838, die Bahnverbindung zwischen Leipzig und Dresden vollkommen herzustellen, wenn nicht besondere Naturereignisse den Elbbrückenbau verzögerten; allein nicht nur diese traten ein, sondern auch die Erdarbeiten, die tiefen Einschnitte, die hohen Dämme und Viadukte boten große, unvorhergesehene Schwierigkeiten dar, und auch die Witterung war anfangs dem Baue durchaus ungünstig, indem der trockne Sommer von 1836, dann die nasse Witterung mit dem strengen und anhaltenden Winter von 1837 und 38 die Erdarbeiten, wie den Brückenbau, sehr erschwerten und daher jene Hoffnung erst im Frühjahre 1839, durch die feierliche Eröffnung der ganzen Bahn am 7. und 8. April, in Erfüllung gehen konnte. Denn vom Juni 1837 bis zum März 1838 konnte nur 180 Tage gearbeitet werden. Außerdem wurden die Arbeiten zum Theil Tag und Nacht fortgesetzt. Nichts desto weniger ist die Bahn in ungleich kürzerer Zeit, als irgend eine andre in Europa oder Amerika, hergestellt worden, ungeachtet sie auch noch dadurch eigenthümlich ist, daß sie alle mögliche Bodenschwierigkeiten vereinigt, indem auf derselben hohe Dämme mit tiefen Einschnitten, zwei große Brücken mit vielen kleinen und einem Tunnel abwechseln. Gleichwohl steht sie keiner anderen Bahn an Vorzügen nach, übertrifft vielmehr die meisten, namentlich die amerikanischen, an Dauerhaftigkeit und anderen Vorzügen, und kostet im Vergleich bei weitem weniger. Auch fährt man auf derselben eben so schnell, aber mit weniger Gefahr, und eben so bequem, als auf den englischen und belgischen Eisenbahnen. Es beurkundet sich in allen diesen Umständen die umsichtige Sorgfalt, mit welcher man bei der Leitung des Baues, wie in der ganzen Einrichtung der Bahn, zu Werke gegangen ist. Man hatte Vorschriften für die anzunehmenden Arbeiter an der Eisenbahn, sowie Bestimmungen und Verhaltungsregeln für die Hand- und Akkordarbeiter gegeben.

Die Arbeiter kamen zum Theil aus entfernten Gegenden, namentlich viele aus Schlesien, und diese waren besonders kräftig, geschickt und arbeitsam. Die Zahl der gleichzeitig beschäftigten Arbeiter stieg bis auf 7800, während die Zahl der Oberaufseher, auf der ganzen Linie in den verschiedenen Monaten, zwischen 12 und 16, und die Zahl der Unteraufseher zwischen 148 und 229 wechselte. Im Tagelohn erhielten sie nur 6 bis 8 Gr.; da aber die meisten Arbeiten ihnen in Akkord gegeben wurden, so konnte der Fleißige und Kräftige täglich 10, 12 und 14 Gr. verdienen. — Die Arbeiter traten unter sich in Landsmannschaften, von denen sich selbst jede ihren Vormann wählte. Um epidemischen Krankheiten vorzubeugen, wurde mit Strenge über den Lebensunterhalt der Arbeiter gewacht, wobei 15 legitimirte Aerzte den Ingenieurs beistanden. Im Erkrankungsfalle

wurden sie (in den 3 letzten Monaten 97 mit einem Kostenaufwande von 300 Thlr.) mit Arznei und ärztlicher Hilfe unterstützt und ihnen täglich noch 3 Gr. aus der Baukasse gereicht. Auch bildete man eine Kasse aus dem Erlöse der Erlaubnißkarten zum Bahnbesuche, deren Einnahme sich bis auf 475 Thlr. 4 Gr. belief. Es kamen überhaupt 667 Erkrankungen und 16 Todesfälle vor, wovon die letzteren nur in Folge von Uebertretung oder Vernachlässigung der von den Ingenieurs verordneten Vorsichtsmaßregeln eintraten. Starb ein Arbeiter im Dienste der Kompagnie, fern von seiner Heimath, so wurden die Beerdigungskosten aus der Baukasse getragen und die Hinterbliebenen aus der hierzu errichteten Kasse unterstützt, welcher als Hauptzufluß der Erlös für Erlaubnißkarten zugewiesen war.

Die Transportmittel beim Baue bestanden in 220 großen, vierrädrigen Erdtransportwagen, mit eisernen Untergestellen auf Hilfsbahnen; in 285 zweirädrigen Wippkarren auf untergelegten Holzgeleisen und in 4150 Schubkarren. Der Erdtransport, aus dem Einschnitte bei Machern nach dem gerichshainer Damme, geschah anfangs mit Schub- und Wippkarren, später auf großen Karren und Wagen, welche mit Pferden bespannt wurden, und zuletzt, seit dem 5. April 1837, vermittelst der Lokomotiven Komet und Windsbraut auf Hilfsbahnen, von denen die erstere ungeheuere Anstrengung aushalten mußte, weil diese Hilfsbahnen noch nicht genau justirt werden konnten. Zu den Dämmen, welche 32—36 Ellen hoch aufgeschüttet wurden, mußte das Material oft 1 Stunde weit herbei geschafft werden. So waren dennoch im Juni 1836 bereits 17,000 Ellen fertiges Planum vorhanden, und man fand dabei, daß die Meile Unterbau wenigstens 50,000 Thlr. kosten würde. Die beim Bau bewegte Erdmasse beträgt über 21 Millionen Kubikellen oder gegen 150 Millionen Zentner. Zum Oberbau für beide Geleise wurden über 250,000 Zentner Eisen und ungefähr 400,000 Stück 4 Ellen lange Holzschwellen gebraucht. Der Bedarf an Eisenschienen mußte anfangs ganz aus England bezogen werden, und der Eingangszoll für sämmtlichen Schienenbedarf betrug allein 110,000 Thlr. Die gewalzten Verbindungsplatten und Nägel wurden in größeren Partien mehreren bedeutenden Eisenwerken des Inlandes, namentlich der übigauer Maschinen-Bauanstalt in Akkord gegeben, wie denn gleich anfangs das Directorium öffentlich den Wunsch aussprach, die mechanischen Werkstätten Sachsens möchten die Gesellschaft von dem Tribute an das Ausland befreien und Schienen und Lokomotiven für ihren Bedarf verfertigen. Das freiherrlich burgk'sche Eisenwerk ging auch gleich den Kontrakt ein, innerhalb eines bestimmten Zeitraumes, 2000 Zentner Kantenschienen zu liefern. Aus England kamen 4 Untergestelle zu Wagen I. Klasse, sowie Räder und Achsen zu 12 Wagen III. Klasse. Zwei Untergestelle wurden, 1 in Leipzig und 1 in Dresden, zu Wagen II. Klasse gebaut. Der Eingangszoll für die aus den Zollvereins-Staaten nicht zu habenden, zum Bahnbau nöthigen, hauptsächlich aus England bezogenen Eisenschienen, Dampfmaschinen, Lokomotiven, Rädern, Drehscheiben rc., betrugen allein über 300,000 Thlr. Die erste Holzlieferung war, zu mäßigen Preisen, an die Mindestfordernden verdungen worden. Da aber später die Holzlieferanten zu den Schwellen, wiewohl sich ihrer 40 gemeldet hatten, zu hohe Preise stellten, so kaufte man den übrigen Holzbedarf in Böhmen, namentlich 94,200 Schwellen für das linke und 84,860 für das rechte Elbufer. Die Vollendung des 2. Geleises von Leipzig bis Dresden fand im Sept. 1840 Statt, und ward seit dem 1. Okt. befahren, nachdem die Eröffnung der magdeburger Bahn bereits am 18. Aug. erfolgt war. Zu diesem Geleise und der magdeburger Zweigbahn waren neue, bedeutende Geldmittel nöthig, und das Directorium bewirkte dazu eine Anleihe von 1 Million Thlr. zu 4 %. Die Ausgaben, und zwar zunächst für den Bau der Bahn und die sämmtlichen Anlagen beliefen sich am Schlusse des Rechnungsjahres 1840 auf die Summe von 5,952,825 Thlr. Papier und Druckkosten, mit Einschluß der 13 mal erneuerten Interims-Scheine, Aktien und 500,000 Kassenscheine, betrugen auch 12,280 Thlr. 9 Gr. So haben mancherlei nicht voraus zu sehende Umstände, nebst dem Wunsche, die Bahn vollständig und dauerhaft herzustellen und für die Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden hinlänglich zu sorgen, zuletzt die Erhöhung des Anlage-Kapitals bis zu der Summe von 6 Millionen veranlaßt. Zu gleicher Zeit haben auch die Entschädigungsansprüche die Ausgaben vermehrt, indem das Herabschwemmen von Sand von den Dämmen, die Vermehrung des Wasserstandes in den Gräben und dergl. mehr, vergütet werden mußten. Freilich hat die Bahn an vielen Stellen auch wohlthätig auf die Entwässerung der benachbarten Fluren gewirkt, aber dafür hat sich Niemand erboten, Etwas zu geben. — Außerdem zahlte man für Grund und Boden zu der Bahn und den Bahnhöfen 275,765 Thlr., für Expropriationskosten 23,266 Thlr., für die Erdarbeiten des Unterbaues 1,228,403 Thlr., für Maurer- und Zimmerarbeiten 300,900 Thlr., für den Oberbau 1,875,381 Thlr. Außer den beiden Hauptbahnhöfen zu Leipzig und Dresden, für welche Rollé und Schwilqué in Straßburg 1 Brückenwage von 12,000 und 1 dergl. von 6000 Kilogrammen Tragkraft lieferten, giebt es noch Bahnhöfe in Wurzen, Dahlen, Oschatz, Riesa und Pristewitz. Auf der Bahn selbst und in den verschiedenen Bahnhöfen befinden sich bis jetzt 62 größere und kleinere Gebäude. Eines der bedeutendsten darunter ist die Wagenbau-Anstalt auf dem leipziger Bahnhofe. Diese lieferte schon 1836, ehe sie noch im Oct. in das neue Gebäude verlegt wurde, 3 Wagen II. Klasse, 9 Wagen III. Klasse und 1 Wagen zum Transport für Equipagen; vom April 1838 bis im März 1839 aber 9 Wagen I. Klasse, 11 Wagen II. Klasse, 14 Wagen 3. Klasse und 5 Transportwagen. Die Räder zu den Wagen ließ man in deutschen Fabriken fertigen. Es wurden für diese Anstalt 5800 Kubikfuß des schönsten Eschenholzes in Klötzern angekauft. Die Wagen werden ganz auf englische Art gebaut. Denn wegen der Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden hat das Directorium die Beibehaltung des englischen, wiewohl sehr theuren Systems in Rücksicht auf die Wagen beschlossen.

Wie das Directorium auf der einen Seite, im Interesse der Kompagnie, bei dem Baue der Bahn und ihrer Einrichtung, alle nur mögliche Ersparnisse zu machen und alle Vortheile wahrzunehmen bemüht war; so hat es auch auf der anderen Seite zum Beßten der Reisenden keine Ausgaben gespart. So erhalten die Zug- und Lokomotivenführer für jede regelmäßige Fahrt, bei welcher

3¼ Stunde als kürzeste und 3½ Stunde als längste Zeit für die Personenfahrt von Leipzig nach Dresden vorgeschrieben ist, zur Aufmunterung in ihrem schweren Dienste ein Meilengeld (1 Ngr. die Meile), welches jedoch bei Ueberschreitung dieser Vorschrift in Wegfall kommt. Bereits ist eine Anzahl Lokomotivenführer im Dienste der Gesellschaft herangebildet worden, und man hat seit längerer Zeit die englischen entbehren können, wodurch derselben eine nicht unbedeutende Ersparniß erwachsen ist. Die den Führern beigegebenen Lehrlinge oder Feuerleute, welche monatlich mit 20 Thlr. besoldet werden, sind unterrichtet genug, um im Nothfalle die Maschine weiterführen zu können. Auch die Zugführer, deren Einfluß auf die Regelmäßigkeit, Ordnung und Sicherheit des Dienstes sich durch die Erfahrung völlig bewährt hat, sind fähig, eine solche Aushilfe zu leisten. Wie das Directorium ein Reglement für die Bahnhofwerkstätten gegeben hat, so auch ein Signalbuch für die Bahnenwärter, Schaffner und Lokomotiven-Führer und eine Instruktion für die Oberbahnwärter und Schaffner.

Ueberblicken wir nun noch die ganze Bahnlinie, welche 202,798 Ellen oder 12⅔ sächsische Polizei- = 15½ geogr. = 71¼ engl. Landmeilen lang ist, nach ihrer mannichfaltigen Beschaffenheit; so sehen wir, daß sie auf 11 Punkten die k. Chaussee überschreitet und zwar viermal in gleicher Höhe mit derselben, einmal über und sechsmal unter derselben; daß sie 167 Kommunikations-, Vicinal- und Feldwege durchschneidet, von denen 95 in gleicher Höhe, 20 über und 52 unter derselben liegen. Dazu waren erforderlich 102 größere und kleinere Brücken, Viadukte und Durchfahrten. Es sind diese theils von Stein, theils von steinernen Widerlagen, mit hölzernen Fahrbahnen, theils von Holz. Die großen steinernen Brücken (Durchfahrtsbrücken) sind von 12—20 Ellen lichter Weite und 9—9½ Elle Höhe; 4 davon schief nach dem Kreuzungswinkel der Chaussee oder Bahn gewölbt. Ferner sind für Abführungs- und andere Wassergräben 295 steinerne Schleußen von ¾—2 Ellen lichter Weite erforderlich gewesen. Von den großen Brücken, deren 24 nöthig waren, sind die bedeutendsten: 1) die Pardaubrücke bei Borsdorf mit 25 Ellen Achsenlänge; 2) die Muldenbrücke bei Wurzen mit 677 Ellen Achsenlänge (siehe die Abbildung Sax. B. II. S. 22.); 3) der dölnitzer Viadukt bei Zschöllau mit 717 Ellen Achsenlänge; 4) die Elbbrücke bei Riesa mit 604 Ellen Achsenlänge und 5) der Viadukt bei Röderau mit 1150 Ellen Achsenlänge. Die kleineren Brücken haben 5—12 Fuß Flußweite. Nach der verschiedenen Beschaffenheit des Baues der Bahn sind 3173 Ellen freie Brücken, 27,049 Ellen Planie, mit den nachbarlichen Grundstücken gleich hoch, 116,207 Ellen Dämme 1—19¼ Elle hoch, 56,369 Ellen Einschnitt, 1—28$\frac{1}{10}$ Ellen tief. In Rücksicht des Niveau-Verhältnisses sind 57,790 Ellen horizontal, die übrigen 145,000 Ellen aber steigend und fallend, und darunter 57,000 Ellen im angenommenen Maximum von 1 auf 200. —

Die Transportmittel bestehen gegenwärtig in 23 Lokomotiven und 236 Personen- und Packwagen. Darunter sind 13 Wagen I. Klasse mit 4 Rädern, im Innern elegant und bequem (mit geschiedenen Sitzen) eingerichtet und mit Glasscheiben, wie herrschaftliche Reisewagen; 32 Wagen II. Klasse mit 4 Rädern, 2 mit 6 Rädern und 1 mit 8 Rädern, gepolsterten Sitzen und Fenstern, und 57 Wagen III. Klasse mit 4, 2 mit 6, 1 mit 8 Rädern, geschiedenen, aber ungepolsterten Sitzen, zusammen 105 Personenwagen, auf welchen über 3000 Menschen Platz finden. Weiter sind vorhanden 115 Packwagen mit 4 Rädern zu 80 bis 110 Zentner Ladung, 4 mit 8 Rädern zu 200 — 250 Zoll Länge, 12 zum Transport für Pferde und Vieh, überhaupt 131 Packwagen, welche etwa 12,000 Zentner fortschaffen können. — Außer dem Zubau mit Fenstern der Wagen II. Klasse und außer der Bedeckung der Wagen III. Klasse, sind noch die Laufbreter, um das gefährliche Ausgleiten von den Wagentritten und die Annäherung an die Räder zu verhüten, die eisernen Verbindungen der Achsenhalter und die Erwärmungsapparate für die Wagen I. und II. Klasse während des Winters als wesentliche Verbesserungen für die Sicherheit und Bequemlichkeit der Reisenden 1840—1841 in Ausführung gebracht worden. Ursprünglich kamen 3 Personenwagen I. und II. Klasse aus Brüssel, 2 aus Nürnberg und 4 aus Manchester. Seitdem hat die Wagenbauanstalt, anfangs nur für den eignen Bedarf bestimmt, so vorzügliche Wagen geliefert, daß der gute Ruf davon auswärtige Eisenbahnverwaltungen veranlaßt hat, bei derselben Bestellungen zu machen, worauf das Directorium die Konzession zum Bau von Eisenbahnwagen für andere Eisenbahnen nachgesucht und von der hohen Staatsregierung erhalten hat. — Seit dem 1. Januar 1841 ist eine Unterstützungs-Kasse für hilfsbedürftige oder untüchtig gewordene Beamte, mit eigenen Statuten und einem Stamm-Kapital von ungefähr 5000 Thalern ins Leben getreten. Jeder Angestellte trägt seitdem dazu bei und hat dafür, nach gehöriger Erfüllung seiner Dienstpflichten, einen begründeten Anspruch an diese Unterstützungs-Kasse.

Nicht minder wichtig für das Interesse der Kompagnie ward 1839 die Errichtung der Cokebrennerei in Riesa, wiewohl anfangs nur aus englischen Kohlen, weil man bessere Coke gewinnt, als man bis dahin mit namhaftem Verluste beim Transport aus England bezog. — Daher vermehrte man schon 1840 die Anzahl der nach den bewährtesten englischen (namentlich in Wales gebräuchlichen) Mustern eingerichteten Oefen von 12 bis auf 18. Endlich ist auch, nach vielen Versuchen, die Hoffnung in Erfüllung gegangen, zur Lokomotiven-Feuerung die weit wohlfeileren sächsischen Coke verwenden zu können. So hat man auch bereits Lokomotiven, welche zuerst nur aus England und Amerika, mit großen Kosten, bezogen wurden, aus den Maschinen-Bauanstalten zu Uebigau und Chemnitz erhalten, namentlich die Saxonia, den Pegasus und den Phönix.

(Beschluß folgt.)

Hierzu als Beilagen:

1) Das neue königliche Schauspielhaus in Dresden. 2) Der Eisenbahntunnel bei Oberau. 3) Radeberg.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.

SAXONIA.

Museum für sächsische Vaterlandskunde.

№ 24. Jeden Monat erscheinen 2 Lieferungen. V. Bd.

W e t t i n,

der alte Stammsitz des sächsischen Regenten-Hauses, gehört wohl mit Recht noch zum Schlusse der Saxonia, weil sonst gewisser Maßen der Anfang seiner Geschichte fehlen würde, wiewohl es schon in den ersten Zeiten des Aufblühens des gräflichen Geschlechts von Wettin davon kam. — Nach den alten Chronisten war Wittekind II. († 825), der jüngere Sohn Wittekinds des Großen, Landvoigt der Sorben und Burggraf von Zörbig, Erbauer der Burg Wettin. So wenig aber die Geschichte lehrt, ob Dietrich I., aus dem Hause Buzici, der Wettiner erwiesener Ahnherr († 982), welcher auch die Burgwart Zörbig besaß, von den Wittekinden der Sachsen oder von den Burkardingern Thüringens abstamme; eben so wenig giebt sie uns Aufschluß, wie und wann Wettin das Stammschloß dieses Geschlechts ward. Graf Thimo, der Vater Konrads des Großen, welcher sich in den Kriegen des Kaisers Heinrich IV. rühmlich hervorthat, lebte damals auf der Burg Wettin, und erwarb schon seinen Söhnen, Dedo und Konrad, Ansprüche auf die Markgrafschaft Meißen.

Markgraf Konrad der Große (s. Sax. Bd. II. S. 9 ff.) theilte bekanntlich, vor seinem Tode 1156, seine Besitzungen unter seine 5 Söhne, von denen der vierte, Heinrich, die Grafschaft Wettin erhielt. Nach dem Tode seines kinderlosen Enkels Heinrich fiel sie an die Nebenlinie von Brene, bei welcher sie noch bis 1290 blieb, nachdem Graf Otto III. von Brene, 2 Jahre vor seinem Tode, auf dem Reichstage zu Erfurt, auf den Fall, daß er ohne Kinder stürbe, Schloß und Stadt Wettin, nebst der alten Grafschaft, für 800 Mark Silber, dem Erzbischof Erich von Magdeburg zugesichert hatte. Der Erzbischof Friedrich III. verkaufte 1446 Schloß und Stadt an Koppo von Ammendorf und Kasparn aus dem Winkel, weßhalb auch die etwas tiefer, als das Schloß, liegende Burg der Winkel genannt wird. So ging das alte Stammschloß auf immer verloren; denn später kam es in preußischen Besitz, wie die alte Grafschaft mit dem Herzogthume Magdeburg, nach dem Tode des Herzogs August, 1680, des Administrators von Magdeburg.

Das alte Schloß Wettin, mehr und mehr zerfallend, liegt dicht bei der Stadt, auf einem hohen Felsen an der Saale; in demselben ist noch eine alte Schloßkapelle. Die Stadt Wettin, sorbischen Ursprungs, im unteren Saalkreise des Regierungsbezirks Magdeburg gelegen, 2 Meilen von Halle und 8 Meilen von Magdeburg entfernt, hat 3 Thore, 4 Vorstädte, 2 evangelische Kirchen, 1 Hospital, und zählt in 400 Häusern 3200 Einwohner, deren Nahrungsquellen der hiesige Steinkohlenbergbau, welcher in 12 Gruben von 500 Arbeitern und mit Hilfe einer Dampfmaschine betrieben wird, städtische Gewerbe, Saalschifffahrt, Kleinhandel, Bierbrauerei und Ackerbau, nebst 4 Jahrmärkten und einigen Oelmühlen, Cichorien- und Tabacks-Fabriken sind. Auch verfertigt man hier einen geschätzten Lack. — Die Stadt ist der Sitz eines Superintendenten und eines Gerichtsamtes, sowie eines Bergamtes für die Steinkohlenbergwerke, deren Kohlen, jährlich 60—100,000 Tonnen, größtentheils in den Salzkothen von Halle verbraucht werden. — Am Markte steht das 1666 massiv erbauete Rathhaus mit einem hohen Thurme und nicht weit davon die Stadtkirche zu St. Nicolai, welche kürzlich eine neue schöne Orgel für 12,000 Thlr. durch das Vermächtniß des Oekonomen Pitzschke erhalten hat. — Die Lage der Stadt zwischen Bergen und Anhöhen ist schön und gewährt mit dem hoch gelegenen Schlosse, besonders aus der Ferne, einen malerischen Anblick. M.

Christian I. und II., Johann Georg II. und IV. und Friedrich August II.

Diese fünf Kurfürsten albertinischer Linie, deren Reihe, versprochener Maßen, mit dem 5. und letzten Bande der Saxonia geschlossen werden soll, sind bis jetzt noch übrig geblieben, und ihre Lebens- und Regierungsgeschichte kann nun freilich, so merkwürdig sie auch ist, bei der Beschränktheit des Raumes, nur in gedrängter Kürze erzählt werden.

Christian I., der einzige übrig gebliebene Sohn Augusts und der Kurfürstinn Anna, geboren zu Dresden den 29. Okt. 1560, hatte zwar, im Geiste des Zeitalters, eine sehr sorgfältige und strenge Erziehung erhalten und war auch frühzeitig zu den Regierungsgeschäften angewiesen worden; er hatte aber nicht den kräftigen Körper, noch weniger den praktischen Verstand und die moralische Willenskraft seines Vaters, sondern war schwach an Geist und Körper und von Natur zu Genuß und Zerstreuung um so mehr geneigt, als man ihn in seiner Jugend sehr streng gehalten hatte. Nachdem ihn sein Vater 1581 zum Präsidenten des geheimen Raths-Collegiums ernannt hatte, vermählte er ihn 1582 mit Sophia von Brandenburg, Johann Georgs Tochter, einer sehr würdigen Prinzessinn. — Christians erste Sorge war, als er den 11. Febr. 1586 die Regierung angetreten hatte, das unter August etwas vernachlässigte Kriegswesen zu verbessern, die Truppen mehr zu üben und die Festungswerke von Königstein und Dresden zu verstärken, was auch den Hauptgegenstand der Berathung auf seinem ersten Landtage 1587 ausmachte. Auch beschäftigten ihn Musterungen und Turniere, die Jagd und Baulust, nach

den Freuden der Tafel, am meisten, während er die Regierung seinem ehemaligen Lehrer und unentbehrlichen Günstling, dem reformirten Dr. Crell (s. Sax. Bd. IV. S. 62 ff.), ganz überließ, und ihn deßhalb 1589 an die Stelle des entlassenen Peifer zum Kanzler ernannte.

Noch ehe Crell zu diesem höchsten Staatsposten gelangt war, äußerte sich schon sein überwiegender Einfluß auf den Kurfürsten in kirchlicher Hinsicht: denn 1587 ward bei einer Visitation der Universitäten nicht nur die Verpflichtung auf das Konkordienbuch, so wie das Ober-Consistorium in Dresden aufgehoben und dafür das Consistorium in Meißen wieder hergestellt, sondern auch die Einführung des Calvinismus überhaupt offenbar betrieben. Als Kanzler setzte Crell den geheimen Rath fast ganz außer Wirksamkeit und brachte nach und nach die oberste Leitung des Kirchenwesens ganz in seine Gewalt. Darauf bildete er mit den Hofpredigern Salmuth und Steinbach, welche ihm mit dem Superintendenten Schönfeld in Dresden, D. Pierius in Wittenberg und D. Gundermann in Leipzig anhingen, eine Hof-Censur-Kommission für alle theologische Schriften; zugleich arbeiteten diese Männer an neuen Bibeln und Katechismen im Sinne der Kryptokalvinisten. Endlich gab Crell Befehl, den Exorcismus oder die Austreibung des Teufels bei der Taufe wegzulassen, was große Aufregung unter dem Volke verursachte, obgleich der Kurfürst, bei der Taufe seiner Prinzessinn, mit gutem Beispiele vorangegangen war. Widersprechende Geistliche wurden, wie man gleich gedroht hatte, ihrer Aemter entsetzt und des Landes verwiesen. Der Oberhofprediger D. Mirus war deßhalb verhaftet und auf den Königstein abgeführt worden. Von dem Kurfürsten war keine Hilfe zu hoffen, theils, weil er zum Calvinismus geneigt und von Crells Rechtschaffenheit überzeugt war; theils, weil Crell Niemanden mit seinen Beschwerden vor den Kurfürsten ließ und Befehle ohne sein Vorwissen ausfertigte, oder seine Unterschrift ohne Vortrag zur Unzeit erlangte. — Auch schickte Christian 1591 dem König Heinrich IV. von Frankreich eine Geldunterstützung von 60 bis 100,000 Gulden, und mit Hessen und Weimar ein Hilfsheer von 11,000 Mann gegen die Ligue. Während über dieses Alles die Unzufriedenheit im Lande immer mehr zunahm, ward der Kurfürst auf der Jagd, bei Colditz, wo er einen schönen Thiergarten angelegt, wie zu Dresden das Kufenhaus, ein Lazareth, den Klepperstall, das Salzhaus und einen Marstall für 200,000 Thlr. gebauet hatte, plötzlich krank und starb den 25. Sept. 1591 zu Dresden. Noch ehe die kurfürstliche Leiche im Begräbnisse zu Freiberg, welches Christian auch erneuert und verschönert hatte, beigesetzt worden war, hatte man Crell und seine Mitschuldigen, auf Verlangen der Kurfürstinn und eines Ausschusses der Ritterschaft, ohne Weiteres eingezogen.

Von seiner Gemahlinn Sophia hinterließ Christian I. drei minderjährige Prinzen, Christian II., Johann Georg I. und August, deren Vormund, so wie Regent des Landes, der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar ward. Er erhielt dafür jährlich, außer den Kammer-Naturalien-Lieferungen, anfangs 20, später 30,000 Gulden, und nahm seinen Sitz zu Torgau, während die Kurfürstinn-Mutter mit ihren Kindern zu Rochlitz lebte, und sie mit großer Sorgfalt erzog. Von ihr sind auch die bekannten Sophien-Dukaten mit der Umschrift: „Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!" — Auch der Herzog trug große Sorge um die gute Erziehung seiner Mündel: er ließ nicht nur für sie Mark-Aurels Leben von Guevara in's Lateinische übersetzen, sondern verfaßte auch selbst ein Gebetbuch und widmete denselben eine Sammlung verdeutschter Aufsätze, welche er mit trefflichen Lehren begleitet hatte. Die Hauptgegenstände der vormundschaftlichen Regierung waren die Wiederherstellung des Lutherthums und der crellsche Prozeß, welcher 10 Jahre dauerte und 117,972 Gulden kostete! —

Christian II., geboren den 23. Sept. 1583 zu Dresden, übernahm mit dem 18. Jahre die Selbstregierung, den 23. Sept. 1601, und leider war eine seiner ersten Regenten-Handlungen die Bestätigung von Crells Todesurtheil, welcher dadurch seine ministerielle Unverantwortlichkeit, wie Andre seines Gleichen, mit einer unverantwortlichen Justiz büßen mußte. — Zu gleicher Zeit führte Christian die Vormundschaft über seine Brüder, und seit 1602 war er auch Mitvormund der hinterlassenen Kinder des Herzogs Friedrich Wilhelm von Weimar. — Den 12. Sept. 1602 vermählte er sich mit der Prinzessinn Hedwig von Dänemark. — Im Bezug auf die Religion war er streng lutherisch und führte auch, mit der Verpflichtung auf das Konkordienbuch, den Religionseid ein. Auch errichtete er 1602 den Kirchenrath und vereinigte mit diesem 1607 das wiederhergestellte Ober-Consistorium in Dresden.

Christian II. war von Gestalt groß und stark, aß und trank, wie sein Vater, gern und viel. Außer Gelagen, waren gleichfalls Turniere, Jagd, glänzende Feste, Feuerwerke, seine liebsten Belustigungen. — Auf einer Auerhahnsbalze bei Gräfenhainichen ward 1603 von zwei gedungenen Meuchelmördern auf ihn geschossen. Sie wurden fest genommen und gefoltert, ohne daß man dadurch auf den Grund des Verbrechens kam. — Der protestantischen Union vom 4. Mai 1608, an deren Spitze der reformirte Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz stand, trat Christian theils aus Abneigung gegen die Reformirten, theils aus Rücksicht für Oestreich, theils aus Liebe zum Frieden, nicht bei. Aus dem letztern Grunde ließ er sich auch, nach dem Tode des letzten, kinderlosen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, den 25. März 1609, die seinem Hause wiederholt von den Kaisern zugesicherte jülichsche Erbfolge durch Brandenburg und Pfalz-Neuburg entreißen und begnügte sich, vor der Hand Titel und Wappen davon anzunehmen. Eben so wenig widersetzte er sich der Stiftung der katholischen Liga 1610 gegen die Protestanten. — Seinen frühen Tod zog er sich, bei einem Ringelrennen, den 23. Juni 1611, durch einen kalten Trunk zu, den er auf die Hitze that, indem er am Abend, vom Schlage gerührt, im 28. Jahre starb. Dem Kinderlosen folgte sein Bruder Johann Georg I. (s. Sax. Bd. V. S. 89. ff.)

Johann Georg II., der älteste Sohn Johann Georgs I. und der Prinzessinn Magdalena Sibylla von Brandenburg, geboren den 31. Mai 1613 zu Dresden, und seit dem 13. Nov. 1638 mit der Prinzessinn Magdalena Sibylla



Johann Georg II.



Johann Georg IV.

Friedrich August II.



Christian I.



Christian II.

I. 27.

von Brandenburg-Culmbach vermählt, war zwar unter den Leiden des 30jährigen Krieges aufgewachsen, hatte aber dennoch die Noth des Landes zu wenig kennen gelernt, als daß er bei seinem Regierungsantritte, den 8. Okt. 1656, an eine Verminderung des Hofstaates und Beschränkung seiner Prachtliebe und Vergnügungssucht ernstlich hätte denken sollen; ja die Stände mußten gleich auf dem ersten Landtage 1657 eine namhafte Summe bewilligen. Dazu kam noch die verderbliche Theilung des Landes unter Georgs drei Brüder, mit ihren Hofhaltungen, indem August zu Weißenfels, Christian zu Merseburg und Moritz in Zeiz residirte. Nichts desto weniger wechselten große Jagden, besonders im Erzgebirge, glänzende Feste in der Residenz, Löwen- und Bärenhetzen, mit Komödien, italienischen Opern, wendischen Hochzeiten, Bauernwirthschaften, Maskeraden, Feuerwerken, Nachtturnieren bei Fackelschein, Paraden, Vogel- und Scheibenschießen ab. Dazu wurde das erste Opernhaus, das Komödien-, Ball- und Reithaus erbauet, der Riesensaal im Schlosse mit Marmorboden und Säulen verschönert und der Anfang zur Anlegung des großen Gartens gemacht. Der Kurfürst hatte eine ausgezeichnete Kapelle, eine Ober- und Unter-Garde von 1000 Mann, eine Leib-Garde zu Pferde und eine Kompagnie Kroaten; der Hofstaat wurde durch Kammerherren, deren Anzahl bis auf 42 stieg, noch bedeutend vermehrt. — Die Stände machten, bei dem schlechten Zustande der Finanzen, die dringendsten Vorstellungen, aber Alles war vergeblich; sie erlangten 1660 nur die Trennung der Kammer von der Steuer, übernahmen 400,000 Gülden Hofschulden und 1666 abermals 5,200,000 Gülden auf das Land. — Johann Georgs II. Politik war schwach und schwankend, indem er sich bald auf französische, bald auf östreichische Seite neigte. Dem Kaiser schickte er, von 1673—79, 6500 Mann unter dem kriegerischen Kurprinzen Georg, gegen die Franzosen zu Hilfe. — Als 1680 die Pest nach Dresden kam, begab sich der Kurfürst mit seinem Hofe nach Freiberg, wo ein Schaden im Gesichte, den 22. Aug. 1681, seinen Tod herbeiführte. Ihm folgte der kriegerische Johann Georg III. (s. Sax. Bd. III. S. 32.)

Johann Georg IV., der älteste Sohn Johann Georgs III. und der Prinzessinn Anna Sophia von Dänemark, geboren den 18. Okt. 1668 und mit seinem Bruder vom Herrn von Knochs erzogen und vom General von Klengel in der Kriegskunst unterrichtet, machte hierauf Reisen nach Frankreich, England, Holland und Niedersachsen und begleitete, nach seiner Rückkehr, seinen Vater 1689 zur Armee, wo er der Belagerung von Mainz beiwohnte. Schon in seiner Kindheit war er von seinem mütterlichen Großvater Friedrich III. mit dem Titel eines Erben von Dänemark und Norwegen und dem Nachfolgerecht nach dem dänischen Mannesstamme beschenkt worden. Seine Anlagen, seine Erziehung und seine Erfahrungen berechtigten, als er im 28. Jahre den 12. Sept. 1691 zur Regierung kam, zu den schönsten Hoffnungen; allein durch seine leidenschaftliche Liebe zu dem zwar sehr schönen, aber ungebildeten und unsittlichen Fräulein von Neitzschütz, welche selbst vielfache Zerstreuung und jahrelange Abwesenheit nicht hatte dämpfen können, gingen sie nach wenigen Jahren unter. Zwar verlobte er sich, aber nur dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg zu Gefallen, mit welchem er auch, bei einer Zusammenkunft (Jan. 1692) zu Torgau, die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich besprechend, den gemeinschaftlichen Ritterorden des goldenen Armbandes oder der guten Freundschaft stiftete, den 17. April 1692 zu Berlin, gegen seine Neigung, mit der verwittweten Markgräfinn von Anspach, einer gebornen Prinzessinn von Sachsen-Eisenach; doch blieb jenes Fräulein die Geliebte seines Herzens, und selbst die kurfürstliche Braut ward an ihrer Seite in Dresden empfangen. Das Fräulein, nicht zufrieden, daß sie der Kurfürst zur Reichsgräfinn von Rochlitz erhob und sich beim Kaiser für sie um die reichsfürstliche Würde bewarb, strebte selbst Kurfürstinn zu werden und deßhalb die kurfürstliche Ehe zu trennen. Sie bestimmte auch den Kurfürsten, dessen Theilnahme am Kriege gegen Frankreich sich vermindert hatte, denselben mit neuem Eifer fortzusetzen und in ihrer Begleitung wieder mit 12,000 Mann in's Feld zu rücken. Aber plötzlich ward sie von den Blattern befallen, und starb an denselben den 4. April 1694, riß aber auch den Kurfürsten mit in's Grab, da er, untröstlich über ihren Tod, sich von ihrer Leiche nicht trennen konnte, und von ihr angesteckt, schon den 24. April gleichfalls ein Opfer der Blattern ward. Dem Kinderlosen folgte sein Bruder Friedrich August I. in der Kurwürde (s. Sax. Bd. III. S. 63. ff.).

Friedrich August II., (als König von Polen III.) Sohn Friedrich Augusts I. und der Markgräfinn Christiane Eberhardine von Baireuth, geboren den 7. Okt. 1697 zu Dresden und evangelisch unter Alexander von Miltitz erzogen, trat auf seiner Reise durch Frankreich und Italien 1712 in Bologna zur katholischen Kirche über, was aber erst 1717, bei seiner Verlobung mit der Erzherzoginn Maria Josepha, Tochter Josephs I., mit welcher er sich 1719 vermählte, bekannt gemacht wurde, und folgte seinem Vater als Kurfürst 1733 den 1. Februar, als König von Polen den 5. Oktober, durch Rußlands und Oestreichs Hilfe, nachdem er Karls VI. pragmatische Sanktion anerkannt hatte. Er ward im Jan. 1734 zu Warschau gekrönt, gelangte aber erst, nach dem polnischen Thronfolgekriege (1733 bis 35) zum ruhigen Besitz der polnischen Krone, die Sachsen durch den Grafen Brühl, welcher wegen derselben des Königs Günstling und später Premierminister (s. Sax. Bd. V. S. 34. ff.) ward, an den Abgrund des Verderbens und Lothringen nebst Bar von Deutschland an Frankreich brachte; denn der gutmüthige, Ruhe und Genuß liebende König, ließ den Grafen Brühl, der sein ganzes Vertrauen besaß und ihn von jeder Kenntniß der Staatsangelegenheiten fern hielt, unverantwortlich schalten und walten, wie es ihm beliebte, wenn er nur für Geld zum Vergnügen des Hofes sorgte. Nicht genug, daß dieser daher als Minister nur darauf dachte, den König und seinen Hof, um seiner eignen Ehr-, Hab- und Herrschsucht desto besser fröhnen zu können, durch glänzende, stets abwechselnde Lustbarkeiten zu unterhalten, verwickelte er auch, aus denselben Ursachen, Sachsen zuerst in den nachtheiligen östreichischen Erbfolgekrieg (1741—48), und führte später, durch seine geheimen Unterhandlungen mit Oestreich, Rußland und Frankreich gegen Preußen, den unheilvollen 7jährigen Krieg (1756—63) herbei. Dieser machte aber auch dem herrlichen Hofleben

und der unverantwortlichen Ministerregierung ein Ende. Der König mußte sich mit Brühl nach Warschau begeben, und konnte mit ihm von dort erst nach dem Frieden, im März 1763, in das verödete und verschuldete Sachsen zurückkehren. Nichts desto weniger begann Brühl seine alte Regierungsweise wieder und Feste folgten auf Feste bei Hofe; aber mitten unter den Vorbereitungen zu einer neuen Oper erkrankte der König, und schon den 5. Okt. endete er am Schlage. — Noch als Kurprinz hatte Friedrich August das Jagdschloß Hubertusburg (s. Sax. Bd. II. S. 122.), wo er auch 1736 den St. Heinrichs-Orden stiftete, und als Kurfürst, von 1739—1756, die katholische Hofkirche (s. Sax. Bd. II. S. 132.) erbauet und von 1735—36 seinem Vater die eherne Reiterstatue in Neustadt (s. Sax. Bd. II. S. 46.) errichtet. M.

Der Königstein,

dessen Ansicht nebst Beschreibung schon in Nr. 2. und 4. des I. Bandes mit der Stadt Königstein gegeben worden ist, folgt hier nur deßhalb noch einmal im Bilde, weil er dort ganz klein als Nebenpartie steht, und gleichwohl wegen seiner malerischen Schönheit, historischen Wichtigkeit und seines häufigen Besuches eine Abbildung in größerem Umfange verdient. ♪

Die leipzig-dresdner Eisenbahn.

(Beschluß.)

Unter den ausländischen Lokomotiven haben sich die Maschinen von Rothwell in Bolton und der „Robert Stephenson von Robert Stephenson in Newcastle" vortheilhaft ausgezeichnet. Dagegen hat der „Columbus" aus Baltimore in Amerika seinen Empfehlungen in keiner Hinsicht entsprochen.

Besser als mit der berliner ging es unserer Kompagnie mit der magdeburg-köthener Gesellschaft, mit welcher sie ebenfalls einen eventuellen Anschlußvertrag machte, die Verpflichtung übernehmend, eine Verbindungsbahn von Leipzig bis an die preußische Gränze bei Modelwitz auf ihre Kosten zum Anschluß an jene Hauptbahn zu erbauen, sowie auch der magdeburger Gesellschaft einen Bahnhof neben dem leipziger herzustellen. Für den Bau dieser Bahnstrecke, welchen die magdeburger Gesellschaft selbst besorgte, zahlte die leipzig-dresdner Kompagnie derselben, mit Ausschluß der Expropriation und der Aufführung des Bahnhofes, ein Bauschquantum von 298,193 Thlrn. Davon wurden jedoch 10 % erst dann bezahlt, als die Linie von Leipzig bis Halle vollständig im Betriebe sich befand, die übrigen 90 % aber in einzelnen größern Summen, sobald dieselben, nach dem Zeugnisse des Oberingenieurs Kunze, wirklich auf die Bahn verwendet worden waren. Die magdeburger Gesellschaft bezahlt für die Benutzung der Bahnstrecke 50 % als reines Pachtgeld an die leipzig-dresdner Kompagnie, und stellt nach Ablauf des Vertrages diese Bahnstrecke in gutem Zustande zurück. Die Länge dieser Anschlußbahn beträgt 20,572 Ellen oder 1½ geogr. Meile, und kostet mit der Expropriation und dem leipzig-magdeburger Bahnhofe 337,214 Thlr.

Die Eröffnung der magdeburger Bahn fand den 18. Aug. 1840 und die Vollendung des zweiten Geleises der leipzig-dresdner Bahn den 1. Okt. Statt. Zur Ausführung dieser wichtigen Arbeiten waren natürlich neue, bedeutende Geldmittel nöthig, und das Directorium bewirkte dazu, mit Zustimmung des Gesellschaftsausschusses und Genehmigung der hohen Staatsregierung, eine Anleihe von einer Million Thaler, mittelst welcher durch eine 83jährige 4 % Verzinsung den Darleihern 3½ % jährliche Zinsen und bei Ausloosung der Obligationen noch die steigende Prämie von 1 % für's Jahr gewährt wird. Im Jahr 1841 sah man sich jedoch genöthigt, diese Anleihe noch um ½ M. zu erhöhen. Somit besteht das Anlage-Kapital aus 6½ Millionen Thlr., nämlich 4½ M. Aktien, ½ M. Kassenscheinen und 1½ M. Anleihe. — Der Etat des mit festem Gehalt angestellten Personals betrug 1840 62,572 Thlr., wovon der Oberingenieur 1250 Thlr., 3 Abtheilungsingenieurs 2700 Thlr., 11 Oberbahnwärter 2288 Thlr., 171 Bahnwärter und Zimmerleute außerhalb der Bahnhöfe 20,868 Thlr., 1 Hafenmeister in Riesa 300 Thlr., der Bevollmächtigte in Leipzig 1500 Thlr., der Geschäftsführer in Dresden 1500 Thlr., 1 Vorsteher und Revisor der Güterexpedition 1000 Thlr., 1 Buchhalter 750 Thlr., 1 Hauptkassirer 800 Thlr., 1 Controleur (zugleich Dirigent der Wagenbauanstalt) 700 Thlr., 1 Zahlmeister 300 Thlr., 4 Expedienten 1100 Thlr., 1 verpflichteter Stempeldrucker für die Fahrbillets 156 Thlr., 4 Markthelfer und Aufwärter 626 Thlr., 4 Oberaufseher in den Bahnhöfen 1200 Thlr., 2 desgl. (zugleich Billeteurs und Einnehmer) 744 Thlr., 1 desgl., welcher zugleich für die Station Dahlen das erforderliche Personal auf seine Rechnung zu stellen hat, 500 Thlr., 4 Expedienten 574 Thlr., 5 Schirrmeister 832 Thlr., 29 Weichenwärter 3540 Thlr., 6 Wächter 828 Thlr., 2 Thürsteher 312 Thlr., 10 Einnehmer 2680 Thlr., 1 Salzexpedient 300 Thlr., 2 Wiegemeister 480 Thlr., 2 Briefboten 306 Thlr., 1 Maschinenmeister 900 Thlr., 1 Vormann in Dresden 400 Thlr., 2 Rechnungsführer 400 Thlr., 1 Ausgeber 156 Thlr., 8 Lokomotiven-Führer 2998 Thlr., 7 Lehrlinge 1274 Thlr., 5 Feuerschürer 884 Thlr., 3 Zugführer 950 Thlr., 6 Packmeister 1456 Thlr., 24 Schaffner 2964 Thlr., bei der Cokebrennerei und Kohlenverwaltung 1 Vorsteher 700 Thlr., bei der Wagenbauanstalt 1 Vormann für Neubau 400 Thlr., 1 desgl. für Reparatur 400 Thlr., 1 desgl. für Schmiede 400 Thlr. und 1 Rechnungsführer 156 Thlr. erhielten. Die Betriebseinnahme von 1840 betrug, nebst Pacht, dem magdeburger Antheile und Zinsen, 470,082 Thlr. Uebrigens kann die Bahn, weder in ihrer inneren Einrichtung, noch äußeren Ausdehnung des Betriebes schon als ganz vollendet betrachtet werden.

M.

Hierzu als Beilagen:

1) Der Königstein. 2) Die Bildnisse der Kurfürsten Christian I. und II., Georg II. und IV. und August II. 3) Schloß Wettin.

Verlag von Eduard Pietzsch u. Comp. in Dresden. — Druck von B. G. Teubner in Dresden.



V. 24. Nach d. Natur gez. u. lith. v. C. W. Arldt. B. I.

Der Königstein.



Allgemeines und vollständiges Alphabetisches Register über sämmtliche fünf Bände der Saxonia.

(Alle Gegenstände, welche nicht mit einem Sternchen bezeichnet sind, haben lithographirte Abbildungen.)

